This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

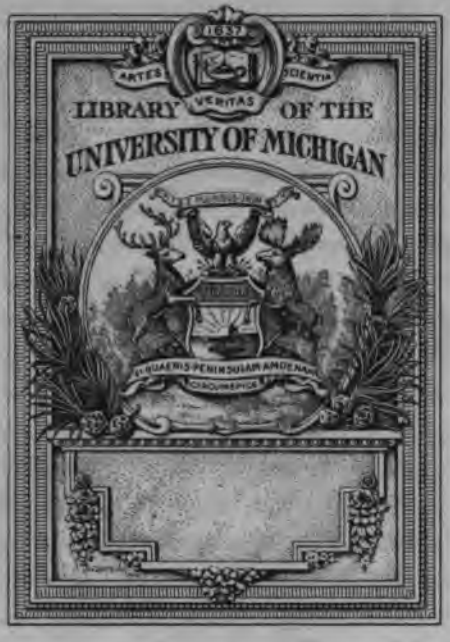
B 1,250,525

Wilhelm und Caroline von Humboldt

in ihren Briefen.

—I—

1791—1808.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

H9
A2
1.9
Vb

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna von Sydow

Zweiter Band

Von der Vermählung bis zu Humboldts Scheiden aus Rom 1791—1808

Berlin 1907
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Von der Vermählung bis zu Humboldts Scheiden aus Rom 1791—1808

Herausgegeben von Anna von Sydow

Vierte Auflage

Mit zwei Bildniſſen

Berlin 1907
Ernſt Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochſtraße 68—71

Alle Rechte aus dem Geſetz vom 19. Juni 1901 ſowie das Überſetzungsrecht ſind vorbehalten

Seite

Einleitung . . . . . VII—VIII

1792.

Briefe aus Kahla, Merseburg, Coswig, Falkenberg, Rudolstadt 1—18

1794.

Briefe aus Jena . . . . . 18—21

1795.

Briefe aus Weimar, Jena . . . . . 21—24

1796.

Brief aus Halle . . . . . 24—25

1797.

Briefe aus Jena, Weimar, Erfurt, Zeitz, Halle, Berlin, Dresden . . . . . 26—72

1801.

Briefe aus Orléans, Les Ormes, Bordeaux, S. Sebastian, Guetaria, Vitoria, Durango, Bilbao, Bayonne, Itzatzu 74—113

1803.

Briefe aus L'Ariccia, Rom . . . . . 114—124

1804.

Briefe aus Rom, Florenz, Modena, Augsburg, Erfurt, Weimar, Burgörner, Mainz, Metz, Paris, Marino . 125—287

1805.

Briefe aus Lyon, Rom, Turin, Mailand, Modena . . . 288—297

Nachwort . . . . . 298—300

Stammtafel 301

Namenverzeichnis . . . . . 302—307

185301

Einleitung

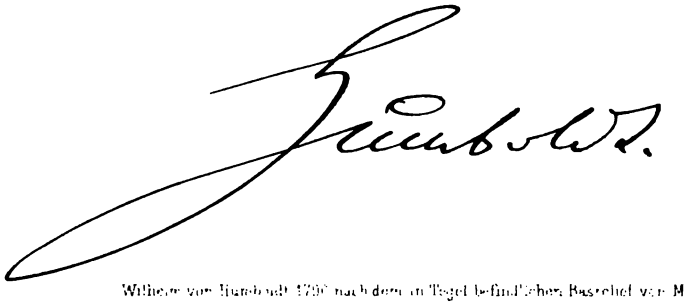
Wilhelm v. Humboldt hatte sich mit Caroline v. Dacheröden am 29. Juni 1791 zu Erfurt vermählt. Er war aus dem Staatsdienst ausgeschieden und wählte als Wohnsitz zunächst Burgörner, eins der Güter seines Schwiegervaters, des Kammerpräsidenten v. Dacheröden. Dort hatte er zwei Jahre zuvor Caroline zum ersten Male erblickt. Es war Humboldt, auch nachdem die Verlobung von den beiderseitigen Eltern gebilligt war, nicht ganz leicht gemacht worden, das Ziel — die Vermählung — zu erreichen.

Wir haben in den Briefen aus der Brautzeit gesehen, wie zunächst sowohl der Vater Dacheröden als auch die Mutter Humboldt alle auf die Heirat hinzielenden Zukunftspläne einfach mit Schweigen übergehen. Carolines Vater, weil ihm der Gedanke, sich von der einzigen Tochter zu trennen, unerträglich schien, Humboldts Mutter infolge einer gewissen Kälte und Gemessenheit der Empfindung, der sich noch die Besorgnis zugesellte, den zukünftigen Haushalt etwa pekuniär unterstützen zu müssen. Humboldt, der im zwölften Jahre schon den Vater verloren hatte, war in dieser Hinsicht nicht ganz von seiner Mutter abhängig, doch war sein Einkommen nicht so groß, daß er allein darauf hätte einen Hausstand gründen können. Wie viel der alte, sehr wohlhabende Herr v. Dacheröden gesonnen war, seiner Tochter jährlich zu geben, war

ſchwer feſtzuſtellen. Daß ihm ein Titel an Stelle des einfachen „Referendarius“ für ſeinen Schwiegerſohn erwünſcht ſein würde, hatte er durchblicken laſſen, und das ſpornte Humboldt während des Jahres beim Kammergericht in Berlin zu eifrigſter Arbeit an: nach Mitternacht erſt nahm er ſich die Muße, um an die Braut zu ſchreiben; der Sonntag-Morgen war hebräiſchen Studien, die Nacht häufig der Sternenkunde gewidmet. Inmitten dieſer raſtloſen Tätigkeit aber erwuchs die Sehnſucht nach einem anderen Daſein, nach Freiheit im edelſten Sinne, nach Ruhe zur Selbſtbildung und Vertiefung, zum Verſenken in jene Frauenſeele, die, wunderbar ihm ähnlich, ihm völlig hingegeben und doch, wie er ſelbſt, ganz freie, ſelbſtändige Perſönlichkeit, der Vereinigung mit ihm harrte. Wie tief hatte Caroline mit dem Scharfblick der Liebe und dem Weitblick des dem ſeinen verwandten Genius ſein Weſen ſchon früh erfaßt! Sie gibt dem Gedanken, der längſt ſchon in ſeinen Wünſchen lebte, Ausdruck. Sie ſpricht ihm zuerſt vom Aufgeben des Staatsdienſtes.

Weniger ſchwer, als es ſich die Liebenden vorgeſtellt, nahm der Vater Dacheröden die Veränderung des Lebensplanes auf, und ſo durfte ſich das junge Paar nach der Hochzeit des beglückendſten Stillebens in Burgörner erfreuen.

Am 16. Mai 1792 wurde in Erfurt das erſte Kind, eine Tochter — Caroline —, geboren. Im darauffolgenden Sommer finden wir Mutter und Tochter Caroline bei jener anderen Caroline, der geliebten Freundin Frau v. Beulwitz, in Rudolſtadt, während Humboldt, mit einem Aufenthalt in Halle bei Wolf, nach Berlin ging, um ſeine Mutter dort und auf ihrem Gute Falkenberg zu beſuchen. Sein erſter Brief an Caroline iſt auf dieſer Reiſe unterwegs geſchrieben.



Wilhelm von Humboldt 1790 nach dem im Tegel befindlichen Basrelief von Martin Klauer

1. Humboldt an Caroline

Kahla [wohl 16. Juli 1792] 1792

Daß ich nicht mehr bei Dir bin, meine Li, und beim Wickelnarrn! Wie iſt's mir ſo öde und leer ohne Euch! Ich habe die ſchöne Gegend wiedergeſehen, aber ich ſah ſie ja nicht mehr mit Dir, wie neulich. Ich habe mich vieler Stellen erinnert, wo Du dies und jenes ſagteſt, wo Fräulein trank oder ſchlief. Erinnerſt Du Dich noch, wo wir ausſtiegen und zu Fuß gingen? Es war bei einer Mühle. Das Tal iſt ſo grün und freundlich, die Berge, die es umſchließen, ſo romantiſch, und hinten ragt ſo feierlich die Leuchtenburg hervor. Da bin ich wieder zu Fuß gegangen, und immer war's mir noch, als wäreſt Du bei mir, als hätt ich die holde kleine Li auf dem Arm.

O! teures, einziges Weſen, wie ſo namenlos, wie ſo unendlich glücklich haſt Du mich gemacht, wie haſt Du mir gegeben, was ich ſelbſt, da ich Dich kannte, da Dein Beſitz mir gewiß war, ach! nimmer,

1792 nimmer gehofft hätte. Wie vermag auch ſelbſt die kühnſte Phantaſie zu erreichen, was Du ſo ewig ſtill in das Leben verwebſt, die Ruhe, dieſen einfachen und ſo unnennbar füllenden Genuß.

2. Humboldt an Caroline

Merſeburg, Dienstag nach 6 Uhr [17. Juli 1792]

Wie ſo ununterbrochen habe ich an Dich gedacht, liebe Li. Die Nacht war ſo himmliſch. Die Gegend erſchien ſo ſtill und ſchauerlich. Alle Geſtirne, die ich ſonſt mit Dir ſo oft ſah, hefteten jetzt meine ſehnenden Blicke. Du ſahſt wohl auch nach dem Jupiter, vielleicht begegneten ſich an ihm unſere Augen. Mir iſt ſehr wohl, und ich wäre innig froh und heiter, wenn ich Dich nicht ſo unendlich vermißte. Was machſt Du, mein holdes, teures, einziges Weſen? Wie haſt Du geſchlafen? Hat die kleine Li Dich oft im Schlafe geſtört? Unaufhörlich habe ich mich das gefragt, ſo viel hätte ich gegeben, wenn ich nur einen Augenblick Dich hätte ſehen können und die Kleine. Bald, bald werd ich Euch ja wieder ſehen, wieder all das Glück genießen, das Du mir ſo ununterbrochen gabſt, ſeitdem ein freundliches Schickſal uns vereinte. Alle Szenen der Vergangenheit waren mir dieſe Nacht ſo lebhaft; vorzüglich umſchwebte mich wunderbar Dein Bild, wie ich zuerſt in Burgörner Dich ſah. So anders ſchieneſt Du mir da, und ſo anders ſcheinſt Du mir jetzt, und dann iſt doch ſo eine wunderbare Einheit in dem Anders und Andersſein. Ehe ich Dich ſo ganz, ſo ausſchließend beſaß und Dich doch ſchon ſo heftig, ſo einzig liebte, war mein Gefühl ſo unruhvoll, ich vermochte nicht ohne die tiefſte Wehmut an Dich zu denken, Dir zu ſchreiben, Dich zu ſehen. Ich war weh — —! nicht um mich, ſüße, teure Liebe, wie ſehr ich auch oft litt, aber um Dich. Dein Schickſal war ſo wunderbar verſchlungen,

ich ahndete ſchon damals Eine glückliche Zukunft und zitterte vor jeder 1792
andern, und doch war jede andre ſo wahrſcheinlicher als dieſe. Nach und nach löſte es ſich klarer, und es wurde ruhiger in uns. Jetzt iſt die Liebe, die unſer ganzes Weſen beſeelt, mit jedem Tage unſeres Zuſammenſeins namenlos gewachſen, und mit dieſer Liebe hat ſich ſo eine himmliſche Ruhe, ſo ein froher Genuß gegattet. Keinen Moment unſeres Zuſammenſeins hat mich, keinen — o, ich darf es mit Gewißheit ſagen, — Dich — dies Gefühl verlaſſen, und das alles iſt Dein, einzig Dein Werk. Deine einfach ſtille Größe, Deine himmliſche Güte ſchafft unaufhörlich dies einzig ſchöne Daſein. Meine Seele ſchmilzt in Dank zu Dir hin, wenn ich dies ſo überſchwenglich empfinde, und dann fühle ich doch wieder, daß kein Dank, ſelbſt der Dank dieſes liebenden, ſehnenden Herzens, der Gabe zu genügen vermöchte. Ich muß ſo abgebrochen ſchreiben, weil ich ſo geſtört werde, aber ich muß Dir doch ſagen, was mein Herz unaufhörlich füllt, was mich hält fern von Dir, was mir auch ſo ſelige Momente gewährt. Ja, ich kann's nicht, nicht einen Augenblick untergehen laſſen, das Glück, das Du in mir geſchaffen haſt. Es ſind ja nur wenige Tage, die uns trennen, dann ſind wir wieder beiſammen und genießen faſt ein ganzes gar nicht geſtörtes Jahr des ſtillſten Beiſammenſeins.

3. Humboldt an Caroline

Coswig, 18. Juli, ½11 Uhr [1792]

Ich kann Dir wieder ſchreiben, liebe Li, ich begegne noch einer Poſt. Es iſt mir ſo ſüß, Dir ein Wort ſagen zu können, fühle im voraus, wie wohl es Dir tun wird. Dein armes Herz iſt doch gewiß weh, ach! aber nicht zu weh ſein, mein Liebes! Komme bald, ſo bald wieder. Mit jedem Tage rückt der ſüße Moment näher heran. Dieſe Nacht im Wagen träumt ich von Dir und Fräulein,

1792 Du wollteſt Fräulein den Hals waſchen, und ich hielt kleine Händchen. Fräulein war ſo ſtill und ſchön. Wie ich aufwachte, glaubte ich's noch auf meinem Schoß zu ſehen und griff zu, damit es nicht falle, war aber nichts da. Das Herz iſt oft ſo weh und doch immer ſo glücklich. Es ſehnt ſich unaufhörlich nach Dir und fühlt auch gleich unaufhörlich Deine nie erreichte Schönheit. Ich kann mir Dein Weſen ſo ganz denken, wie jeder Augenblick unſeres Beiſammenſeins es mir zeigt, in der Größe, der Fülle, der Einheit, die ſo unnennbar jede einzelne Schönheit in Dir verknüpft. Aber es iſt mir, als dächte ich Dich noch lebendiger, noch ſchöner, wenn ich auf mich blicke.

Was Du in mir geſchaffen, wozu Du mich erhoben haſt, fühle ich ſo klar, weil ich mich jeder Periode der Vergangenheit ſo deutlich erinnere, ſo genau weiß, wie ich in jeder und jeder war. Aber wie oft ich bei dem einen und dem anderen Bilde verweile, ſo ſteigt das Gefühl doch erſt dann zur höchſten Höhe empor, wenn ich unſere Vereinigung, das Weſen denke, das dieſe einzige Liebe, uns beide ſo innig ineinander ſchmelzend, gebildet hat. Jedem einzelnen von uns wäre dieſe Größe ewig unerreichbar geweſen. Selbſt die Liebe, wie feſt ſie uns auch aneinander geknüpft, hätte nicht allein dieſe Schönheit geſchaffen, hätte nicht auch das Schickſal uns ſo freundlich gegönnt, ewig und ungetrennt in ſtiller Einſamkeit miteinander zu leben. Dies Leben — ich fühle es ſo klar in mir — iſt es allein, das wenigſtens alle die Gefühle entwickelt, mit welchen jeden die Empfindung des andern erfüllt.

Schon früh heftete ich meinen Blick mehr auf das innere Weſen der Menſchen und der Natur, aber ſolange mein Daſein ſo allein daſtand, fühlte ich immer jede meiner Anſichten ſo mangelhaft, empfand ich wenigſtens nicht den Einklang der äußeren Gegenſtände und der innern Empfindung, welcher der Wahrheit alleiniges Gepräge iſt. Es fehlte mir da eigentlich das, was die ganze Natur beſeelt. Ihr ſelbſt in meinem Weſen nicht gleich, vermocht ich nicht

das Ungleiche wahr aufzufaſſen, denn überall iſt ſie ja ein wunder- 1792
volles Ganze, überall eine entzückende Harmonie, überall hallt ſie von Tönen, deren keiner des ihm entſprechenden ermangelt. Und in mir fühlte ich, wenn ich's auch nicht mir zu entwickeln vermochte, alles abgeriſſen und halb. Manchmal, in dieſem Zuſtand ſehnſuchtsvollen Vermiſſens, war es wohl, als würde ich mir klarer, als empfänd ich, welches Band es ſein müßte, das mich freundlich an das All der übrigen Weſen knüpfte. Aber völlig klar wurde es mir nie, bis ich Dich ſah, bis ich ſah, wie keinem Tone in mir, nicht auch ein anderer in Dir antwortet, wie nur vereint mit Dir und wie nie ſonſt ich mich, ſelbſt ein Ganzes, an das Ganze der Natur anzuſchließen vermöchte. Du wirſt mich verſtehen, Li, wenn ich auch hier nicht weiter zu reden vermag, wenn ich es nicht auszuſprechen wage, wie nur Deine Liebe aus mir und dem All der übrigen Weſen ein harmoniſches Ganze geſchaffen hat! Wenn ich Deine Liebe, wenn ich mein Glück denke, kann ich freilich nur Dich denken, nur empfinden, daß Du ſo biſt, und daß Du mein biſt, aber es liegt doch ewig in dem einen Gefühl alles, was ich hier in allein Dir verſtändlichen Lauten zu ſtammeln wagte. Ja, daß ich Eins bin in mir, daß ich bin, wozu ich Anlage hatte zu ſein, daß ich Wahrheit ſehe, daß ich harmoniſche Schönheit empfinde, das iſt Dein, einzig Dein Werk; und mein, einzig mein Werk iſt es, daß auch Du biſt, was Du ſein ſollteſt, daß auch Du Wahrheit ſiehſt und Schönheit und Harmonie empfindeſt.

Keiner hat eigentlich dem andern etwas gegeben, o! die Liebe hängt zu ſüß an dem Geliebten, um von ſich in ihn übertragen zu wollen, und das Weſen, das zu lieben vermag, iſt zu groß und ſelbſtändig, um aus dem andern für ſich zu nehmen. Daß wir beide das fühlen, darum erſticken wir mit beſorglichen Küſſen immer die Worte des andern, wenn er Dank ſtammelt für das, was er empfing. Aber daß jeder dem andern ſich hingab, das machte erſt, was jedem eigen in ſich war, vom Schattenbilde zur Wahrheit.

1792 Wie die Natur ſo hehr und ſchön in ſich iſt, und der Menſch ſo reich und harmoniſch in ſich, und doch der Menſch ſich nicht zu empfinden vermöchte als in der Natur, die ihm ſich darſtellt, und die Natur nicht beglücken könnte ohne den Menſchen, der ſie auffaßt, ohne daß der eine dem andern gäbe oder von ihm empfänge, ebenſo iſt es auch mit uns und mit jeden, die wahre Liebe beſeelt. Wie wir nun uns enger und inniger verknüpfen, ſo wird wahrer und wahrer unſere Anſicht, ſchöner und harmoniſcher unſer Einklang mit der Natur. O Li, meine Li, erhalte Dich der ſchönen, ſüßen, unendlichen Zukunft! Ewig wirſt Du lieben, und ewig wirſt Du geliebt ſein, und mit der Liebe und Gegenliebe werden beide und mit beiden unſer Weſen, unſer Geiſt und unſre Schönheit wachſen!

So werden wir ewig jeder alles dem andern danken und keiner doch je weniger vom andern empfangen, als er zurückgibt. Ach, laß mich aufhören, laß mich ſchließen, wo mich die Worte verlaſſen, laß mich die brennenden Küſſe aufs Papier heften, — und ſei glücklich und liebe mich! Ach, und Fräulein, bitte, bitte, daß ich ſie nicht verwob in den Einklang unſerer Weſen. Aber bei jedem Wort, das ich niederſchrieb, empfand ich ſie mit, ich fühlte auch darum nur halb, was ich ſtammelte, weil ſie fehlte, und doch konnte ich ſie nicht nennen. Dies Gefühl iſt noch zu wunderbar, noch und vielleicht lang noch vermag ich's nicht in Worte zu kleiden. O! nimm noch die Küſſe und lebe wohl, ſo wohl.

Noch eins. Du wirſt wiſſen wollen, wo ich bin. Ich bin geſtern abend um 11 Uhr aus Halle gefahren, habe aber faſt ganze Nacht im Wagen geſchlafen und habe nur noch 13 Meilen bis Berlin. Morgen vormittag bin ich da. Lebe wohl, küſſe Fräulein. Grüße gute Li.

4. Humboldt an Caroline

Falkenberg, Montag, 23. Julius abends [1792] 1792

So innig ſehnt ich mich alle dieſe Tage, Dir zu ſchreiben, meine Li, und immer wurd ich auf ſo läſtige Weiſe daran geſtört. Heute ſtieg die Sehnſucht aufs höchſte, dir ein Wort der Liebe zu ſagen, und heute ſpart ich es nun auf bis zu den ſtillen Stunden, wo ich allein mit Dir ſein könnte und mir. Dein Bild liegt neben mir, ach, ſo viele herzliche Küſſe bedecken es täglich. Es iſt mir ſo trüb und düſter in der Seele, Du biſt nicht bei mir, und mit jeder langſam hinſchleichenden Stunde iſt mir's, als vermißt ich Dich ſchmerzlicher. Du biſt's doch allein, die mir Leben gibt! O! Du gutes Liebes! Schon ſo oft hat mich die Reiſe gereut, ſo oft — ach! — verzeih Deinem armen Bill — hab ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich Dir, mir, dieſen Kummer verurſacht. Dann ſag ich mir wohl, daß es notwendig war, daß es ſchön iſt, alles Gute zu erhalten, daß es nicht zu unſerem einzigen Daſein paſſen würde, wenn wir auch nur Ein Weſen minder froh ſein ließen, als wir es zu machen vermöchten. Dann ruf ich mir Dich zurück, und wie Du ſelbſt, wieviel Du auch litteſt, die Reiſe wollteſt, wie Du mir ſagteſt, daß [wir] uns wiederſehn, wieder umarmen würden. Aber das arme entbehrende Herz hört nicht auf zu murren, und nur des Wiederſehens ſüße Gewißheit vermag es ein wenig zur Ruhe zu wiegen. Acht Tage ſind nun vorbei, daß ich Dich verließ, Gott, wie lange acht Tage! Wenn ich bei Dir bin, wie ſchnell eilen die Stunden! O! Li, Li, ich beſchwöre Dich, empfinde es ganz, wie Du mich beglückſt, fühle ganz, was Du biſt. Wenn ich es nur zu ſagen vermöchte, was es iſt, was ich ſo allbeſeligend empfinde, was in jedem Moment mein Daſein ſo bereichert und erhöht. Wie ich Dich liebte und fern von Dir war, da war ich glücklich, weil Du mir angehörteſt, wie ich in Deiner Nähe lebte, da war ich trunken von Seligkeit, aber jetzt, jetzt, wie find ich ein Wort, wie mir jetzt iſt, da Du mein

1792 Weib, die Mutter meines Kindes biſt. So unendlich lange ring ich ſchon, das Gefühl in Worte zu kleiden, aber ewig mißlingt der Verſuch. Daß Du mein Weib biſt, darin, darin weiß ich, liegt es allein, aber wie wag ich's, das zu entwickeln, mir ſelbſt zu enthüllen? Aber wie biſt Du auch ſo wunderbar einzig, Du Große, Hehre. Wie haſt Du unſer Leben ſo ewig mit neuen Freuden umkränzt. Nichts habe ich verloren, nichts vermiſſe ich von allem, was ich jemals in Dir beſaß, aber mit jedem Tage entdeckt meine trunkene Seele, was mir vorher noch verborgen war. Was miteinander zu ſtreiten, ſich wechſelweis auszuſchließen ſcheint, das knüpfſt Du freundlich in Eins, und ſo gattet ſich wundervoll in Dir die kühnſte erhabenſte Größe mit jeder ſchlichten einfachen Tugend, ſo biſt Du ewig mein ſüßes liebendes Mädchen und mein Weib, der Kleinen holde ſorgſame Mutter. Wenn ich die Seligkeit denke, die Du mir ſchenkſt, dann weiß ich nicht, woran meine trunkene Phantaſie ſich halten ſoll, ob an der Erinnerung der Vergangenheit, oder den Szenen der Gegenwart und den Ausſichten in die nahe und fernere Zukunft. Alles drängt ſich in Eine Empfindung zuſammen, Tränen der Wonne und Rührung quillen zu Deinem Dank hervor, und meine Lippen drücken ſich feſt an Dein Bild. Auch Du biſt glücklich geweſen, meine Li, auch Du biſt es jetzt und wirſt es immer ſein, ſo oft Bill bei Dir iſt, und Bill will ja ewig, ewig bleiben. Wahrlich, ich könnte ja nicht glücklich ſein, wenn ich das nicht zuerſt, das am heiligſten empfände, aber ich vermag auch nicht mein Glück und das Deine als zwiefach zu denken. Wenn ich ſage, daß mein Daſein die Fülle jedes Genuſſes ſchmeckt, dann fühl ich es auch in gleicher Lebhaftigkeit, daß auch Du nichts, nichts vermiſſeſt. Aber, wie glücklich Du auch biſt, wie ich es ſehe, und wie mich ſo ununterbrochen dieſer Anblick beſeligt, ſo fühle ich es doch, ſo iſt es mir doch immer, als ſchwänge ſich mein Glück höher empor, als vermöchte ich nicht zu geben, was ich in dieſem Maße empfange. Weine mir nicht,

mein gutes Kind, werde mir auch nicht weh, aber Bill meint es so 1792
wahr und so ehrlich, möchte so herzlich bitten, ihm zu verzeihen, wenn er Dich, Dich nie zu verdienen vermag. Will gewiß auch noch beſſer werden, iſt ja ewig mit Dir und fühlt ſchon, wie er immer beſſer geworden iſt.

Wie ich mir das Leben mit Dir dachte, meine Li, ehe ich noch es zu ſtammeln wagte, daß ich Dich liebte, ſo fühl ich doch jetzt, nun freilich in nie geahndeten Graden, die Erwartung vollendet. Ewig würde ich, dachte ich mir immer, von Dir ſo kindlich empfangen, ewig Dein holdes großes Weſen tiefer aufzufaſſen verſuchen, ewig ſtreben, mich ſeiner und ſeiner Liebe würdig zu bilden. Wie das höhere Weſen ſtandeſt Du ewig vor mir da, ich kam zu Dir — o, es iſt ſo herzlich und innig wahr — nicht Dein Geliebter, nicht Dein Helfer, Dein Ratgeber, nein, der, der von Dir zu lernen, nach Dir ſich zu höherm Daſein empor zu ſchwingen verſuchen wollte. Wie ich anfing, Dich zu lieben, da modifizierten ſich zwar anders und anders dieſe Gefühle, aber ewig blieb ihre eigentliche Natur und keine Zukunft wird ſie wandeln, wie keine Vergangenheit vermocht hat. O! noch jetzt häng ich gleich kindlich an Deinen Lippen, noch jetzt ſuch ich in Deinen Augen — dem wundervollen Bilde Deines einzigen Weſens — was mich ſchöner und reicher machen, mich höher emporheben kann, noch jetzt, wenn ſo oft ein Moment mich gerade dieſem Gefühl allein überläßt, möcht ich Dich eine liebende, wohltätige Mutter nennen. So vereinſt Du alle ſüßeſten Namen in Dir. Noch neulich wurde mir das ſo klar, als mir der Homer und die Stelle in die Hände fiel, wo Andromache dem Hektor ſagt: „σὺ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ“ *) uſw.

So oft ich ehemals den Vers las, verſtand ich ihn nicht recht; dieſe Empfindungen ſchienen mir ſo geſchieden voneinander, und jetzt

*) Du biſt mir Vater und herrliche Mutter.

1792 faßt er mich mit einer Wahrheit, die ich nicht auszudenken vermag. So iſt mir's, vor allem mit Homer, oft gegangen. Ich habe erſt fortleben, mich ſelbſt mit neuen Wahrnehmungen, neuen Gefühlen bereichern müſſen, ehe ich den tiefen Sinn völlig auffaßte.

Es iſt jetzt ungefähr Mitternacht, nun denk ich mir, daß die kleine Li ſchreit, daß Du ſie aufnimmſt und wäſcheſt. Ach, was macht der liebe, holde Narr? Ich dachte erſt, ich würde heute Briefe von Dir haben können, nun iſt mir aber eingefallen, daß erſt acht Tage verſtrichen ſind, und gar, wie ich glaube, der Tag meiner Abreiſe Poſttag war. Muß nun wohl bis zum Freitag warten, will ruhig ſein, liebes Herz, wenn Du nur meine Briefe recht regelmäßig bekommſt. Greife Dich auch ja nicht zu ſehr an, mir zu ſchreiben, bleib nicht länger auf drum, ſchone Dich ja recht ſehr, will mit ſo wenigen Zeilen ſo glücklich ſein. Mußt auch ja nicht denken, daß mich ängſtige. Ich weiß, daß Kind nichts begegnen kann, Lili*) ſchrieb es mir ſonſt gleich. Das war ſonſt nicht, und darum ängſtigte ich mich auch ſonſt wohl manchmal.

Nun ſchlafe wohl, mein ſüßes, liebes Kind. Nimm die innigen herzlichen Küſſe, gib kleinem Wickelnarrn auch und lebe wohl, o ſo wohl! Grüße Lili.

5. Caroline an Humboldt

[Rudolſtadt], Dienstag, 24. Julius [1792], abends um 11 Uhr.

Noch einen Gruß meinem Bill, eh ich mich niederlege, ach könnt ich in ihn alle die Sehnſucht hauchen, die mir die Seele füllt. Gott! wie war mir's wieder den Abend! Wir waren mit den Prinzeſſinnen und der Mama**) nach Cumbach

*) Caroline v. Beulwitz. Vgl. Bd. I, S. XIX—XXII. — **) Caroline v. Beulwitz' Mutter, Frau v. Lengefeld, Oberhofmeiſterin der Rudolſtädter Prinzeſſinnen. Vgl. Bd. I, S. XIX—XXII.

gefahren, es wehte eine ſo köſtliche Luft — wie ſchweifte mein 1792
Blick umher in der lieblichen Gegend, auf dem reinen Spiegel des Waſſers, dem friſchen Grün der Wieſen, und welch ein Zauberlicht umglühte die fernen Berge — die Sonne war untergegangen, und es flammte noch gleich einem Feuermeer der Himmel, — ich konnte ſtill ſitzen, indes die andern ſprachen, die Seele entfloh mir in unausſprechlicher Sehnſucht, mein Herz bebte verloren im ſüßeſten Schmerz und unendlicher Freude, denn hatte ich nicht Liebchen, hielt ich das ſüße Geſchöpf nicht in meinen Armen, drückt es ſprachlos an meinen Buſen? Ach, wie verſteht es mein Herz, Dich wiederzufinden in ihm, und doch — wie vermiſſe ich Dich mehr wie jemals. Ach, komm wieder zurück, Bill, Deine Kinder können nicht leben ohne Dich.

Donnerstag abend [26. Juli 1792]

Wieder ein Tag vorüber — wie freue ich mich, daß es ſo iſt, daß nun nur noch acht ſo hingehen; am neunten ſeh ich Dich wieder, drücke Dich wieder ans Herz — ach, wie bebt mir das Herz! Was mich ſchmerzt iſt, daß Du ſo wenig von mir bekommſt, aber Du weißt, wie es iſt mit dem ſüßen Liebchen, wie es einen beſchäftigen kann den ganzen Tag. Lili iſt zwar ſo gut mit ihm, ſo lieb, aber es iſt, als wäre es lieber bei mir. Guter Bill, Du zürnſt ſüß Liebchen nicht, daß Mutter wenig ſchreiben kann und abends müde iſt — ſo war es geſtern, das Herz war mir ſo voll, ach, ſo voll Freude und Dank über Deinen Brief, konnte aber nichts ſagen, nur küſſen die Züge der lieben wohltätigen Hand konnt ich und weinen — da wurde mir ſo wohl. Teurer, geliebter Mann, wenn in begeiſterten, in den ſchönſten Momenten meines Daſeins ich Dich ganz empfinde, allbelebend das Gefühl Deiner Schönheit ſich über mich ergießt, neigt ſich meine Seele vor Dir in heiliger Anbetung — ſo empfange ich Dich in meine Arme, aber Du ziehſt mich hinüber zu Dir mit der

1792 Glut Deiner Seele — es ſtrömt mein innerſtes, geheimſtes Leben Dir zu —, mein Weſen wagt es, Eins zu werden mit dem Deinen — Eins mit dem Urbild aller Schönheit und Größe, die ich ſo ewig in Dir empfinde —. O Du Einziger, was ſoll ich Dir ſagen, Du haſt dieſe Momente trunkener Seligkeit mit mir empfunden, Du haſt ſo oft die Tränen der Wonne mit brennenden Küſſen von meinen Wangen aufgetrocknet — komm zurück, daß ich ſie wieder weine, und Du den höchſten Genuß gebeſt, den Menſchen Menſchen zu geben vermögen — mir, die ich's nicht verdiene, die ich's in der höchſten Vollendung meines Weſens nie verdienen könnte, mir gib dieſen Genuß, Du biſt ja mein, und für mich iſt ja nirgend mehr ein Daſein als allein das, das ich aus Dir ſchöpfe. — Laß mich aufhören, Bill, laß mich Deiner nur denken in der ſtillen Seele, Du Einziger, Unausſprechlicher. Ach, könnt ich ſchweigend zu Deinen Füßen liegen — es herrſcht rings eine ſo tiefe Stille — wunderbar ſchön war der Abend und belohnte die Langeweile des Nachmittags — wir waren bei den jungen Prinzeſſinnen und gaben dann auch der Erbprinzeſſin einen Wochenbeſuch. Die Ausſicht vom Schloß kennſt Du, denke Dir nun über die ganze ferne Landſchaft einen grauen Himmel gebreitet — ein milder Regen deckte die Gebirge mit einem Schleier, nur das Tal mit den vielen Gärten und Häuſern lag offen da und der hohe Berg, der mit dem Fichtenwalde bekränzt, ſo ſchön und kühn daſteht. Hinter ihm war die Sonne untergegangen, und der halbe Horizont flammte hinter den nahen und fernen Bergen prächtig herauf — ich ſtand mit dem Liebchen im Arm verſunken in den Anblick, in die Ruhe der ringsum ſchweigenden Natur und dachte an Dich — ach Bill, wo warſt Du!

Nun lebe wohl, mein Süßer, Lieber. Es ſchmerzt mich ſehr, Dich nicht in Tegel zu wiſſen, wo ich Deinem Herzen ſchon ſo nah war. Halte mich in dem lieben, teuren Herzen. Liebchen hat

den Schnupfen, aber iſt wohl und vergnügt und lacht oft zu ganzen Stunden. Adieu, Du Süßer, Guter. Ich ſchließe Dich an mein Herz. 1792

6. Humboldt an Caroline

Falkenberg, Donnerstag, 26. Julius [1792]

Ich bekam geſtern Deinen Brief, meine Li, Gott! wie ich mich freute, von Dir, vom Wickelnarrn zu hören. Wenn ich Dir zu danken vermöchte für die Liebe, die jede Zeile, jeder Ausdruck atmet. Du biſt ein einzig wunderbares Weſen, meine Li. In alles, was von Dir ausgeht, ſtrömt Dein ganzes Weſen ſo unendlich über, daß man in allem ſo ganz und einzig Dich empfindet. Ich erwartete noch eigentlich keinen Brief. Ich hatte mir gedacht, ſie wären acht Tage unterwegs, und nun iſt dieſer nur fünf gegangen. Ich war eben am Abend ſpazieren gegangen mit Mama, die Sonne ging dicht unter einem ſchweren, dunkeln Gewölk unter, ſo ein furchtbares Gelbrot verbreitete ſich über den Himmel. So oft blickte ich ſchweigend zurück auf das wundervolle Schauſpiel, ſo glühend gedachte ich Deiner, denn auch Dein Auge, ahndete ich, hing an dem Untergang. Wie ich mich ſehnte! Als wir ins Dorf kamen, ſagte mir die Tante König, es ſei ein Bote an mich da. Ich eilte hin, und nun fand ich, wonach ich mich ſo lang, ſo innig geſehnt hatte. Nun las ich, bedeckt ich mit Küſſen und Freudentränen die lieben, lieben Züge Deiner Hand. So biſt Du denn wohl, meine Liebe, Gute. O! erhalte Dich ja, ſchone Dich ja, holder Engel; zürne auch nie mit Dir, wenn Du zum Schreiben zu müde biſt. Wenn nur Einen Zug Deiner Hand ſehe, nur einen Strich, wo Dein Kuß das Blatt berührte, ach! es iſt ja alles ſo bis zum Bezaubern entzückend, was von Dir kommt.

1792 Ich habe ſeit meinem letzten Briefe ſehr einfach gelebt. Gleich — denn ich erinnere mich, daß Du trotz meiner Briefe noch nichts von meinem Hierſein weißt — als ich nach Berlin kam, traf ich Brinkmann*) bei ſeinem Hauſe, wo ich vorbei mußte. Er ging mit mir zu Bernſtorff**), der den folgenden Tag abreiſte, und ein paar Minuten darauf zu Kunth***). Da blieb ich eine viertel Stunde und ritt darauf nach Falkenberg. Du kannſt denken, wie müde ich war nach der heißen Reiſe. Mama freute ſich in der Tat ſehr, und dies lindert die ganze Zeit meines Hierſeins die Langeweile. Den Abend wäre ich gern zu Bett gegangen, aber ein Gewitter und meiner Mutter Furchtſamkeit machte, daß ich erſt um 12 Uhr zu Bett kam. Den folgenden Tag war ich hier und den Abend — recht als ſollt ich keine Nacht ruhen — Brinkmann. Natürlich wurde die Nacht wirklich bis 3 Uhr durchplappert. Indes kann ich nicht leugnen, bin ich Brinkmann doch herzlich gut. Es iſt doch eine ſo natürliche Güte, eine ſo wahre Anhänglichkeit an mich, vor allem aber eine ſo große Stärke und auch eine Regelmäßigkeit und Zuverläſſigkeit in ihm, die mir freilich um ſo lieber werden, je mehr ich beide in Gentz†) vermiſſe. Mit der Nacht verließ er mich. Am Abend ritt ich nach Berlin und war bis Montag früh dort. Seit Montag bin ich bis jetzt und noch heute abend ununterbrochen und allein hier. Heute abend gehe ich nach Berlin und Sonnabend nach Tegel, wohin meine Mutter auch kommt. Da bleibe ich bis Mittwoch gegen Abend und komme bloß zum Wegreiſen wieder nach Berlin. In Berlin iſt mir nichts Intereſſantes aufgeſtoßen als Gentz. Er war nicht in Berlin, ſondern bei ſeiner Braut auf dem

*) G. v. Brinkmann, nachmaliger ſchwediſcher Geſandter. Vgl. Bd. I, S. XI/XII. — **) Graf Chriſtian Günther v. Bernſtorff, nachmaliger preußiſcher Miniſter des Auswärtigen. — ***) Kunth, Erzieher der Humboldtſchen Brüder. Vgl. Bd. I. — †) Friedr. v. Gentz, der bekannte Publiziſt und Staatsmann. Vgl. Bd. I.

Lande, von wo er nur eine Nacht zu mir hereinkam. Geändert finde ich nichts an ihm, das was Kies*) und Brinkmann erzählten, sind Kindereien. Seine Heirat stellte er mir erst von sonderbarer Seite vor. Das Verhältnis mit der Aktrice habe nicht gut anders gelöst werden können, sein Vater sei in ihn gedrungen, er müsse Ruhe haben, seinen herumschweifenden Geist auf wenige Gegenstände heften. Den einzigen triftigen Grund sagte er nicht, aber ich las ihn unverkennbar in ihm, und er gestand ihn bald ein — er ist sterblich verliebt. Verzeih den Ausdruck, aber einen für Gentzen passenden andern kenne ich bis jetzt aus Erfahrung noch nicht. Natürlich wollte er meine Meinung wissen. Ich habe ihm gesagt, daß ich glaubte, die Neigung allein herrsche in dem Schritt, den er tue, die Neigung — und das hoffe ich wirklich — werde dauernd sein, und so zweifelte ich nicht an seinem und ihrem Glück. Die übrigen Argumente habe ich mit aller Stärke zu bestreiten gesucht. Ich kann es nicht leiden, daß man mit offenen Augen die Wahrheit nicht sehe, und sie liegt doch hier zu sehr am Tage. Gewiß empfindest Du das nicht anders als ich, es gibt für einen empfindenden Menschen nur Ein Glück, eine Heirat, wenn das ganze Wesen beider ewig in sie verwebt ist; es gibt aber auch für eben diesen Menschen nur Ein Unglück, eine Heirat, wo dies nicht der Fall ist. Wie man Ruhe in Sorgen und Glück in Fesseln suchen kann, dafür habe ich keinen Sinn. Ach, Li, ich rede so ungern selbst mit Gentz von diesem Verhältnis, es kann mich auch eigentlich niemand verstehen, es hat ja niemand Dich besessen, und es vermag ja niemand nur von fern zu begreifen, was das ist, Dich zu besitzen. Ich muß mich dann herabstimmen, ach! und dann ist's mir, als entweiht ich, was Du mich gelehrt hast! — Über das Äußere, sein Auskommen usw. sprach ich noch gar nicht. Ich mußte 1792

*) Alexander v. Humboldt.

1792 ſchon über meine Geldangelegenheiten mit ihm ſprechen, und er hat zu viel Konfuſionen darin gemacht, als daß ihm nicht auch ſchon mein bloßes Sprechen hätte unangenehm genug ſein ſollen. Gegen das Ende unſerer Unterredung klagte er mich an. Ich hätte ihn nie mit der Schonung behandelt, die ſeine Weichheit forderte, hätte ihm immer die Wahrheit zu nackt gezeigt. Du kannſt meine Antworten denken. Auch fühle ich mich wahrlich darin unſchuldig. Einmal überzeugt, daß ohne Anſicht der innern Wahrheit das Glück nur leeren Genuß und wirklichen Nachteil bringt und das Unglück ſelbſt auch der heilſamen Folgen ermangelt, die doch ſonſt für das Entbehren des Genuſſes entſchädigen, habe ich nie dem, den ich irgend liebte, anders als im ſtrengſten Verſtande wahr ſein können. Mein höchſtes und einziges Glück, das Glück Deiner Liebe, danke ich der reinſten lauterſten Wahrheit, und ich würde dieſe Wahrheit, dies Glück und dieſe Liebe zu entweihen glauben, wenn ich je die Geſtalt der Dinge, wie ſie mir erſchienen, zu verſtecken — — — —

[ohne Schluß.]

7. Caroline an Humboldt

[Rudolſtadt], 30. Julius 1792, Montag morgen

Wenn Du dieſen Brief bekommſt, mein ſüßer Bill, biſt Du Deinem Kinde und dem Wickelnarrn nahe, ach, eile zu ihnen, Li iſt ſo weh, ſo weh, daß ſie ſich nur mit Mühe hält, nicht immer zu weinen. Ich habe Deinen letzten Brief am Sonnabend abend bekommen, wie ich mich eben zu Bett legen wollte. Da hab ich ihn denn mit mir genommen, tauſendmal geküßt und Wickelnarrn angeſehen, der ruhig neben mir in ſeinem Korbe lag und ſchlief. —

Lieber Wickelnarr hat mich ſchon wieder geſtört und getrunken, faſt eine ganze Stunde, daß mir nur noch ſehr wenig Zeit übrig

bleibt, um die Poſt nicht zu verſäumen. Ach, wenn Du ſäheſt, wie 1792
er ſchön iſt und froh und oft zu ganzen Stunden lacht, muß man ihm alles vergeben.

Wenn Du Wolf*) noch nichts von dem Plutarch ſagteſt, ſo tue es doch nicht. Ich ſchäme mich eigentlich, und ich möchte erſt ſehen, ob mir eine Überſetzung gelänge. Die Ode iſt gar ſchön gedruckt, ich habe aber eine Änderung drinnen gefunden, die mir nicht gefallen hat.

Adieu, mein Guter, Süßer, Lieber! Du gehſt in Jena doch wohl bei Schillers heran, indes Du Pferde wechſelſt? Ach, wie ſchlägt mein Herz dem Sonnabend entgegen. Doch wenn Du zu ſpät nach Jena kommſt, ſo bitte ich ſehr, mach den Weg hierher nicht in der Nacht. Adieu, Du Einziger. Lilli grüßt und Wickelnarr freut ſich auf lieben Vater. Deine Li, ach, wie freut ſich die!

8. Caroline an Humboldt

Freitag morgen nach 10 Uhr, 3. Aug. 1792

Mein Lieber, ich ſchicke das Blatt noch nach Jena, damit Dich doch da ein freundlich Wort Deiner Li bewillkommene. Lolo**) wird wohl mit Dir herüberfahren, denke meiner in der ſchönen Gegend, ach wie erwarte ich Dich, Du Einziger — wie erwartet ich Dich ſonſt und jetzt! — Mein Glück, die Wonne meines Lebens empfing ich ſonſt mit Dir, aber nun, nun, ach, mich ſelbſt, mein innerſtes Weſen, das nur in Dir zu leben vermag. Ich kann's nicht ausſprechen, aber ich fühle es

*) Profeſſor der Philologie in Halle. — **) Lotte Schiller.

1792 tief, unwiderruflich: ohne Dich iſt alles Geſchaffene und Lebendige für mich tot, ohne Dich habe ich kein Daſein. —

Ich muß aufhören, damit Caroline Lolon noch ein Wort ſagen kann, aber ich bleibe ja doch bei Dir.

Nach der Anfang Auguſt erfolgten Rückkehr Humboldts zu Frau und Kind genoß das Paar über zwei Jahre ungeſtörten Beiſammenſeins. Weihnachten 1792 feierten ſie in Auleben, einem anderen Dacherödenſchen Gute, und hatten dort den Beſuch des Philologen Wolf. Im April 1793 beſuchte Humboldt Schiller in Jena und ging im Mai mit Frau und Kind zu ſeiner Mutter nach Tegel. Im Herbſt 1793 kehrten Humboldts nach Burgörner zurück, wo ſie die erſten Wintermonate verlebten, bis ſie ſich im Februar 1794 in Jena niederließen. Dort wurde am 5. Mai ein Sohn — Wilhelm — geboren.

Im November 1794 iſt Humboldt auf dem Wege nach Erfurt bei Goethe in Weimar, und ſeine Frau ſchreibt ihm aus Jena:

1794 **9. Caroline an Humboldt** [Jena], 21. Nov. 1794, Freitag abend

Du wirſt Dich wundern, wenn Du von allen Einlagen hörſt, die ich Papan ſchicke. Ich habe, ich weiß nicht wie, im Fluge geſchrieben, denn der kleine Bruder hat den ganzen Tag ſo gut wie nicht geſchlafen, die Li iſt überartig geweſen, eine kleine Szene am Vormittag abgerechnet, wo ſie ſich nicht wollte waſchen laſſen und immer nachher rief, als ich ſie ein unartiges Kind nannte: „Bill wieder kommen, Kind wieder gut.“

Ach, Bill, wenn Du fort biſt und ich mich mit den Kindern allein fühle, es liegt etwas Sonderbares darin, ich habe keine rechte, echte Freude, wenn ich Dich nicht in der Nähe weiß, aber ich bin auch nicht allein, bin nicht ohne Dich, wenn ich die Kinder habe. Beſter, Dein Weſen lebt in ihnen, Dein beſtes Weſen; in ihrer holden Liebe, ihrer Anhänglichkeit, ihrem Lächeln weht Deine

Liebe lebendig mich an, ich habe Dich, wenn ich ſie halte, ein wunder- 1794
bares Band umſchlingt Euch alle, verſchmilzt Euch zu Eins für mein Herz.

Lolo hat mir Deine letzten Grüße gebracht und hat mir verſichert, daß ſie Dir die Hände gut verwahrt hätte. Die ſchönen Hände! ich küſſe ſie in Gedanken.

Die Lotte habe ich invitiert, Dich mit der Schweſter zu begleiten. Es wäre mir gar nicht unlieb, ſie zu ſehen. Indes die Krauſe mußt Du Dir nicht drum zerreißen.

Leb wohl, Lieber! Der kleine Sohn iſt wieder wach. Er iſt heut ſehr unruhig. Adieu, Herzlieber, tauſend Küſſe.

10. Caroline an Humboldt

Jena, 24. Nov. 1794

Beſter Bill. Ich wäre ſehr verlegen geweſen, liebes Kind nicht ankommen zu ſehen und auch keinen Brief zu bekommen, wenn ich durch Lodens*) Dienſtfertigkeit nicht ſchon geſtern abend erfahren hätte, daß Du einem Offizier einen Brief für mich nach Weimar mitgegeben hätteſt und erſt Mittwoch kommen würdeſt, weil Dienstag eine große Fete beim Koadjutor**) ſei, der Du ſchlechterdings beiwohnen ſollteſt. So lautete Lodens Nachricht, und wie geſagt, es war mir doch ſehr lieb, dies zu hören, da Deine Briefe zuſammen und erſt den Nachmittag gegen 3 Uhr ankamen.

Ich bin ein wenig bei Schiller geweſen, zum erſtenmal ſeit Deiner Abreiſe, und ſetze mich nun hin, Dir zu ſchreiben, da die Kinderchen mit Müh und Not endlich beide ein wenig ſchlafen. Der kleine Bruder iſt wohl und munter und hat heute ganz allein und

*) Profeſſor der Anatomie in Jena. — **) Dalberg, vgl. Bd. I, S. XVI, XVII.

1794 ohne Rückhalt wohl eine viertel Stunde auf Schillers Teppich geſeſſen. Die Li iſt auch wohl, ich habe kleine, unbedeutende Anſtöße von Zahnweh gehabt, aber auf der Bruſt habe ich einen dauernden Schmerz, der mir das Atemholen erſchwert, und vorgeſtern abend ziemlich heftige Krämpfe. Kein Wunder, bei dem unbeſchreiblich ſchlechten Wetter. Schiller jammert auch darüber; ſeit Du fort biſt, hat er nicht arbeiten und auch keine Nacht ordentlich ſchlafen können — er tut eben gar nichts und geſteht ſelbſt, daß dieſe Art zu leben nicht auszuhalten wäre, wenn er nicht in der Vergangenheit und Plänen der Zukunft lebte. Nicht einmal Briefe iſt er aufgelegt zu ſchreiben. Aber ſagen läßt er Dir, daß Archenholz*) geſchrieben und ſehr geſchmeichelt ſei, an den Horen teilnehmen zu dürfen. Er habe ihm verſichert, wenn Cotta keinen Schaden durch einen Nachdrucker litte, ſo müſſe er von einer Zeitſchrift wie die Horen 4000 Exemplare abſetzen. Schiller will nun Cotta ſchreiben, ſich direkt an Archenholz zu wenden und ihm eine Anzahl Exemplare zum Abſatz anzutragen — er ſagt, da Archenholz ſeine Geſchäfte alle ſelbſt betriebe, ſo müſſe er genau darin Beſcheid wiſſen.

Woltmann**) hat heute ein Manuſkript eingegeben, Kaiſer Friedrich I., etwa drei Bogen ſtark. Schiller wollte noch einen Verſuch machen, ob er heut abend arbeiten könnte, ſonſt, ſagte er, müſſe Woltmann geſchluckt werden. Meier hat auch Manuſkript eingeſchickt. Klein***) hat desgleichen geſchrieben und ſcheint ſich zu zwei Bogen jährlich für die Horen engagieren zu wollen. Die 10 Louisdor Honorar dafür, ſchreibt er, wolle er jedesmal Schillern zur Ausſtattung eines armen Mädchens überlaſſen. Iſt es nicht närriſch, daß die Horen nun auch Göttinnen der Ehe werden ſollen? Ich

*) Johann Wilhelm v. Archenholz, Geſchichtſchreiber, gab unter anderem eine Geſchichte des Siebenjährigen Krieges heraus, deſſen letzte Feldzüge er noch ſelbſt mitgemacht. — **) Profeſſor der Geſchichte in Jena. — ***) Geh. Juſtizrat, Profeſſor in Halle, Humboldts alter Lehrer im Naturrecht 1785.

merke eben, daß ich über die Horen ſo ins Schreiben gekommen 1794
bin, daß ich ganze Seiten damit erfülle. Aber unlieb iſt's meinem Bill ja wohl auch nicht, davon zu hören.

Hier ein Zettelchen für den Koadjutor und viel Grüße an alle. Zu Mittag erwarte ich Euch nicht. Aber ich werde für einen guten Kuchen zum Kaffee und ein gutes Nachteſſen ſorgen.

Adieu, beſter Bill. Wenn Du den Brief bekommſt, ſind ſchon wieder viele Stunden hin und näher das Wiederſehen.

Im Frühſommer 1795 wiederholt Humboldt den Beſuch bei Goethe und ſchreibt aus Weimar.

11. Humboldt an Caroline

[Weimar], Donnerstag [1795] 1795

Wir ſind recht wohl angekommen, mein liebes Kind, und ich bin leidlich wohl, obgleich meine Unpäßlichkeit noch nicht ganz vorüber iſt. Geſtern abend waren wir mit Meyer*) allein und ebenſo heute mittag. Der Herzog nämlich war auf der Jagd, und ſo wäre ich heute vergebens am Hofe geweſen. Goethe hat das ſo arrangiert, obgleich die Herzogin ſchon hatte die Tafel auf meine Anmeldung anſagen laſſen. Dieſe Jagd hat nun unſere Pläne ein wenig derangiert. Es wird nämlich nicht angehen, daß ich Sonnabend zurückkomme; da ich doch einen Mittag beim Herzog und einen anderen bei der Herzogin-Mutter**) ſein muß, und Du ſchlechterdings auch einen Mittag bei Goethe zubringen mußt, ſo iſt der Plan nun ſo gemacht. Ich bleibe bis Sonntag abend hier, und Du kommſt Sonntag morgen bei guter Zeit, ſpäteſtens um 10 Uhr, mit den lieben Kinderchen her, iſſeſt bei Goethe, und wir fahren in der Kühle zurück. Goethe hat dies ſo vorgeſchlagen und

*) Hofrat Johann Heinrich Meyer, Freund Goethes. — **) Anna-Amalia. Vgl. Bd. I.

1795 läßt Dich recht freundlich bitten, uns keinen Strich durch die Rechnung zu machen. In der Tat, liebe Li, mußt Du uns folgen. Es wird Dich nicht reuen. Außer so vielem, was Du bei Goethe schon sehen kannst, hat auch Meyer prächtige Sachen für des Herzogs Gartenhaus fertig, die nicht bei ihm bleiben, aber jetzt noch hier sind, und schon Goethe in seinem Hause zu sehen, ist interessant. Auch sieht liebes Kind, wo Bill gewohnt hat, das tut's ja auch gern. Goethe inkommodiert's gar nicht, und um es noch besser zu machen, können wir ja die Kinder den Mittag mit Emilie und Günther im Erbprinzen essen lassen, und vor- und nachmittag ist in Goethes Garten hinterm Hause recht hübsche Gelegenheit für sie. Meyer rechnet mit Gewißheit, Dich den Morgen in seiner Stube zu unterhalten und freut sich schon im voraus. Goethe hat mich gefragt, ob er jemand für Dich dazu bitten sollte. Ich hab's aber abgesagt. Wir sind hübscher allein. Dies mußte ich Dir erst von Herzen sagen; nun, liebe, beste Li, was machst Du und die schönen Kinder? Ist die Li recht artig und Jüngelchen hübsch gesund? Ihr seid mir beständig vor den Augen, Ihr holden, lieben Seelen, ich kann's Dir nicht beschreiben wie. Als wir gestern ankamen, kam der August Goethen entgegengesprungen, und Du hättest nur sehen sollen, wie der Junge so lieb tat mit seiner heftigen Zärtlichkeit, und der alte Goethe so herzlich froh dabei war.

Ich wollte noch mehr schreiben, aber Meyer holte mich ab, zur verwitweten Herzogin zu gehen. Eben komme ich daher zurück. Die Wittib hat mir nicht sonderlich gefallen. Jetzt eben soll der Herzog herkommen und wird mit uns spazieren gehen. Um die Post nicht zu versäumen, muß ich schließen. Lebe innig wohl, küß die Kinder tausendmal. Bill schickt Dir viele Küsse.

Du kommst doch also?

12. Caroline an Humboldt [Jena 1795], Freitag nachmittag 1795

Herzlichen Dank, mein lieber Bill, für die erwünschten Zeilen und Dein süßes Angedenken. Li ist auch immer in Gedanken um Dich und spricht von Dir mit Kinderchen. Beide sind wohl und Li freut sich sehr Deines Zurückkommens.

Ich werde Sonntag mit den Kindern kommen und Dich abholen. Es war erst meine Meinung, Dir nur die Li mit Emilien und Günthern zu schicken, aber da Du mir versicherst, daß es Goethen gar keine Unbequemlichkeiten macht, mich einige Stunden im Hause zu haben, so will ich kommen. Vielleicht — ich kann es nicht ändern, fährt Lolo mit nach Weimar. Es ist nur für die paar Stunden fahren, denn sie will bei der Stein essen und die Baggesen und Kalb besuchen. Also wird sie uns bei Goethe nicht genieren. Noch eine andere Möglichkeit aber ist, daß gar Schiller und Lolo nach Weimar fahren. Schiller ist nämlich gestern den ganzen Nachmittag mit Lolo und dem Carl*) ausgefahren und hat sich so im Freien gefallen, daß er es nun ins große treiben will. Doch etwas Sicheres weiß ich nicht hierüber. Sicher ist nur, daß ich zwischen 10 und 11 Uhr mit den Kindern komme, diese im Erbprinzen mit den Leuten essen lasse, und übrigens mögen sie ihr Wesen im Garten treiben. Mache nur, daß Goethe niemand anders bittet. Wir sind hübscher allein. Sehr freue ich mich, daß Du wohl bist bis aufs Kopfweh. Dem Carl sind auch alle Anzeichen zu Masern wieder vergangen, und Schiller hat sein Fieber verlassen. Ich bin leidlich wohl, aber traurig, da mir die schöne Zeit so mächtig zu Ende geht und Brüderchen so ganz der Mutterbrust entwächst. Ach, so tief hat mich kaum je etwas geschmerzt, wenn er schon nun für einen großen Jungen und für keinen Säugling mehr gelten wird. Der große Junge wird nicht mehr so mein sein, wie es der kleine war. Ich werde nichts, nimmer,

*) Schillers ältester, 1793 geborener Sohn.

1795 nimmer nichts mehr haben, was in dieſem Sinne mir mehr ſo gehören wird wie dieſer Junge. Es iſt mein beſtes Kind, ich bin deſſen ſo ſicher, und ich vermag nicht, ſo kindiſch ich auch fühle, daß es iſt, vermag nicht, mich ohne tauſend Tränen von ihm zu trennen. Ach, denn Trennung iſt's doch, man mag auch ſagen, was man will, Trennung von etwas mehr, als es beim erſten Blick ausſieht. — Vergib mir, daß ich weine. Ich ſehe Dich Sonntag und habe eine innige, herzliche Freude im voraus, Dich, Herzlichlieber, zu ſehen. Die Kinder umarmen Dich und die Mutter mit ihnen. Grüße Goethe und den alten Meyer. Ich bin ihnen beiden ſehr gut. Es iſt weiter nichts vorgefallen, auch keine Briefe gekommen.

Anfang Juli 1795 gingen Humboldts nach Tegel, wo die alte Frau v. Humboldt ſchwer erkrankt war. Sie hatten die Abſicht, drei Monate dort zu bleiben, der Aufenthalt dehnte ſich aber auf fünf viertel Jahre aus. Gegen das Ende dieſer Zeit — Auguſt 1796 — machte das junge Paar mit der kleinen Li eine Reiſe nach Stralſund, der Inſel Rügen, Roſtock, Lübeck und Hamburg und kehrte im September nach Berlin und Tegel zurück. Der Zuſtand der alten Frau v. Humboldt hatte ſich unterdeſſen ſo weit gebeſſert, daß man keine Beſorgnis mehr hegte. Nicht ahnend, daß die Mutter nur noch wenig Wochen zu leben habe — ſie ſtarb am 14. November 1796 —, trat das junge Paar im Oktober die Heimreiſe nach Jena an. Auf dieſem Rückwege ging Humboldt über Halle, um Wolf zu beſuchen, und ſchrieb von dort:

1796 **13. Humboldt an Caroline** Freitag morgen [Halle, Oktober 1796, ohne Datum]

Ich bin recht glücklich geſtern abend hier angekommen und denke Dich mir, liebe Li, nun auch nach Jena unterwegs. Wie unendlich lebendig haſt Du mit den lieben Kleinen meinen Augen geſtern vorgeſchwebt. Wenn Du nur recht gut und heiter in Naumburg angekommen biſt. Auch die kurze Trennung hat mich ſehr ſchmerzlich bewegt, und geſtern abend im ſchönen Abendrot

ſehnte ich mich unausſprechlich nach Dir und den Kindern. Es iſt 1796
fatal, daß ich vor Sonntag früh keine Nachricht von Dir erhalten kann.

Wolf habe ich ziemlich heiter und ſehr freundſchaftlich gefunden. Er grüßt Dich herzlich, und ich habe die Sache ſo vorgeſtellt, daß er ganz beruhigt iſt. Daß Du nicht mit hier biſt, iſt mir ſehr lieb, ſo herzlich ungern ich Dich auch vermiſſe. Die Unordnung im Hauſe iſt ſchrecklich und würde Dir mit den Kindern tödlich ſein. Wolf hat mich ſo lange aufgehalten, daß ich ſchließen muß, um den Brief zur Poſt zu bringen. Er quält mich ſo ſehr, noch Montag zu bleiben, daß ich fürchte, ich werde nachgeben müſſen und erſt Mittwoch ankommen können.

Küſſe die gute Li und den göttlichen Bruder und denke recht oft Deines Bills. Ich liebe Dich ſo unendlich und ſehne mich recht herzlich nach Euch allen. Mein beſtes und einziges Leben iſt doch allein mit Dir und den lieben Kindern.

Lebe innigſt wohl!

Als Humboldt am 1. November 1796 nach Jena zurückkehrte, fand er Schiller in der engſten Freundſchaft mit Goethe. Sie hatten gemeinſam die Xenien verfaßt und fühlten ſich beide zu neuem Schaffen angeregt. Humboldt vermittelte die Annäherung Wolfs an Goethe, und dieſer wandte ſein eingehendſtes Intereſſe den bedeutenden chemiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſen Alexander v. Humboldts zu, der ſich ebenfalls längere Zeit in Jena aufhielt. Eine Fülle geiſtigen Lebens entfaltete ſich in der kleinen Stadt. Schiller arbeitete am Wallenſtein, Goethe an Hermann und Dorothea, Schlegel überſetzte am Shakeſpeare, Humboldt am Agamemnon des Aeſchylus. Es war in dieſer Hinſicht ein unvergleichlich ſchöner Winter für Humboldt, nur der leidende Zuſtand ſeiner Frau warf öfter Schatten in dieſe Zeit und ließ für den künftigen Winter einen Aufenthalt im Süden planen.

Am 19. Januar war Humboldts ein Sohn — Theodor — geboren. Caroline ſchrieb ihrem Gatten unmittelbar vorher:

1797 **14. Caroline an Humboldt** [Jena], 19. Januar 1797

Liebes, trautes Weſen. Es verlangt mich, Dir noch ein Wort zu ſagen, und Euch, meine geliebten Kinder. Ich hoffe, wir bleiben zuſammen. Blieben wir nicht, teurer Bill, ſo bleibe meinem Andenken hold und den ſüßen Kindern, auch dem kleinen Weſen, das ich erwarte. Erzähle ihnen allen etwas von der Mutter, die ſie geliebt hat über alles. Verzeih mir meine Schwachheiten, ich habe Dein ſchönes, reines Weſen doch gewiß tief erkannt und unendlich geliebt. Lebe wohl.

Wenn Du Emilien bei den Kindern behältſt, beſonders meine ich bei dem jüngſten, und ſie führt ſich ganz nach Deinem Willen auf, ſo wünſche ich, daß Du ihr 300 Reichstaler ſchenkeſt, wenn das Kleine ſo weit iſt, daß Du ſeiner körperlichen Pflege wegen ihrer nicht mehr bedarfſt.

Ich umarme Dich tauſendmal. Grüße und küſſe Carolinen*), wenn ſie wieder herkommt, und ihr liebes Kind. Meine Kinder ſind in Deinem Herzen, wie Du und ſie alle ewig in dem meinen.

Frau v. Humboldt blieb den Ihrigen erhalten, konnte ſich indeſſen nicht recht erholen, und Humboldt, der von einer ſüdlichen Reiſe viel für ihre Geneſung erhoffte, traf ſeine Vorbereitungen für eine längere Abweſenheit von Deutſchland. Er beſuchte im April den Vater Dacheröden in Erfurt und kehrte auf dem Hin- und Rückwege bei Goethe ein.

15. Humboldt an Caroline [Weimar, vermutlich 2. April 1797]

Ich bin recht glücklich im prächtigſten Wetter hier angekommen und habe Goethen ſehr munter und freundlich angetroffen. Er hat ſich ſehr nach Dir erkundigt und verſichert, daß er Dich gewiß noch ſehen würde. Ich eſſe heut

*) Carolines Ehe mit Beulwitz war 1794 getrennt worden; ſie hatte ſich mit Wilhelm v. Wolzogen vermählt. Das einzige Kind aus dieſer Ehe war der 1795 geborene Sohn Adolf.

mittag bei ihm mit dem Geh. Rat Voigt. — Wie herzlich ſehne 1797
ich mich ſchon nach Dir und den lieben Kleinen. Wie fatal iſt es, daß ich nicht bei Euch allen bleiben kann, und doch iſt jetzt nur die Trennung erſt auf eine Woche. Sorge nur ja recht für Dich, teure, liebe Li, und laß Dir die Kinderchen nicht über den Kopf wachſen. Tauſendmal Adieu! Umarme die Kinder und grüße Alexander und Burgsdorff.*) H.

16. Humboldt an Caroline

Erfurt, 3. April 1797

Ich bin glücklich hier angekommen, liebe Li, und habe Papan recht wohl und vergnügt gefunden. Als ich ankam, gegen 6 Uhr abends, fand ich Lambertis bei ihm, die auch den ganzen Abend und zum Eſſen blieben. Gleich nach meiner Ankunft ging ich zum Koadjutor, und nach 8 Uhr kam er ſelbſt hin und aß hier. So verging der Abend, bis ich entſetzlich müde zu meiner großen Freude zu Bett kam. — Du kannſt Dir kaum vorſtellen, wie heterogen dieſer Abend gegen die Monate vorher in Jena war. Die Lambertis — Du kennſt ſie ja wohl —, geſchwätzige und gemeine Emigrantennaturen, ſprechen in einem fort von lauter Familienverhältniſſen hieſiger Leute und Emigrierter; ſie wußten bis aufs Haar, was jeder täglich aß, trank, trieb, wie er ſprach uſw., ich wurde auf einmal in ein ſolches Labyrinth von Armſeligkeiten verwickelt, daß mir faſt ſchwindlicht wurde. Es gibt doch nichts ſo Schreckliches als dieſe Franzoſen. — Der Koadjutor war wie immer. Über die politiſchen Verhältniſſe ſpricht er mit großer Erbitterung, aber immer in Beiſpielen aus der römiſchen Geſchichte. Ich habe ſchlechterdings kein einziges Wort von ihm gehört, das der Mühe wert geweſen wäre. Papa iſt herzensgut und macht nicht die

*) Wilhelm v. Burgsdorff, ein treuer junger Freund des Humboldtſchen Paares.

1797 mindeſten Anſprüche darauf, daß Du hierher kommen ſollſt, ſo daß Du von dieſer Seite nichts zu beſorgen haſt. Aber er wird von Tag zu Tage ſchwächer. Vorzüglich glaubſt Du nicht, wie ſchlecht es in der Konverſation mit den Lambertis mit dem Franzöſiſchen fortgeht. Dieſe Karikaturen der deutſchen und franzöſiſchen Natur gegeneinanderüber zu ſehen, war mir wirklich einen Augenblick intereſſant. Wie ihm die Lambertis ſchmeicheln, davon haſt Du keinen Begriff. Bis auf den alten Stockman*) vernachläſſigen ſie niemand mit ihren Höflichkeiten; ſonſt kommt einem ſo etwas nur auf dem Theater vor. Über die Reiſe zu reden war geſtern eine recht gute Gelegenheit. Die Lamberti fragte mich in Papas Gegenwart, ob wir noch nach Italien gehen würden, und ich deklarierte da formell, daß ich dies für unmöglich anſähe, daß wir aber gewiß nach Wien reiſen würden und von da nur dann nach Italien, wenn, was jetzt nicht wahrſcheinlich ſei, die Lage der Sachen geändert wäre.

Der Koadjutor hat öffentlich etwas erſcheinen laſſen, was ihm wenig Freude machen wird, eine Deklaration ſeiner Meinung über den Krieg und die Art, den Krieg fortzuführen, die in mehreren Zeitungen gedruckt iſt, und wo er wieder mit Beiſpielen aus der römiſchen Geſchichte und dem Dreißigjährigen Kriege dartut, daß nur dann die Sache gut gehen könnte, wenn Öſterreich Deutſchland ganz eigenmächtig behandelte und über Menſchen und Geld ganz nach eigenem Belieben ſchaltete. Dies iſt alles Merkwürdige von hier.

In Weimar war es auch nicht ſonderlich intereſſant, doch amüſant genug. Der Geh. Rat Voigt, den Goethe Gott weiß warum gebeten hatte, verdarb uns ziemlich den Spaß. Außer Goethe habe ich bloß noch Wolzogen**) geſehen. Sie und die Lengefeld nicht mehr, da ſie ſo ſpät ankamen und ich den Nachmittag nicht mehr ausgehen konnte. Wolzogens Haus iſt zwar klein, wird

*) Jäger des Präſidenten v. Dacheröden. — **) Vgl. S. 26 und Bd. I, S. XXI.

ſich aber hübſch einrichten laſſen und hat eine gute freie Lage. Am meiſten iſt mir aufgefallen, daß ich gleich beim Hereintreten ein noch dazu nicht ſonderlich gemaltes Bild von Wolzogen ins Auge bekam. Was doch die Leute für eine Wut haben, ſich zu verdoppeln. 1797

Ich dachte wirklich, heute morgen zu arbeiten, aber Du hatteſt ſehr recht, daß es nicht gehen würde. Es iſt unmöglich, in die rechte Stimmung zu kommen. Auch haben nacheinander heute früh Papa, Barozzi und der alte Lamberti mich unterbrochen. Hätte ich nur den Agamemnon*) in Jena vollenden können! Ich fürchte dieſe Unterbrechungen recht ernſthaft.

Ich ſchicke Dir hier eine Abſchrift eines angefangenen Chores aus Goethes gelöſtem Prometheus**), ein Geſpräch der Okeaniden mit Prometheus. Es iſt äußerſt unvollendet noch und an einigen Orten nicht einmal verſtändlich. Auch ſind das Blut, die Wäſche uſw. unangenehme Bilder, dennoch dachte ich, würde es Dir Freude machen. Man ſieht ungefähr, wie Goethes Brouillons ausſehen, und einzelne Bilder, wie das vom Zuſchließen der Wunde ſind doch merkwürdig, wenn ich ſie auch nicht gerade ſchön nennen möchte. Auch den Schwamm des Meeres gelinde Geburt zu nennen, wird Dir ſicherlich gefallen. Goethe hat es mir mitgegeben, um ihm ein paſſendes Silbenmaß dazu aufzufinden.

Adieu nun, Du teure, liebe Li! Verzeih ja den verwirrten Brief, aber ich bin ein paarmal unterbrochen worden. Lebe herzlich wohl, umarme die Kleinen und küſſe Deinen Bill in Gedanken. Grüße Burgsdorff herzlich.

*) Überſetzung des „Agamemnon“ des Äſchylus erſchien 1816 im Druck. Vgl. S. 25. — **) Trauerſpiel, das unvollendet blieb. —

1797 **17. Humboldt an Caroline** Erfurt, 5. April 1797

Tausend Dank, teure Li, für Deinen liebevollen Brief, der mir unendliche Freude gemacht hat. Daß aber der fatale Krampfhusten Dich wieder plagt, schmerzt mich unendlich, sorge ja, daß er bald vorübergeht. Ich reise heut nachmittag von hier ab, und es ist mir, als wäre ich um viel näher an meiner Rückkunft zu Dir und den lieben Kindern, obgleich erst die Hälfte der Zeit meiner Abwesenheit verflossen ist. Ich kann nicht sagen, daß ich meine Tage hier angenehm verbracht hätte, es war mir nicht möglich, etwas zu tun, und an Amüsement war fast noch weniger zu denken; indes war es mir doch eine wehmütig süße Erinnerung, in der Stube zu wohnen, in der Du so lang und im ganzen so freudenlos gelebt hast, die Gegenstände zu sehen, die Dich so lange umgeben haben. Unendlich oft ist es mir hier so lebhaft geworden und hat mich so innig gerührt, daß Du doch, Du armes Kind, im ganzen noch recht wenig Freude genossen hast. Deine frühere Jugend ist Dir unter unaufhörlichen Unannehmlichkeiten verflossen, und seit wir miteinander zusammen leben, bist Du zwar gewiß — ich fühle es gewiß lebhaft, weil es mir unmöglich wäre, ohne dies Gefühl zu leben — recht glücklich gewesen, aber so viele Störungen haben doch den reinen und ungetrübten Genuß unterbrochen. Indes rechne ich sicher darauf, daß von jetzt an Dir das Leben noch heiterer und freier verfließen soll. Eine Menge zwar in sich immer süßer, aber doch beunruhigender Mühseligkeiten sind überstanden; wenn der kleine Theodor erst seinen Geschwistern nur ein wenig nachwächst, so nähert sich mit jedem Jahre die Zeit, wo man die Früchte der verwandten Sorgfalt erntet. Das stille Zusammenleben, ungestörte häusliche Zufriedenheit, und vor allem das schöne Verhältnis zu den Kindern, alles dies gibt, je länger es fortdauert, desto mehr Ruhe und Fähigkeit zum Genuß. Denn diese Stimmung

der völlig reinen und offenen Heiterkeit, in der die Seele ſich mit 1797
reger Luſt zu allen Gegenſtänden hinwendet, ſich an das Schöne in jedem anſchließt, alles miteinander verknüpft und immer Leben und Mannigfaltigkeit aufſucht, um wieder Leben und Mannigfaltigkeit daraus zu ſchaffen, dieſem, möchte ich ſagen, reift man erſt mit den Jahren entgegen. Früher wird das Herz mächtiger und öfter von den ſtürmiſchen Gefühlen hingeriſſen, die mehr aus der bewegten Tiefe des Gemüts, als aus dem ruhigen Daſein der Gegenſtände entſpringen, es ſucht und findet alsdann ſein Glück mehr in dem Beſtreben, ſich aus der äußern Welt herauszureißen und ſich über ſie zu erheben, als in dem, ſich mit ihr in ein leichtes und fröhliches Gleichgewicht zu verſetzen. Dies Glück, das im höchſten Maße nur allein die Liebe gewährt, wer kann es höher und beſſer empfunden haben als wir? Die Fülle meiner beſten und liebſten Gedanken, alle wohltätige und fruchtbare Wärme der Empfindungen und die ganze Eigentümlichkeit meines Weſens fühle ich aus den Gefühlen hervorgegangen, die Dein ſchönes, liebevolles Weſen mir einflößte, und ich bin ſicher, daß es Dir mit Dir ſelbſt nicht anders erſchien, da man ſo etwas nie anders empfängt, als indem man es wieder zurückgibt. In dieſer lebendigen Jugend liegt auch gewiß allein alles Schöne und Große, was die Folge nur immer zur Reife bringen kann; ſie iſt es allein, welche die Kraft und die Selbſtändigkeit verleihen kann, die hernach für das ganze übrige Leben hin Mut und Tätigkeit gewähren müſſen; aber ſie gibt nicht eigentlich die Ruhe, den ſtillen Genuß, der ſich ohne Unterbrechung immer durch ſich ſelbſt wieder belebt, und es iſt ein Vorzug ſpäterer Jahre, daß, ohne die Fähigkeit zu jenen Stimmungen zu verlieren, das Gemüt ſich mehr gleichſam auf der Erde feſtzuſetzen, dem Leben und der Bewegung, den Gedanken und Empfindungen mehr die Stetigkeit der Natur zu geben und dadurch in einem noch höheren Grade menſchlich zu werden lernt. Dieſer Punkt iſt es eigentlich, wo die Jugend und das ſchönere

1797 Alter ſich voneinander ſcheiden, und nirgends erſcheint dies ſchöner als in dem Moment, wo die Jugend und die Reife gleichſam noch miteinander ſtreiten, wo ſie noch länger oder kürzer nebeneinander fortgehen, und wo alle Vorzüge der mannigfaltigen Stufen des Alters ſich auf Einen Augenblick zugleich zuſammendrängen. Gerade in dieſen Moment, dünkt mich, fällt die jetzige Periode unſeres Lebens, und die verſchiedenen Gefühle, die aus der Vergangenheit und der Zukunft entſpringen, verſchlingen ſich unter uns um ſo ſchöner, da Du mir ſo offenbar mit ſchönerer und friſcherer Jugend vorangehſt. Darum ſagte ich erſt, daß ich dies den Augenblick nennen möchte, in dem wir uns einen neuen und vielleicht volleren und dauernderen Genuß als je bisher verſchaffen können. Auch darum ſehne ich mich ſo herzlich, Dich, teures, liebes Weſen, einer völligen Geſundheit zurückgegeben zu ſehen, ich weiß, weiß es leider aus Erfahrung, wie ſehr Du es verſtehſt, auch durch bedeutendere Übel geſtört, Freude zu geben und ſelbſt ſogar zu empfangen, wie Du nie einen Augenblick unmutig oder verdroſſen wirſt, wie Du gerade die ſchönſte und edelſte Art der Geduld übſt, die das Übel ſelbſt gleichſam vergeſſen macht; aber das iſt es eben, was ich gern auslöſchen möchte, das eigentlich das Neue, was ich unſerem Leben verleihen zu können wünſchte, daß nichts den vollen, reinen, heitern Genuß ſtören ſollte. Ich fühle es lebhaft, daß unſere innere Stimmung das fordert und vorbereitet; Du kennſt mich zu ſehr, wie ich alles nur von ſelbſt entſtehen zu laſſen gewohnt bin, um zu glauben, daß ich auch nur einen willkürlichen Wunſch in mir dulden könnte; aber Du haſt es ſelbſt, als wir ein paarmal darüber ſprachen, bemerkt, daß in Deinem Innern ſich leiſe Übergänge zu neuen und gleich ſchönen Entwickelungen vorbereiten; Du haſt bemerkt, daß Du ſelbſtändiger, weniger gleichſam eines fremden Weſens bedürftig biſt als ſonſt, und früher einmal — einen Nachmittag an Deinem mittelſten Fenſter —, daß Du jetzt freier reden kannſt, daß es Dir gelingt, Dich noch klarer

und bestimmter auszudrücken; in mir selbst ist wenigstens ein leb- 1797
hafteres Streben zur Produktion entstanden, als ich mich je sonst erinnere; die Bildung und Entwickelung der Kinder stimmt damit so harmonisch überein, und ich kann Dir nicht sagen, wie unendlich sich mein ganzes Wesen in Dank und Liebe gegen Dich auflöst, wenn ich an das Glück unserer Vergangenheit diese frohe Aussicht in die Zukunft halte und nun in seiner ganzen Vollendung das unendlich schöne Dasein empfinde, das ich aus Deinen Händen empfangen habe. —

Gestern morgen habe ich Besuche gemacht, und den Mittag aßen wir mit einigen alten Gesichtern aus der Regierung beim Koadjutor. Nachmittag besuchte ich die Dessault*), und gegen abend gingen wir zum Bischof v. Lüttich. Heute mittag ißt die Dessault hier. Diese war ziemlich voller Klagen und bittet „puisque nous avions fait une riche succession“ um vier Friedrichsdor mehr jährlich. Ich habe gesagt, ich würde mit Dir sehen, wie es zu machen wäre, es wird aber schwerlich abzuschlagen sein.

Alexanders Krankheit ist mir herzlich fatal. Grüße ihn und Burgsdorff und Schiller tausendmal von mir. Lebe innigst wohl, teures, liebes Herz.

18. Caroline an Humboldt

[Jena], 5. April 1797

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, mein teurer Bill. Das Erfurtische Wesen ist mir so lebendig dadurch geworden, daß es mich ordentlich schauderte. Nun hast Du es ja bald überstanden und bist morgen bei Goethe. Mir ist es nicht gut gegangen, die Nacht vom Montag zum Dienstag habe ich Flußfieber und einen fürchterlichen Husten bekommen. Meine

*) Langjährige französische Erzieherin Carolines. Vgl. Bd. I.

1797 Bruſt iſt ſehr dadurch angegriffen und ſchmerzt ſo wie der Hals. Theodor, der denn endlich mit den übrigen Kindern geſtern iſt inokuliert worden, hat auch einen ſtarken Schnupfen. Die Li iſt heut ſo verdrießlich und quänglich uud huſtet dabei, Du ſiehſt, es iſt hier ein Lazarett.

Die Amalie*) iſt geſtern abend angekommen und gefällt Burgsdorff ſehr, ob gerade genug zum Heiraten, weiß ich noch nicht. Auf alle Fälle wird die Hochzeit noch nicht vorbei ſein, wenn Du kommſt.

Alexander iſt heut wieder kränker, wir ſehen uns jetzt gar nicht und korreſpondieren nur zuſammen.

Der Chor hat mich ſehr gefreut. Die erſte und zweite Strophe finde ich unendlich ſchön und antik. Das undeutliche Wort muß notwendig ſchwingt heißen, und dann hat es den ſchönſten Sinn. Sehr ſchön finde ich „und die Kräfte werden ſich eilig ergreifen“. Aber das Folgende gefällt mir nicht. Das Gleichnis iſt nicht im Sinn der Alten. Adieu, geliebter Bill. Meine Hände tun wieder ſo weh, daß ich nicht gut ſchreiben kann. Burgsdorff grüßt herzlich.

Wie freuen wir uns alle Deines Wiederſehens! —

19. Humboldt an Caroline

Weimar, 6. April 1797

Ich komme eben von Goethe, mit dem ich allein heute abend war, in meine Stube hinauf und ſetze mich noch hin, Dir, teures Weſen, einige Zeilen zu ſchreiben. Zwar kommen ſie, da ſie erſt morgen nachmittag mit dem Kammerwagen abgehen können, wahrſcheinlich nur wenige Stunden vor mir an; aber ich ſehne mich ſo, noch ehe ich ſchlafen gehe, eine viertel Stunde mit

*) Amalie v. Imhoff, Schriftſtellerin, geb. 1776, lebte 1797 bei ihrer Mutter in Weimar, heiratete 1803 den ſchwediſchen Oberſten v. Helwig.

Dir zu reden, daß ich dem Verlangen nicht widerſtehen kann. Gewiß 1797
liegſt Du jetzt ſchon zu Bett, möchteſt Du nur auch ruhig ſchlafen, möchte Deine und des Kleinen Kränklichkeit Dich nicht unterbrechen. O! meine liebe teure Seele, wie bin ich ſo unaufhörlich in Gedanken bei Dir, wie hege ich den Tag über ſo tauſend und tauſend Beſorgniſſe um Dich, wie mache ich ſo viele Pläne, Deine Geſundheit recht wiederherzuſtellen und Dich einer vollen und heitern Zufriedenheit zu geben. Unſer Daſein iſt ſo innig ineinander verſchlungen; wie ich jetzt ſitze und an Dich ſchreibe, ſo ergreift mich auf einmal ſo lebhaft das Gefühl jener Jahre, da ich, weiter und länger von Dir getrennt, Dich noch nicht beſaß, daß ich mich nicht der Tränen erwehren kann; ich nehme Deine beiden lieben, innigen Briefe, ich küſſe wie unwillkürlich die Züge der lieben Hand — o! teures, einziges Weſen, möchteſt Du endlich nicht mehr duldend und leidend, möchteſt Du ganz und vollkommen glücklich ſein! Ich bin es in ſo vollem Maße; ich fühle mich ſo im vollen Beſitz meiner Kräfte, ich vermiſſe nichts, es iſt nichts, das mich bekümmern könnte, als die Sorge um Dich; dieſes Mißverhältnis tut mir oft weh. Möchte ich Dir nur einen Teil des Übels abnehmen, ihn für Dich tragen können; verzeih, aber es iſt ein ſo natürlicher Wunſch, er kommt mir ſo oft wieder, ich trüg es ſo gern und ſo leicht. Denke nur recht darauf, liebe Li, wie Du Dir auch für die nächſte Zukunft, für den Anfang unſerer Reiſe das Leben recht froh und bequem machen willſt. Sieh keinen Plan für ſo feſt gemacht an, daß er nicht leicht geändert werden könnte. Überlege für Dich, mit Burgsdorff, mit wem Du ſonſt willſt, wie alles Dir am liebſten iſt, mit dem Dresdener, mit dem Wiener Aufenthalt? Wir ſind ja in der Lage, jetzt ziemlich alles ausführen zu können, und meine Art kennſt Du. Mir iſt nichts ſo lieb, als nicht ſelbſt wählen zu dürfen. Selbſt für mich bin ich gar nicht einmal geſchickt, gerade das Beſte zu finden; was ſolche Dinge, Aufenthalt u. dgl. betrifft, ſo ſteht nicht einmal ein beſtimmter

1797 Wunſch in mir leicht auf — wenn Du den Wunſch abrechneſt, für mich und Dich, jetzt bald in Jena zu ſein. Deſto beſſer ergreife ich jede einmal gewählte Lage; ich finde mich leicht in jede und fühle bei jeder viel mehr die Annehmlichkeiten als das Unangenehme. Es iſt mir ein ſo ſüßer Gedanke, Deiner Neigung folgen zu können, daß ich ihn mir in keiner Abſicht entziehen möchte.

Ich freue mich unendlich, daß ich jetzt von Sonnabend an noch volle acht Tage mit Dir ſein werde. Ich kann Dich unmöglich verlaſſen, ehe ich nicht weiß, daß nichts zu beſorgen iſt, und ſelbſt für den armen Theodor könnte ich's nicht. Bei der Li und dem Bruder habe ich ſo alles mit anſehen können; es würde mich unendlich ſchmerzen, wenn ich ihn ſo aufs Ungewiſſe hin verlaſſen ſollte. Ich werde aber nun nicht nach Halle gehn. Es tut mir zwar für Wolf leid, aber was iſt zu machen. Ich käme dann vier bis fünf Tage ſpäter nach Berlin, und es iſt ſchon die höchſte Zeit. Dies ſehe ich wieder aus Kunths Brief, der zwar nichts Neues, aber doch ſoviel enthält, daß jetzt mit dem Hauſe, mit Tegel, mit allem gar nichts geſchieht, daß alles ſchlechterdings liegt, bis ich komme.

Aber es iſt ſpät geworden. Schlaf wohl, teures, liebes Herz, ich will ſehen, ob ich Dich oder die lieben Kleinen im Traum ſehen kann. — Mit den Kindern iſt mir's recht närriſch gegangen. In Erfurt konnte ich mir ſie gar nicht recht lebhaft und anſchaulich vor die Phantaſie ſtellen; heute, als ich zu Wolzogens kam und den Adolph ſah, ſtand auf einmal der Bruder ganz vor mir da, und mit ihm kehrte mir auch die Li zurück. Nun freue ich mich wieder ſo lebendig an den lieben Geſtalten. Gute Nacht!

7. April, morgens

Goethe iſt unendlich gut und freundſchaftlich, und es lebt ſich ſehr ſchön ſo nah und allein mit ihm. Zwar allein ſeh ich ihn ge-

wöhnlich nur die Abende, aber die ſind auch überaus hübſch. Er iſt 1797
ſo vertraulich, ſpricht ſo leicht über die Dinge, die ihm die liebſten ſind, wird ſo ſchön davon erwärmt und erſcheint ganz, zugleich in der eignen Zuverſicht und Beſcheidenheit, die ihm ſo ausſchließend eigen ſind. Auf die Freude und den Nutzen, den ihm das Zuſammenleben mit Schiller gibt, kommt er ſehr oft zurück. Nie vorher, ſagt er, hätte er irgend jemand gehabt, mit dem er ſich über äſthetiſche Grundſätze hätte vereinigen können; die einzigen wären noch Merck*) in Darmſtadt und Moritz*) geweſen; allein obgleich beide mit ihm in Abſicht des Takts übereingekommen wären, ſo hätte er ſich wenig mit ihnen verſtändigen können. Zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre hätte er alſo ſo ganz über ſich allein gelebt, und daher ſei es mit gekommen, daß er in einer ganzen langen Zeit ſo wenig gearbeitet habe. Deſto rüſtiger ſcheint er jetzt. Den Plan von Hero und Leander hat er zwar ziemlich aufgegeben; er meint, es ſei ein fremdes Sujet, das ſich nie recht frei würde behandeln laſſen. Aber dafür hat er mir ſeinen andern Plan erzählt, von dem mir ſchon Schiller ſagte. Dieſer Stoff iſt aus höhern Ständen genommen, und damit er doch alles Förmliche los wird und eine reine und volle Natur bekommt, hat er eine Jagdpartie gewählt. Nur bei der Jagd,**) meint er, zeige ſich noch etwas dem Heldenalter gleichſam Ähnliches, weil doch da jeder ſelbſt tätig ſein, ſelbſt Hand anlegen muß. Er läßt einen deutſchen Erbprinzen, der mit im Kriege geweſen iſt, im Winter zu ſeiner Familie zurückkommen. Der erſte Geſang fängt mit einem Frühſtück an, das nach einer geendigten Schweinsjagd genommen wird. In den Geſprächen, die bei dieſer Gelegenheit entſtehen, findet er Veranlaſſung, über den Krieg, über das Schickſal der Staaten uſw. zu reden und ſo das Intereſſe auf einen weiten

*) Johann Heinrich Merck und Karl Philipp Moritz, beide bekannte Schriftſteller ihrer Zeit. — **) Dieſen Stoff bearbeitete Goethe erſt 1826 in Form einer Novelle.

1797 Schauplatz hinaus zu ſpielen. Plötzlich kommt die Nachricht, daß in einem benachbarten kleinen Städtchen beim Jahrmarkt Feuer ausgekommen ſei und bei der Verwirrung, die dadurch entſteht, wilde Tiere losgekommen wären, die man da ſehen ließ. Nun macht ſich der Prinz und ſein Gefolge auf, und die heroiſche Handlung dieſes epiſchen Gedichts iſt nun eigentlich die Bekämpfung dieſer Tiere. Der Plan gefällt mir ſehr, es ſcheint mir ein ſchöner und ſo natürlicher Kunſtgriff, die prächtigen und wunderbaren Geſtalten, die Löwen, Tiger uſw. auf einheimiſchen Boden zu verſetzen. Auch das Feuer iſt ein ſchöner Gegenſtand der poetiſchen Schilderung. Mehr vom Detail hat er mir noch nicht geſagt. Zum Hermann wird ſich dieſes Gedicht ſchön ſtellen. Der Hermann iſt ſo durchaus rührend; er hat überall den Menſchen, das Schickſal, den Wechſel, dem das Privatglück unterworfen iſt, zum Hintergrunde, dies wird prächtiger und feuriger, es wird weniger idyllenartig auf einzelne Lagen, friedlichen Genuß, noch mehr epiſch auf große Maſſen, Staaten und Völker, kühne Unternehmungen uſw. hinweiſen. Der ganze Ton von Anfang herein ſoll dies ankündigen und jeder Umſtand dazu paſſen. So erſcheint z. B. im Hermann die Feuersbrunſt ſchon wie ſie verglimmt und nur noch der letzte Rauch aufſteigt; in dieſem neuen Gedicht ſchlagen die vollen Flammen noch wild übereinander. Was dieſen Goetheſchen Gedichten ein ſo ſchönes Leben und dieſe bewundernswürdige Individualität gibt, iſt, daß er nichts ſchildert, was er nicht ganz oder doch einigermaßen geſehen hat. Davon geht er überall aus, und da er nun auf der andern Seite dieſen feinen und hohen Kunſtſinn hat, ſo erkläre ich mir dadurch die unnachahmliche Haltung, in der immer Natur und Kunſt bei ihm ſtehen, wo nie etwas anders, als die volle und reine Natur, und doch nie die bloße Natur, nie etwas Materielles erſcheint. — Von dem Plan ſeines neuen Gedichts ſage doch noch nichts. Es könnte durch die Amélie hier wieder zurückkommen.

Daß die Amélie bei Dir iſt, iſt mir ſehr lieb. Wenn es Dir 1797
nicht mißfällt, habe ich ſie auch ſehr gern noch die nächſten acht Tage. Mache überhaupt wegen meines längeren Bleibens ja keine andern Anſtalten im Hauſe. Ich habe mich ſo eingerichtet, daß ich das, was ich in dieſer Zeit machen will, auch ohne eine eigene Stube machen kann, und es iſt mir viel lieber, wenn Burgsdorff und Amélie im Hauſe bleiben.

Küſſe die Kinder tauſendmal, grüße Alexander, Schiller und Burgsdorff und lebe herzlich wohl! Dein H.

20. Humboldt an Caroline

Weimar, 7. April 1797

Ich ſchreibe Dir noch einen Brief, liebe Li. Goethe quält mich ſo ſehr, bis Sonntag früh zu bleiben. Er wünſcht es auch wegen des Hermanns und ſtellt mir ordentlich rührend vor, daß wir uns vielleicht ſehr lange nicht wiederſehen. Morgen nachmittag könnte ich ſo erſt kommen, alſo dünkt mich, wäre es hart, es abzuſchlagen.

Erwarte mich alſo erſt Sonntag früh, doch da gewiß. Verzeihe, liebe Seele, aber Du ſiehſt ſelbſt die Umſtände. In Eil Dein H.

Sonnabend, 8. April 1797

Die Botenfrauen gehn heute mittag, und da Du alſo den Brief, liebe Li, noch heute abend bekommen kannſt, ſo ſchreibe ich Dir noch einige Zeilen. Mit dem Tyrannen iſt es ſehr gut gegangen; er hat gar keine Paſſion auf mich gehabt, und ich ſehe wohl, daß Goethe mir nur, um mich länger zu behalten, vorgeſtellt hat, daß ich heute mittag nicht vom Hof abkommen würde. Ich habe geſtern nach Tiſche vom Herzog und der Herzogin Abſchied genommen und bin für heute ganz frei mit Goethe zu ſein, was mich herzlich freut. Wir ſind

1797 faſt immer mit dem Hermann beſchäftigt, und Goethe iſt erſtaunlich emſig, noch Kleinigkeiten an ihm zu verbeſſern. — Ich habe Dir in meinem letzten Briefe wenig von meiner Art zu leben geſchrieben, aber es iſt auch wenig davon zu ſagen. Ich habe außer Goethen und Wolzogens faſt niemand geſehen. Zwar habe ich Beſuche gemacht, aber gerade niemand zu Hauſe gefunden.

Donnerstag mittag aß Knebel*) allein mit uns; er iſt ganz entzückt über die Pindariſche Ode in den Horen, und es iſt nicht möglich, einen dankbareren Leſer zu haben. Er hat doch ſo vielerlei von hieſigen Dingen erzählt und ſein Weſen ſo poſſierlich entfaltet, daß er mich ſehr amüſiert hat. Geſtern nachmittag war ich mit Goethe zu einem großen Tee bei Gores. Die Stein, die ich auch ſchon den Tag vorher bei ſich beſucht hatte, war auch da, ſie grüßt Dich ſehr.

Bei der Imhoff bin ich auch geweſen, habe ſie aber nicht gefunden.

Heute mittag hat Goethe wieder vor, allerlei Leute zu bitten, ich laſſe ihn gewähren, da er Gefallen daran hat, und die Abende ſind wir doch immer allein. Geſtern abend hat er viel von Dir geſprochen. Er iſt Dir ſehr gut. Beſonders iſt ihm auch die Sicherheit und Feinheit Deines Takts und der reine und echte Sinn fürs Altertum aufgefallen. Vorzüglich hat er ſich über dieſen letzteren verbreitet und viel darüber geſprochen, wie er Dir angeboren ſein müſſe, da Deine erſte Bildung doch gewiß modern geweſen wäre. Er wünſcht ſehr, einmal etwas von Dir zu ſehen. Ich habe ihn auf den Prometheus vertröſtet.

Caroline hat er als ein Gegenſtück zum Sinn fürs Antike, als durchaus modern aufgeſtellt. Auch ſei alles, was in der Agnes**) gut ſei, nicht anders als völlig modern. Sie gehe immer vom Romantiſchen aus.

*) Karl Ludwig v. Knebel, den literariſchen Kreiſen Jenas und Weimars zugehörig, hatte Goethes erſte Bekanntſchaft mit dem Erbprinzen Karl Auguſt vermittelt. — **) Agnes v. Lilien, Roman von Caroline v. Wolzogen.

Bei der verwitweten Herzogin war ich auch, indes nur eine sehr 1797
uninteressante halbe Stunde. — Das sind so ungefähr meine Exploits.

Wie mag es Dir gehn? Morgen werde ich ja endlich alles mit eigenen Augen sehen. Ich denke gegen neun Uhr hier fort zu fahren und also gegen Mittag bei Dir zu sein. Wie freue ich mich so herzlich darauf! Von Herzen tausendmal adieu.

Nur etwa 14 Tage weilte Humboldt bei den Seinen und brach am 24. April nach Berlin auf, wo seine Anwesenheit dringend notwendig war, um den Nachlaß seiner verstorbenen Mutter zu ordnen. Er wollte nach Abwickelung seiner Berliner Geschäfte direkt nach Dresden gehen, wohin auch Frau v. Humboldt, die unterdessen den Hausstand in Jena auflöste, sich mit den Kindern in Begleitung ihres Schwagers Alexander begeben sollte. Es beginnen hiermit vier Jahre des Reiselebens. Humboldt geht auf dem Wege nach Berlin über Zeitz, wo seiner Frau einziger Bruder, Ernst, Domdechant von Naumburg — „das Bild" genannt —, seit einiger Zeit lebte, und besucht auch Wolf in Halle.

Er schreibt:

21. Humboldt an Caroline

Zeitz, 25. April 1797

Ich bin recht gut hier angekommen, liebe Li, und bis jetzt auch recht wohl. Das Bild ist wie immer, klagt sehr, sieht aber ganz wohl aus und hat schon mit Laeser, der nicht aus der Stube wegkommt, und mir einen großen Rat gehalten, wen er wohl morgen bitten will. Der Postillon eilt. Lebe herzlich wohl, gutes, teures Wesen. Wie schmerzt es mich, so lange ohne Dich und die Kinder zu sein. Küsse sie herzlich. Das Bild wird wohl künftigen Montag über acht Tage zu Dir kommen. Grüße Alexander und Burgsdorff. H.

1797 22. **Humboldt an Caroline** [Zeitz], 26. April 1797

Da die Poſt eben fortgeht, ſo wollte ich Dir doch noch einige Zeilen von hier aus ſchreiben. Viel wird es freilich nicht werden, da das Bild gern ſchwatzt, aber es iſt Dir doch vielleicht lieb, wieder Nachricht von mir zu haben. Es geht mir bis jetzt ganz gut, ich nehme mich mit der Diät in acht, und wenn nicht das Wetter — wie es aber heute faſt ſcheint — umſchlägt, ſo hoffe ich gewiß von allem Fieberanſtoß frei zu bleiben. Das Bild iſt ſehr freundſchaftlich und wie es ſcheint ſehr erfreut, mich hier zu ſehen. Er iſt naiv und komiſch wie immer. Geſtern nachmittag ſind wir zuſammen ſpazieren gegangen, und den Abend haben wir allein mit Bielefeld zugebracht. Des Bildes Einrichtung hier iſt in der Tat merkwürdig; es iſt ein Gemiſch ſeiner eigenen Sonderbarkeit und bei Papan angenommener Moden. Sein Haus iſt eigentlich ziemlich groß; aber nur drei Stuben ſind in wohnbarem Stande und das Ameublement in dieſen ſo, als hätte er ſie ſeit fünfzig Jahren bewohnt. Die neuen Meubles, die bloß in einigen ausgelegten Tiſchen beſtehen, ſind künſtlich, überladen und geſchmacklos. Gegeſſen haben wir recht gut, und heute mittag iſt Diner, doch nur von acht Perſonen. Bielefeld nimmt ſich ganz vernünftig, nur freilich kann er bisweilen das Lügen, das einmal zu ſehr ſeine Natur geworden iſt, nicht laſſen. Stell Dir nur vor, daß er geſtern dem Bilde erzählt hat, der Graf Gray habe auf einer Reiſe von Kaſſel nach Karlsbad ſein Kind, das damals noch ganz klein geweſen ſei, mit Ziegenmilch aufziehen wollen. Deshalb hätte er einen eignen Wagen machen und darin nicht bloß die Ziege, ſo wie man es mit den Pferden in Schiffen tut, ſondern auch daneben den Säugling in eine Windel aufhängen laſſen, damit dieſer ſo an der Ziege geſogen hätte. Wie gefällt Dir die Zumutung, das zu glauben? — Heute nachmittag will das Bild große Viſiten mit mir machen.

Über die große Angelegenheit des Heiratens ſpricht das Bild 1797
ſehr viel, allein immer auf die alte Weiſe. Offenbar hätte es Luſt dazu, aber die Schäden, Kränklichkeit, Schwierigkeiten uſw. Von irgend einem näher liegenden Vorſchlag hat er mir nicht erzählt. Die Stadt ſcheint wenig Annehmlichkeiten zu haben. Sie iſt bergicht, winklicht und ſchlecht gebaut. Nur einige Häuſer zeichnen ſich aus. Die Gegend iſt mittelmäßig, indes nichts weniger als ſchön.

Das Bild kommt gewiß zu Dir und freut ſich ſehr darauf. Könnte ich Dir nur dieſen Familienennui erleichtern helfen! Alexander wird nun wohl zurückgekommen ſein und viel zu erzählen haben. Grüße ihn herzlich von mir und ſage ihm, daß ich ihm von Berlin aus gleich ſchreiben würde. Lebe herzlich wohl, holdes, teures Weſen, und laß mich einen Brief von Dir Dienstag in Berlin bekommen. Vielleicht ſchreibe ich Dir von Halle noch einmal. Tauſendmal adieu. H.

23. Caroline an Humboldt

Jena, 28. April 1797

Dein Zettelchen aus Zeitz, das ich durch den zurückkommenden Poſtillon bekommen, hat mir ſehr viel Freude gemacht, liebſter Bill. Das naſſe Wetter erweckt mir aber große Sorge um Deine Geſundheit, ich fürchte ſehr ein Rezidiv des Fiebers, ehe Du in Berlin ankommſt, und ſehne mich herzlichſt nach guten Nachrichten von Dir. Aber freilich darf ich keine Briefe von Dir aus Berlin vor acht Tagen erwarten. Die Kinder ſind geſund und ſind diesmal gnädiger mit mir verfahren, als ſie Deine Abreiſe erfuhren. Sie wollten weinen, aber es gelang mir doch, ſie aufzuheitern, und ſie ſprechen nun unaufhörlich von Dresden, wo ſie Dich wiederſehen würden. Seit Deiner Abreiſe haben ſie ſich ſehr an Burgsdorff gewöhnt, und er hat ihnen mehr ihre Manieren abgelernt. Sie tanzen, ſpringen, reiten mit ihm und laſſen

1797 ſich wacker herumtragen. Theodor und mir ſteht das Entwöhnen wahrſcheinlich künftige Woche bevor. Es iſt eine ſchlimme Periode, indeſſen muß ſie überſtanden werden und wird es auch.

Das Bild will den 8. kommen, ſchreibſt Du mir, Papa kommt auch zu gleicher Zeit. Ich rechne darauf, daß ſie nicht länger bleiben als bis zum 13. oder 14., dann wird Caroline wohl noch eine Woche hier ſein, die Amalie ein paar Tage. Du ſiehſt, es wird nicht leer, ſolange ich hier bin.

Kunth hat an Alexander einen weitläuftigen Brief über Dein Nichtkommen geſchrieben und über den Verkauf von Tegel. Ich ſehe wohl, es wird fortgehen, und uns iſt's auch bei unſerm Einkommen und Ausgaben ein zu teurer Spaß, es allein zu behalten, doch ſehe ich es ſehr ungern verkaufen. Nach einigen Jahren kommen wir gewiß nach Berlin, und es wird mir ſehr leid tun, das Hübſcheſte, was es um Berlin gibt, in fremden Händen zu ſehen.

Alexander ſcheint in Weimar ſehr fetiert worden zu ſein, er gloriiert ſich aber nur damit, ſo viel es ihm gut ſcheint, mokiert ſich über den Herzog, Goethe und alle Menſchen, außer über die Amalie.

Der Herzog ſchickt den kleinen Schnorr [?] nach England, um die tiefſte Einſicht ins engliſche Bier zu erlangen, und gibt ihm inkluſive der Reiſe einen Louisdor tägliche Diäten.

Burgsdorff denkt Sonntag oder Montag abzureiſen und empfiehlt ſich Dir herzlich. Schiller habe ich ſeit Deiner Abreiſe nicht geſehen.

Seit Mittwoch iſt ein fürchterliches Wetter; Dienstag waren wir mit Haeftens auf der Druſenitz. Die Kinder bildeten ſich ein, in Italien zu ſein und fragten nach den Orten. Adieu, mein teurer, lieber Bill. Empfiehl mich Kunth und herzlich der kleinen Levi.*) Wie ſchmerzt es mich, ſie nicht zu ſehen. Adieu!

*) Rahel Levin Varnhagen.

24. Humboldt an Caroline

[Halle], 30. April morgens, 1797 1797

Wolf wohnt mit mir in einer Stube, liebe Li, und ich kann daher hier nicht zu einem ordentlichen Briefe kommen; auch können dieſe Zeilen erſt Dienstag von hier abgehen. Indes glaube ich doch, daß es Dir lieb wäre, noch vor meiner Ankunft in Berlin etwas von mir zu hören. —

Mein Aufenthalt hier, der nun in wenigen Stunden zu Ende geht, iſt mir recht angenehm geweſen, inſofern es mir eine herzliche Freude gemacht hat, Wolf, der mich ſo ſehr liebt, wiederzuſehen, und auch ihm dieſe Aufheiterung zu ſchenken; inſofern reut es mich auch gar nicht, den Umweg hierüber gemacht zu haben. Sonſt freilich habe ich meine andren Zwecke durchaus verfehlt. Wir ſind ſo durch andere — vorzüglich Klein —, vor denen ſich Wolfs geſellſchaftliche Ängſtlichkeit nicht genug zu hüten weiß, geſtört worden, daß wir eigentlich von nichts, am wenigſten von Agamemnon haben reden können.

Eben da ich klage, muß ich gleich noch mehr klagen. Hintereinander ſind Eberhard,*) Klein und Sprengel**) hier geweſen. Sprengel ſitzt noch hier, und ich muß alſo nun ſchnell ſchließen, nur noch zwei Worte über das, was ich geſtern bei Madeweis,***) wo ich mit Hoffmann†) geſtern mittag aß, hörte. — Es ſoll wirklich Friede††) ſein. Jetzt ſehe ich es als gewiß an, daß wir im Herbſt nach Italien kommen. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr ich mich freue. Die Ungewißheit war mir fatal. Jetzt lebe ich in Gedanken der Reiſe. Eile nur ja nach Dresden. Jetzt iſt wirklich nicht zu ſäumen. Ich komme gewiß auch um den 1. Juni. Daß ich Dich nun bald jenſeits

*) Johann Auguſt Eberhard, Profeſſor der Philoſophie in Halle. — **) Sprengel, Profeſſor der Geſchichte und Völkerkunde in Halle. — ***) Madeweis, Polizeirat in Halle. — †) Hoffmann, Kurator der Univerſität Halle. — ††) Der Vorfriede von Leoben zwiſchen der franz. Republik und Öſterreich war am 18. April geſchloſſen, ihm folgte im Oktober 1797 erſt der eigentliche Friede von Campo Formio.

1797 der Alpen bringe, freut mich unausſprechlich. Nun wird armes Kind doch nicht mehr bloße Weiden ſehen.

Luccheſini*) hat ſeinen Rappel und ſoll in Ungnade ſein. Keller iſt an ſeiner Stelle Geſandter in Wien geworden. — Hoffmann verſpricht überall Empfehlungen hin und meinte, uns und Alexander zuſammen müßte die Reiſe nicht mehr als 8000 Reichstaler in zwei Jahren koſten. Das glaube ich nicht; wir können ja aber allein ſo viel aufwenden, ohne über unſre Einkünfte zu gehn. Adieu, beſte, liebe Li, umarme die Kinder und Alexander. Von Berlin ſchreibe ich gleich und weitläuftiger. Jetzt iſt es gegen 12 Uhr. In einer Stunde reiſe ich ab, zu Bielefelds größter Freude, der den ganzen Morgen im Bett liegt, Turiner Schokolade trinkt, den Abend mit uns aus geweſen iſt und ſich jämmerlich mokiert. Er grüßt Dich ſehr. Lebe herzlich wohl!

25. Caroline an Humboldt

Jena, 1. Mai 1797

Deine beiden Briefe aus Zeitz und Halle habe ich vorgeſtern zuſammen erhalten, liebſter Bill. Ich habe es wohl gefürchtet, daß das böſe unfreundliche Wetter einen nachteiligen Einfluß auf Deine Geſundheit haben würde. Möchte doch die Medizin von Meckel Dir helfen. Mir geht es nicht beſſer, die Schmerzen im rechten Fuß und Arm dauern fort, und beſonders leide ich an den Augen. Vielleicht wird es beſſer mit dem Entwöhnen, vielleicht auch nicht, denn ich kenne mich zu gut, um nicht zu wiſſen, daß alles, was mich in der Seele ſchmerzt und ſtört, einen unmittelbaren Einfluß auf meine Geſundheit hat, und das ſo frühe Entwöhnen meines Theodor ſchmerzt mich unendlich, obgleich ich, wie die Dinge nun einmal ſtehen, es für ſein Wohl am zuträglichſten halte. Burgs-

*) Preußiſcher Geſandter in Wien.

dorff empfiehlt ſich Dir aufs beſte. Er iſt geſtern morgen um 5 Uhr 1797
abgereiſt und wird unſer Quartier zum 1. Juni beſtellen.

Caroline wird dieſer Tage herkommen, ihren Knaben inokulieren zu laſſen. Warum ſie nur nicht früher den Entſchluß gefaßt hat, ſo wäre ſie bei mir geblieben. Sie ſelbſt hat mir nicht geſchrieben, Lolo habe ich des böſen Wetters wegen ſeit vier Tagen nicht geſehen; dieſe Nachrichten hat mir nur Alexander gebracht, der bei Schiller war. Caroline will nicht bei mir logieren, ſondern, da Schiller in den Garten zieht, in Lolos Hauſe. Warum, weiß ich nicht.

Goethe war Sonnabend und Sonntag hier. Er war einmal bei mir, aber traf mich nicht allein. Er iſt ſehr freundlich und grüßt Dich herzlich. Alexander ſcheint ihn bewogen zu haben, jetzt ſeine optiſchen Verſuche liegen zu laſſen und ſeine anatomiſchen herauszugeben.

Papa kommt den 5. und das Bild den 6. Mai. Papa reiſt den 10. wieder ab.

Was magſt Du machen, mein liebes Weſen? Wo magſt Du wohnen? Das iſt mir immer ſo fatal, wenn ich nicht weiß, wie es um die herum ausſieht, die ich liebe und an die ich denke.

Grüße Brinkmann*) und verheiße ihm einen Brief. Alle Juden, die Hagen**) uſw. verſteht ſich von ſelbſt. Adieu, mein beſtes Kind, ich umarme Dich in Gedanken.

26. Humboldt an Caroline

Berlin, 2. Mai 1797

Endlich, liebe Li, bin ich in Berlin, und wie in Berlin! Davon haſt Du keine Idee. Es iſt ſo ein Wirrwarr rund um mich her, ſo eine Konfuſion in allen Dingen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll, Dir zu erzählen. Alſo

*) Vgl. S. 15. — **) Vgl. Bd. I.

1797 nur einiges, wie es mir einfällt. Auch ist meine Zeit heute nur kurz. Ich wohne im Krauseschen Hause am Gendarmen-Markt mit Kunth zusammen in einer großen Stube, und um mich her stehen Möbel von Mama, alle Wäsche in großen Kisten, ebenso das Silberzeug, die Bilder aus der Eßstube usw. usw. usw. Kunth hat nämlich das ganze Haus in der letzten Woche von allen Möbeln ausgeleert, darüber mag nun freilich manche Kleinigkeit eingebüßt sein. Viel kann es jedoch nicht betragen. Einige Möbel hat der Rittmeister*) noch angenommen, die übrigen, bis auf einige, sind verkauft für 10—15 % über die Taxe, hingegen alle Wäsche, Pretiosen, Porzellane, Silber und die großen Spiegel und Kronen sind noch da, so daß doch keine Hauptstücke fehlen. — Mit welchen Empfindungen ich in das Haus getreten bin, kann ich Dir nicht sagen. Wo Du wohntest, sind schon alle innern Wände eingeschlagen. Von da ging ich hinauf, wo ich es ebenso fand, und als ich durch meiner Mutter ihre Schlafstube in die Garderobe durchgehen will und die Türe öffne — so sehe ich mit einem Male es vor mir steil bis in den Hof hinuntergehn. Das ganze Seitengebäude ist nämlich schon eingerissen. Recht lebhaft fiel mir aus Goethes Hermann ein: „Denn die Wand war gefallen usw. usw." Ich habe doch so lange in diesen Stuben gelebt, es ist mir erstaunlich fremd, so allein und in einem andern Hause hier zu sein.

Bei der Levi bin ich gewesen und habe mich herzlich gefreut, sie wieder zu sehen. Sie sieht wohl und heiter aus, hat sich unaussprechlich nach Dir erkundigt und bedauert unendlich, Dich nicht zu sehen. Sie war allein mit der Schwägerin. Sie ist ordentlich betrübt über das Einreißen unsres Hauses; jeder Stein, sagt sie, tut ihr weh.

Verzeih das Gewirre von Sachen. Aber Du hast das lebendige Bild meines Kopfes. Könnte ich Dir nur auch ein Bild der Leere

*) Humboldts Stiefbruder v. Holwede. Vgl. Bd. I.

geben, die ich fühle, von Dir entfernt zu ſein, und der Sehnſucht, 1797
die mich ewig nach Dir hinzieht. Ich ſehe ſo oft Dein Bild an; es bringt mir die Stimmungen zurück, mit denen ich es ſonſt auch anſah.

Dem Bruder möchte ich gern zum Geburtstag etwas ſchicken, aber mir iſt der Kopf heute ſo verwirrt und die Zeit ſo kurz, etwas auszuſuchen. Doch ſchreibe ich ihm und auch der Li, jedem beſonders, daß ſie ſich nicht ſtreiten.

Gentz war ſchon bei mir. Er iſt ſehr gut und ſcheint auch tätig. Brinkmann iſt ſo mager und unkörperlich und ſpricht ſo viel mehr als ſonſt, daß ich immer fürchtete, er möchte in ein bloßes Wort verhallen.

Lebe herzlich wohl und grüße Alexander tauſendmal!

27. Caroline an Humboldt

Jena, 5. Mai 1797

Tauſend Dank, mein beſter Bill, für Deinen zweiten Brief aus Halle. Nun hoffe ich bald zu hören, daß Du geſund in Berlin angekommen biſt.

Geſtern habe ich meinen lieben Theodor entwöhnt, ich kann es nicht leugnen, mit unendlichem Schmerz. Er hat die vorige Nacht leidlich ruhig zugebracht, nur ſehen darf er mich nicht, ſonſt weint er bitterlich. Ach, in ein paar Tagen iſt es für das Kind vorüber, und ich bin ihm nicht lieber, als jeder andere, der es trägt und es zerſtreut. Warum mußte ich das liebe Weſen ſo früh von mir trennen!

Papa kommt den Nachmittag, das Bild morgen und künftige Woche Caroline. Schiller wohnt trotz der kälteren und unbeſtändigen Witterung in ſeinem Garten, befindet ſich wohl und iſt mit ſeiner

1797 Einrichtung beſchäftigt. Er grüßt herzlich und will Dir bald ſchreiben. Adieu, liebſter Bill, ich umarme Dich herzlich.

Papa iſt um 3 Uhr angekommen und grüßt Dich beſtens. Er hat den Kindern eine große Menge Bonbons und dem Bill ein niedlich Kleid mitgebracht.

28. Humboldt an Caroline

Berlin, 6. Mai 1797

Ich bin ein ſehr geplagter Menſch, liebe Li, ſeit ich hier bin. Der Verkauf des Hauſes, die Verteilung der Möbel, Goethes Hermann (der en parenthèse gar nicht hübſch gedruckt wird), der Verlag vom Agamemnon, alles iſt auf einmal zuſammengekommen. Ich habe Goethe einen drei Bogen langen Brief ſchreiben müſſen und habe kaum noch Zeit für Dich. Mit meiner Geſundheit geht es gut.

Wenn es irgend möglich iſt — ſo gehe zur beſtimmten Zeit nach Dresden. Gerade weil moraliſche Stimmungen immer ſehr mächtig auf Dich wirken, hoffe ich nicht ohne Grund für Deine völlige Wiederherſtellung. Die Reiſe nach Italien, die ich jetzt im Herbſt für gewiß anſehe und zu der ich alle Anſtalten mache, wird Dir Freude machen, und gewiß, liebe, gute Seele, will ich alles, alles tun, was Dich heiter und froh erhalten kann. Ich finde ja einzig darin mein Glück und liebe Dich ſo unendlich. Ich ſchicke den Kindern hier Spielſachen für ihre beiden Geburtstage. Erſchrecke nicht vor dem Kaſten. Es ſind im Grunde doch lauter kompendiöſe Sachen. Die Häuſer laſſen ſich alle aufmachen, und dann ſind die Herrlichkeiten darin. Der Bruder bekommt die Arche Noä, die Wache und den Stall; die Li das Waſchhaus, den Korb mit Tiſchzeug und die beiden Figuren. Das Waſchhaus iſt allerliebſt, nur ſchwer aufzuſtellen. Studiere mit Haeften daran. Ich habe mich

ſehr gefreut, die Sachen auszuſuchen. Umarme die guten, lieben 1797
Kleinen.

Bei Levis*) bin ich täglich geweſen; die Kleine iſt geſund und auch heiter, doch ſcheint ſie mir dies mehr ſo obenauf als in der Seele; ſie iſt ſehr freundlich gegen mich, und ich ſoll Dir ſchreiben, daß ſie ſich ſehr freut, mich zu ſehen. Von Dir ſpricht ſie ſehr oft, und es ſchmerzt ſie tief, Dich nicht zu ſehen. Leute habe ich noch außer Finck:**) und — Kunth, der täglich aus- und eingeht, nicht da gefunden; Brinkmann iſt gar nicht in ſeiner Aſſiette da. Ich nehme meine gute humeur zu Hilfe und ſpaße und laſſe das übrige gehn. Geſtern war ordentlicher Nachttee!

Mit Goethes Hermann habe ich ſchon viel zu tun gehabt, die erſte Hälfte noch einmal durchgeleſen und Goethen mehrere Verſe wieder zum Umändern vorgemerkt. Goethe hat mir zwar in einem Briefe an Vieweg Vollmacht gegeben, ſelbſt zu ändern was ich will, doch tue ich das natürlich nicht. Indes werde ich deshalb als θεος geehrt und beſtändig von Vieweg konſultiert. Gedruckt wird es nicht hübſch. Es iſt zu eng und zu kleines Format; die Lettern — es ſind deutſche — gehn noch an. Aber das Honorar? Es iſt ein fürchterliches Geheimnis, ſage es bloß Schillern, nicht ihr, nicht Alexandern und niemandem. Stell Dir nur vor: 1000 Reichstaler, das macht zwölf Groſchen für jeden Vers. Vieweg hat es mir heute mit einer Art Beklemmung geſtanden. Sage doch Schiller, ob er nicht ſeinen Wallenſtein auch höher halten wollte, ob ich vielleicht einmal hier zuhorchen ſollte? Meinen Agamemnon hat Unger genommen. Er druckt ihn doch am beſten. Das Honorar iſt ſehr klein. Zehn Friedrichsdor, wenn er nicht über zehn Bogen wird, ſonſt fünfzehn Friedrichsdor. Ich habe ſelbſt und mit Fleiß nicht mehr gefordert. Wen ich fragte, der ſagte mir, daß er mir gewiß mehr

*) Vgl. S. 44. — **) Vielleicht Abkürzung von Finckenſtein.

1797 geben würde, wenn ich es verlangte, aber daß er es alsdann von der Hübſchheit des Drucks abziehen würde. Was können mir nun die paar Louisdor helfen? — Der Rittmeiſter war geſtern hier, und die Sachen ſind geteilt, vorzüglich Pretioſa, Silber und Wäſche. Die eigentlichen Möbel ſind nicht mehr vorhanden. Mamas Arbeitstiſch will ich für Dich zurücknehmen und bei Kunth ſtehen laſſen.

Tegel ſoll ſchwerlich verkauft werden. Den Rittmeiſter habe ich gut geſtimmt, und allen Leuten ſage ich: 30000 Reichstaler. Die gibt keiner ſo leicht. Das mußt Du behalten, es iſt Dir einmal lieb. — Grüße Alexander und Schiller. Ich kann ihnen heute nicht ſchreiben. Lebe herzlich wohl, gute, teure Li, und denke recht oft an mich. Deine holde Geſtalt verläßt mich keinen Augenblick. Tauſendmal adieu! H.

Kunth iſt Geheimer Kriegsrat geworden und hat 350 Taler Zulage bekommen. Jetzt hat er 1200 Taler Gehalt.

29. Caroline an Humboldt

Jena, 8. Mai 1797

Wie innig hat es mich gefreut, mein teurer, lieber Bill, zu erfahren, daß Du glücklich in Berlin angekommen und daß Du wohl biſt. Von der Verwirrung um Dich her kann ich mir eine recht lebhafte Vorſtellung machen, mir macht es auch immer den traurigſten Eindruck, ſo eine Zerſtörung zu ſehen. Geht es einem nun ſchon ſo mit den lebloſen Dingen, die einen umgeben haben und die meiſt nur die Gewohnheit einem lieb gemacht hat, wie mag es gar dem zumute ſein, deſſen ganzes inneres moraliſches Weſen, deſſen Verhältniſſe das Leben zerſtört hat, und der es weiß, wie alles mit ihm zugegangen iſt. Ich kann die Gemütsſtimmung eines ſo zerſtörten Menſchen recht fühlen; die meiſten Menſchen

wiſſen nicht, wie ſie zu den Dingen kommen, wie ſie in dieſe und 1797
jene Lage geworfen werden, aber wem die höchſte Klarheit über ſich ſelbſt zum Bedürfnis des Lebens gehört, der erkennt, welcher Widerſpruch, welcher Abgrund in dem Buſen des edelſten menſchlichen Weſens verborgen liegt. Ach, wie fällt mir immer und immer das Lied des armen Harfners ein: „Wer nie ſein Brod mit Tränen aß", um der Stelle willen:

„Ihr ſtoßt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden."

Die gute Levi, ich glaube wohl, daß es ihr leid tut, das Haus einreißen zu ſehen. Ich las einmal in einem franzöſiſchen Roman: On croit que cela ne fait rien de toucher aux pierres, mais cela fait beaucoup, le coeur ne sait plus où se placer. Grüße die Levi tauſendmal von mir, ich ſchreibe ihr, ſobald ich wieder allein bin, jetzt wahrlich ſummt es in meiner Stube, wie wenn ein Bienenſchwarm drinnen wäre. Das Bild kam Sonnabend abend. Es ſpricht mit Papa um die Wette, und Papa ärgert ſich wie immer, daß es ihm den Rang abſpricht. Aber das Bild iſt doch merkwürdig, ſo unalternd, ſo ewig dasſelbe iſt mir noch nie etwas vorgekommen. Auch Schiller bewundert es. Wir waren geſtern alle bei ihm im Garten. Er iſt recht fröhlich und wohl und fühlt den wohltätigſten Einfluß von dem Leben im Freien. Ob es dauern wird oder ob es nur die Neuheit iſt, bin ich begierig zu wiſſen. Goethe wird den 15. herkommen und denkt dann einige Wochen hier zu bleiben. Die Kinder grüßen den lieben, lieben Vater und ſchreiben ihm. Sie haben ſich ſehr über die Briefchen gefreut. Theodor iſt wohl, ißt mit vielem Appetit und hat — ach! — die Bruſt der Mutter ſchon vergeſſen. Mich freut's und ſchmerzt's. Mich freut es um das Kind, und doch wenn ich es darauf anſehe, ſo fühle ich mich ſo wehmütig und kann mich der

1797 Tränen nicht erwehren. Ach, ſo geht alles vorüber, teurer Bill, alle Freude, und wir ſelbſt gehn vorüber, und es bleibt keine Spur unſrer Freude und unſrer Qual. Liebe Seele, glaube nicht, daß ich traurig bin, ich bin nicht übel geſtimmt und ich weiß auch, wie bleibend vieles, vieles iſt. Möge Dein Glück, möge die Empfindung es ſein, daß Du Dich ruhig und ſtill und heiter mit mir fühlteſt. Du mußt begreifen, wie einzig wohltätig mir die tiefſte Überzeugung davon iſt.

Adieu, mein Lieber. Es wird mir recht leid tun, wenn ich höre, daß Tegel verkauft iſt, und doch wird es wohl nicht anders ſein, Du müßteſt es denn vorteilhaft vermieten können. Empfiehl mich dem Rittmeiſter und Kunth, desgleichen Redern, Brinkmann, Gentz. Meine Geſundheit iſt leidlich. — — — Alexander nimmt ſich meiner ſehr an und ſetzt auch Stark*) den Kopf auf den rechten Fleck. Adieu, mein gutes, liebes Weſen. Haeftens, Papa und Ernſt grüßen. Verkaufe nichts von der Wäſche, die du erbſt. Es iſt gewiß alles dereinſt für die Kinder zu gebrauchen, und dieſe Sachen werden in der Welt immer teurer.

30. Humboldt an Caroline

Berlin, 9. Mai 1797

Wie geht es Dir, gute, liebe Li? Ich bin nach den letzten Nachrichten ſo bekümmert um Dich. Das fatale Wetter wird immer nicht beſſer, und nun kommt das ſchmerzliche Entwöhnen dazu. Wie unendlich ſehne ich mich, bei Dir zu ſein, Dir helfen zu können. So getrennt iſt die Ungewißheit ein ſo peinlicher Gedanke. Morgen hoffe ich auf einen Brief von Dir. Möchte er mir beſſere Nachrichten bringen. Ich habe auch mit Herz**) über Deine Geſundheit geſprochen. Er iſt gleichfalls gegen

*) Hofrat Stark, Arzt in Jena. — **) Hofrat Herz, Gatte der Henriette Herz, vgl. Bd. I, S. XII.

Karlsbad und meint, die Reiſe würde bei weitem wohltätiger auf 1797
Dich wirken. Auf die Reiſe freue ich mich jetzt unendlich, und der Gedanke, daß je beſſer ich hier unſre Angelegenheiten einrichte, deſto ſorgloſer wir auf der Reiſe ſein können, erleichtert mir manche Mühſeligkeit hier. — Dieſe Mühſeligkeiten ſind zwar eigentlich gewiſſermaßen nicht groß. Es iſt nichts eben ſchwierig; auch nichts geradezu weitläuftig. Aber welche Zeit dieſe Dinge koſten und für nichts koſten, davon haſt Du keinen Begriff. Kunth hat wohl alles ordentlich, aber auch mit einer großen Trägheit eingerichtet. — — — Außer dieſen Angelegenheiten lebe ich nach meiner hier einmal ſo gewöhnlichen Art. Ich habe meiſt ſchon alle meine Bekannten beſucht, doch die wenigſten gefunden. Es iſt das hier eine ſchreckliche Sache, das ewige vergebliche Laufen. Zum eignen Arbeiten habe ich große Luſt, und etwas iſt es mir auch wieder geglückt, nur leider bei dieſer Zeitzerſplitterung nicht ſehr.

Zu Levis bin ich ferner alle Tage beinahe gegangen, aber meiſt nur auf kurze Zeit. Die Freude, die man ſonſt an dieſen Beſuchen haben konnte, ſcheint mir dahin. Ich habe noch nicht ein einziges Mal, auch vormittags nicht, die Kleine allein gefunden, und in Geſellſchaft ſind die Seiten, die wir nie an ihr liebten, das laute und weniger feine Weſen bei weitem ärger geworden. Dich liebt ſie gewiß außerordentlich und ebenſo auch Burgsdorff, aber auch über Euch beide bin ich ſchlechterdings noch zu keinem irgend ordentlichen Geſpräch gekommen. Der kleine David Veit,*) der mich heute früh beſuchte, legt ſich jetzt mitunter darauf, Xenien zu machen, folgende iſt auf die Kleine:

Hat ein gewaltiger Geiſt nicht auch erhabenen Willen,
Wird ihm die Kraft nur zum Spiel, wird ihm die Laune Geſetz.

*) David Veit, Arzt und Literat, bekannt durch ſeinen Briefwechſel mit Rahel.

1797 Weit beſſer aber iſt der Anfang einer andern auf Dohna*) und die Herzen:

Vornehm, höflich und kalt, ſo liebt er ſchon Jahre die Kalte uſw.

Die Herz habe ich zweimal geſehen, ſie iſt wie immer.

Er aß heut mittag bei uns. Kunth iſt luſtiger und weniger launiſch als je, immer mehr Bonvivant. Täglich geht er zu Levis, ſpaßt in einem fort, und ſeit dem dritten Tag meiner Ankunft leben wir in der herrlichſten Eintracht miteinander. Ich bin ganz in Penſion bei ihm und zahle dafür täglich einen Reichstaler. Dafür aber beſorgt er mich ſehr ordentlich, und man ißt bei ihm ſehr geſund und gut. Das einzige Schlimme, was dieſes Wohnen mit ihm hervorbringt, iſt der Zeitverluſt. Denn was ſoll ich machen, wenn er ſtundenlang bei mir ſitzt und von nichts ſchwatzt? Von Mama ſpricht er gar nicht mehr. Alles iſt begraben und vergeſſen, ſo daß es mich ſelbſt oft dauert.

Geſtern habe ich meine Viſiten gemacht. Hardenberg**) habe ich nicht gefunden, aber Haugwitz***) hat mich angenommen und wie? — Von einer ſolchen Höflichkeit und Freundlichkeit habe ich ihn nie geſehen, er hat uns Empfehlungen durch ganz Italien angeboten, namentlich an den Grafen Catanio in Venedig, hat ſich nach dem Detail unſrer Pläne erkundigt, und wenn er, wie geſagt, in dieſen guten Dispoſitionen bleibt, ſo haben wir gewiß der Reiſe wegen von hier aus nichts zu fürchten. Er hat noch Luſt, Tegel zu mieten, und will mit mir in dieſen Tagen hinausfahren. Könnte ich mit ihm eine vorteilhafte Miete auf einige Jahre (drei bis vier) ſchließen, ſo kaufte ich vielleicht gleich jetzt Tegel allein an mich. Ich hätte ſo lange leidliche Prozente, wäre doch mein eigner Herr, und kämen

*) Graf Alexander Dohna-Schlobitten, der Henriette Herz jahrelang verehrte und ihr nach dem Tode ihres Gatten 1803 ſeine Hand anbot. — **) Der nachmalige Staatskanzler und Fürſt. — ***) Graf Haugwitz, preußiſcher Miniſter.

wir je nicht hierher, ſo wäre es immer möglich, es dann wieder los 1797
zu werden. Allein daran dächte ich nicht. Ich will es dann Dir ſchenken, damit Du es ganz nach Deinem Sinn einrichten kannſt. Ich werde mir die möglichſte Mühe geben, Haugwitz in gute Dispoſition mir dahin zu ſetzen. Denn es macht mir eine erſtaunliche Freude, Dir Tegel ganz allein übergeben zu können und nicht mehr fürchten zu dürfen, daß es uns doch einmal aus den Händen ginge. — — — So ſiehſt Du, bin ich hier in ewigen Geldgedanken. Wieviel ſchöner war es in Jena, mit Dir, mit den Kindern, mit meinen Arbeiten. — Gentz iſt ganz wie ſonſt, der Konkurs hat gar keinen Effekt gemacht, und leider fürchte ich, daß er doch noch einige Verſicherungen auf den Überreſt gegeben hat. Von Dir ſpricht er mit der alten Anbetung und grüßt Dich herzlich. — Brinkmann hat für mich jetzt kein andres Intereſſe als die Metrik und die Hexameter. Er hat auch Xenien gemacht und verſpricht Beiträge zum Almanach, doch hat er mir noch nichts gezeigt. — Umarme die guten, lieben Kinder und lebe innigſt wohl!

31. Humboldt an Caroline

Berlin, 12. Mai 1797

Du haſt alſo jetzt, liebe Li, das getan, was Dich ſo viel koſtete; der gute kleine Theodor iſt alſo nun ſchon acht Tage entwöhnt — — — —. Ich zähle die Stunden bis zu Deinem nächſten Briefe. Wenn auch alles noch ſo gut geht, iſt das Entwöhnen doch immer mit Schmerz und mit Angſt verbunden, und recht unlieb iſt's mir, daß gerade Papa und das Bild jetzt kommen und Dich noch außerdem mit Langeweile plagen. Dazu die Kinder, die, ſo gut ſie auch ſind, Dir doch ſicher viel Lärm und Unruhe machen. Schreibe mir ja, gutes Weſen, recht treu und wahr, wie es Dir geht, verbirg es mir nicht, wenn es minder gut wäre; ſo

1797 ſchmerzlich auch die Wahrheit ſein möchte, ſo iſt es die Ungewißheit doch immer noch mehr. Aber ſchreibe mir ja nur wenige Worte, oder bitte auch Alexander, es zu tun. Es inkommodiert Dich, und wenn ich nur weiß, was Du machſt, ſo bin ich beruhigt.

Die Stelle Deines Briefes, wo Du nun dem kleinen Theodor ſo fremd zu werden fürchteſt, hat mich tief geſchmerzt. Aber ganz kann ich in dieſes Gefühl nicht einſtimmen. Gewiß liegt in dem eigenen Stillen unendlich viel. Es iſt ein ewiges lebendiges Überſtrömen des einen Weſens ins andere; es iſt eine Art der Bildung, der Aneignung, die auf eine unbegreifliche und doch gewiß ſo mächtige und wirkſame Weiſe vor ſich geht. Zwar bin ich überzeugt, daß bei den gewöhnlichen Müttern oder gar bei Ammen auch dies nur körperlich wirkt. Allein wo das innigſte und ſchönſte Gefühl immer zugleich rege iſt, wo der reinſte Odem der Liebe die Gabe beſeelt und veredelt, da dringt die wohltätige Wirkung auch gewiß tief in das ganze Weſen des zarten Geſchöpfs ein. Auch hier, dünkt mich, iſt es ein Vorrecht edler und feiner Seelen, denſelben Geiſt, der ſie belebt, auch allem einzuhauchen, was von ihnen ausgeht; was nun bei andern unbedeutend und tot ſein würde, wird in ihnen bedeutend und erhält Leben und Fruchtbarkeit; und täglich ſehe ich ja in unſern Kindern das unverkennbare Gepräge des Weſens, das ich in Dir ſo unendlich liebe und das mich ſo unendlich beglückt.

Aber wie eng auch dieſe Verbindung des Kindes und der Mutter ſein möchte, wie ſchön und rein dieſe Mitteilung, ſo kann ſie doch unmöglich die einzige auch in dieſem zarten Alter genannt werden. Auch da gibt es doch ſchon eigene Organe, womit das Kind nicht bloß die Mutter unterſcheidet und kennt, ſondern die Wirkung ihres Weſens mit einer unbegreiflichen, aber doch ſo unverkennbaren Sympathie empfindet. Ich ſehe dies deutlich an mir. Du weißt ſelbſt, wie unendlich die Kinder mich lieben, wie feſt beſonders die Li an mir hängt, und iſt es nicht bei weitem mehr durch

dieſen fortwährenden, aber im einzelnen unbemerkbaren Einfluß, als 1797
durch einzelne Dinge, wo ich ihr Freude machte oder ihre Liebe gewönne?

Nichts auf der Welt iſt gewiß überhaupt ſo mächtig als dieſer ſo oft verkannte Einfluß, und am meiſten, um ihn in ſeiner ganzen Stärke auszuüben, iſt es ſo wichtig, ſich in ſeine reinſte und beſte Eigentümlichkeit zu ſtimmen, damit in allem, was man iſt und tut, immer nur Ein Geiſt und ein eigner und ein wohltätiger herrſche. Nur er iſt es ſicherlich, der die Bande jeder echten Liebe knüpft, und nur durch ihn iſt es möglich, daß die Kinder, wie Hektor ſagt, gern den Eltern ähnlich werden, aber beſſer als ſie. In Dir, teure Li, iſt dies in einem unglaublichen Grade, das offenbart ſich auch darin ſo ſehr, daß ich noch niemand in Deiner Nähe geſehen habe, auf den es nicht einigermaßen wirkte; in mir wird es nicht ſelten durch mancherlei Dinge in mir, die ich ſelbſt nicht liebe, über die ich aber nicht immer Herr bin, verdunkelt, aber gewiß arbeite ich ernſtlich, dies abzuändern, und nur darin, kann ich ſagen, beſteht das Beſtreben, mit dem ich an mir ſelbſt und meinem Charakter tätig bin. Ich habe die Tage über, die ich hier bin, oft und viel Gelegenheit gehabt, darüber und über verſchiedene Epochen meines Lebens nachzudenken. Ich habe gerade hier in älteren und neueren Zeiten ſo mancherlei erlebt und erfahren, und die Fremdheit meiner jetzigen Lage, wo ich gleichſam alle ehemaligen Gewohnheitsbande gelöſt fühle, macht mich mir ſelbſt fremder und ſtellt mich in einen beſſern Standpunkt, mich ſelbſt zu beurteilen. Ich bin mit vielem Einzelnen unzufrieden, aber ich empfinde es doch mit innigem Dank gegen das Schickſal, das mir dieſe Richtung gab, daß faſt von jeher mich nur zwei und dieſelben Dinge beſchäftigten, anfangs bloß die Liebe zu gewiſſen Ideen, die ſich mannigfaltig in mir modifiziert haben, aber im weſentlichen doch noch dieſelben ſind, die mich auch jetzt noch vorzugsweiſe beſchäftigen, und dann das Bedürfnis, ein

1797 Weſen zu finden, mit dem ich mich innig verſtände, deſſen Glück meine liebſte Sorgfalt und deſſen Liebe mein einziges Daſein würde.

Ich habe gefunden, wonach ich mich ſehnte; ich habe das Höchſte genoſſen, was Menſchen genießen können, und ich kenne kein Leiden der Welt, in dem dies Bewußtſein mir nicht immer ein ſchönes und ſtilles und genügendes Glück geben würde. — Du wirſt mich vielleicht ſehr ernſt geſtimmt finden, liebe Li, und ich kann nicht leugnen, daß ich es bin, indes bin ich heiter, ſo heiter als ich ſein kann, wenn ich von Dir getrennt bin und nicht ohne Sorgen um Dich lebe.

32. Caroline an Humboldt

Jena, 12. Mai 1797

Teurer, lieber Bill. Dein Brief und das Kiſtchen mit Spielſachen ſind glücklich angekommen. Ich werde aber den Kindern alles erſt an der Li ihrem Geburtstage ſchenken, da des Bruders ſeiner doch einmal vorbei war, wäre es der armen Kleinen zu ſchmerzhaft geweſen, wenn ſie nichts bekommen hätte. Das Warten lernen die Kinder gar ſchwer. Es geht mir leidlich. Grüße Kunth, ich wünſche ihm Glück zu ſeiner Heimlichkeit und der Gehaltsvermehrung. Er iſt reicher wie wir. Er reiſt wohl gar mit der Kleinen*) nach Pyrmont? Grüße dieſe tauſendmal von mir. Ich mag nicht ſagen, wie weh es mir tut, die Kleine nicht zu ſehen. Daß Deine Geſundheit ſo gut iſt, freut mich unausſprechlich, aber daß Du ſo geplagt biſt und teils aus Mangel an Zeit, teils aus Mangel an Stimmung bei den heterogenen Beſchäftigungen nicht am Agamemnon arbeiten wirſt, tut mir ſehr leid. Es iſt weit beſſer, Du haſt Dir ſo wenig Honorar geben laſſen und der Agamemnon wird ſchön gedruckt, als umgekehrt. Die Mühe dieſer Überſetzung und

*) Rahel.

den Geiſt, der ſie zu machen imſtande iſt, kann Dir doch kein Buch- 1797
händler bezahlen. Leugnen kann ich's nicht, daß der Agamemnon mein Schoßkind iſt. Das Honorar für den Hermann iſt ungeheuer, und doch gibt es keinen Preis für ſolch eine Arbeit. Schiller meinte auch, es ſei enorm bezahlt, aber Vieweg werde es herausbringen, noch einen anſehnlichen Gewinnſt davon zu machen, und ſei unklug, wenn er nicht eine Auflage von 4000 Exemplaren veranſtalte. Er erzählte mir, daß er Goethe gefragt, ob er zufrieden mit dem Honorar ſei, und dieſer habe ihm geantwortet: „O ja, recht gut, ich kann leidlich zufrieden ſein." Etwas Außerordentliches habe Goethe alſo gar nicht darin gefunden. Schiller hatte ſich eingebildet, Vieweg gäbe ihm etwa 150 Louisdor. Es war ihm recht lieb, die eigentliche Summe zu erfahren, und übrigens bleibt es ein ſtrenges Geheimnis. Für den Wallenſtein iſt Schiller ganz decidiert, ihn Cotta zu laſſen, aber er denkt auf andern Verdienſt, wo er „die Kerls", wie er ſich ausdrückt, ſich will überbieten laſſen und aufs äußerſte treiben. Schiller grüßt Dich herzlich. Goethe kommt den 15. und bleibt ſo lange wie wir hier. Wir denken etwa den 31. abzureiſen.

33. Humboldt an Caroline

Berlin, 16. Mai 1797

Dein letzter Brief hat mich innig gerührt, liebe Li. Wie unendlich wahr iſt es, daß es keinen qualvolleren Zuſtand gibt als den, in ſich ſelbſt eine Heimat zu vermiſſen, in die man ruhig zurückkehren kann, wenn man durch das Schickſal von außen in ſich zurückgedrängt wird, Zerſtörung in dem zu fühlen, woraus eigentlich allein Ruhe und Feſtigkeit auf alles andere übergehen kann; wie ſo wahr iſt es auch, daß Umſtände und Zufall uns langſam, ſchrittweiſe und unvermerkt in Verwirrungen führen, ſo

1797 daß wir am Ende plötzlich tun, wovon wir zuerſt uns himmelweit entfernt geglaubt hätten, gerade wie Goethes Lied es ſchildert. Ich habe dieſe Beiſpiele leider mehr als einmal geſehen, halb und halb muß ich mir ſogar geſtehen, es an mir ſelbſt erfahren zu haben. Beides hat mir eine Milde gegeben, die mich gewiß nie verurteilen, nie auch nur anklagen läßt.

Gerade die beſten, die gefühlvollſten Menſchen ſehen ſich am erſten auf dieſe Weiſe verſtrickt. Innere Unbefangenheit, Bewußtſein reiner und ſchuldloſer Gefühle und edler Enthuſiasmus fürs Gute führen ſo natürlich vom gewöhnlichen Pfade ab, und der Menſch vermag ſo wenig, ſobald er ſich von dem regelmäßigen Laufe der Dinge verlaſſen fühlt. Aber es muß einen zwiefachen Maßſtab geben, einen äußern und gewöhnlichen für den Zuſtand der bloßen Vernunft und der Kälte, einen innern für die, die ſeiner würdig ſind, für die Momente des innigſten Gefühls des ganzen Daſeins, für die Begeiſterung, die nur daraus hervorgehen kann. Das erſte iſt der Maßſtab des Rechts und des Unrechts, die eigentliche Beurteilung der äußern Handlungsweiſe; das letzte der Maßſtab der Liebe, der gerechten Würdigung des innern und eigentlichen Lebens.

Der letzte iſt nicht weniger ſtreng als der erſtere, aber er iſt gerechter und minder einſeitig; er iſt ebenſowenig geſchickt, einzelne Handlungen zu beurteilen, als jener, den ganzen Menſchen zu würdigen; er darf nie gebraucht werden, wenn erſt der Moment des Handelns da iſt, aber er iſt unentbehrlich, wenn dieſer Moment einmal verhallt, der Schritt unwiderruflich getan iſt. Woran könnte ſich das gebeugte Herz wieder aufrichten, wodurch das zerſtörte Gemüt wieder Ruhe gewinnen, als dadurch, daß es auf einmal ſeinen Geſichtskreis erweitert, in den wunderbaren Fügungen des Schickſals die Enträtſelung ſeines eignen Verſehens ſucht und durch die ſtrenge, aber parteiloſe Betrachtung ſeines ganzen Weſens wieder Mut und Vertrauen zu

ſich gewinnt? Jeder, der über ſich klar iſt, muß in ſich unfehlbar 1797
einen doppelten Menſchen finden, einen, der dem Schickſal befiehlt
und ſich ſelbſt das ſeinige bildet, einen andern, der ihm unterliegt
und von ihm beherrſcht wird. Wehe dem Menſchen, der das letzte
nie empfunden hätte, er könnte nicht anders als kalt und gefühllos
oder gar intolerant und hart ſein. Aber andere oder gar mich ſelbſt
in dieſer letzten Geſtalt, als einer fremden Macht, der Gewalt der
Gefühle gegen die Stimme der Pflicht und die Lage der Verhältniſſe
unterliegend, als ſchuldig und zugleich doch ſinnenrein und unſchuldig
zu betrachten, iſt mir nie anders möglich, als nur in den tiefſten und
innigſten Stimmungen für mich oder mit andern in den Momenten,
die nur die höchſte Freundſchaft oder echte Liebe herbeiruft. Eine
Überzeugung, die nicht durch einzelne Tatſachen, noch durch deutlich
ausgeſprochene Gründe bewirkt werden kann, die nicht auf demjenigen
beruhen kann, was in dieſem oder jenem Augenblicke erſcheint, ſondern
nur einzig in dem, was eigentlich iſt und gerade darum nie einzeln,
immer nur im ganzen auftritt — eine ſolche Überzeugung kann nicht
anders als da mit Sicherheit und zugleich mit echter Beſcheidenheit
und Demut entſtehen, wo Seele und Seele unmittelbar ineinander
übergehn, wo das Gemüt bewegt und begeiſtert genug iſt, um mit
allen Kräften empfänglich und mit allen tätig zu ſein. Darum iſt
es ſo wahr, daß die Liebe alles verzeiht, und zugleich ſo wahr, daß
nur ſie ſtreng und gerecht iſt; darum iſt es kein ſchwärmeriſches
Gefühl, ſondern ein ſo natürliches und wahres, daß man Perſonen,
die man liebt, ſo leicht von dem äußern Urteil unentſchuldigt läßt
und ſich ſo gern in ſeine eigene ſtille Überzeugung zurückzieht.
Überhaupt iſt ſo ein inneres, unerkanntes Leben in ſich unendlich
verführeriſch. Dies fühlt vielleicht niemand ſo lebhaft als gerade
ich. In ſehr vielen Dingen bin ich durchaus anders, als ich erſcheine.
Oft ſchon habe ich bemerkt, und noch jetzt hier hatte ich Gelegenheit
dazu, daß man mich faſt für durchaus kalt, unfähig wärmerer und

1797 tieferer Empfindungen, auch der edlern Schwärmerei unverſöhnlich feind glaubt. Ich fühle das Gegenteil lebendig in mir, ich fühle, daß ich die Welt, die ich in mir trage, noch eben ſo glühend als ſonſt umfaſſe, ich weiß an dem Glück des Genuſſes, an dem Kummer, der Sorge, wie ich Dich liebe, und noch jetzt wäre ich jeden Moment bereit, der Höhe und Stärke der Empfindung die bloße ruhige Heiterkeit hinzugeben. Aber je länger dieſe Gefühle gerade dauern, je unumſchränkter ſie die Seele beherrſchen, deſtomehr ſcheuen ſie, ſich anders zu zeigen, als dem Blick, der ſie ganz verſteht. Es iſt leicht, ſie zu verletzen, zu entweihen, und welche Wunde ſchmerzt tiefer als dieſe? Sie ſind mächtiger und zarter, wenn ſie einſamer ſind, und was ſoll man pflegen, was hegen, als dieſe Blüten des Charakters, dieſe Keime des Schönſten und Beſten, wenn ein glückliches Schickſal einmal eine Vereinigung zweier Weſen begünſtigte, die ſie werden ließ? Unter allem Vorübergehenden ſtehen eigentlich ſie allein als das Bleibende da. Zwar auch ſie ſchwinden mit der Perſönlichkeit hin, und es iſt eine ſo wahre und tiefrührende Stelle Deines Briefes, daß alles, alles vorübergeht, unſere Freude und unſere Qual, und nur noch auf kurze Dauer eine ſchwache Spur unſres Andenkens zurückbleibt. Aber warum auch ſuchen wir uns in dem flüchtigen Bewußtſein vergänglicher Geſchöpfe, warum nicht in der bleibenden Wirkung, die unſer Weſen zurückläßt? Mir iſt es ein feſter, unumſtößlicher Satz: nichts von dem, was ein Menſch je Gutes und Großes wirklich war, geht jemals unter, und wäre es nur das von niemand unmittelbar erkannte Gefühl eines einzigen Augenblicks geweſen. Es prägt ſich ſeinem Weſen, ſeiner Geſtalt ein, es geht von ihm auf andere über, und wäre niemand je zugegen, ſo prägt es ſich, möchte ich ſagen, der toten Natur ſelbſt ein. Das Lebendige beſiegt immer das Tote und dringt durch und ſchafft ſich Leben und Licht. Werke und Handlungen gehen unter, aber Geſinnungen und Gefühle ſind ewig und pflanzen ſich mit unbegreiflicher Regſamkeit fort.

So oft denke ich mir's und verfolge es durch alle Umstände 1797
Deines Lebens, durch die Menschen, die Dir nach und nach näher getreten sind, wie unglaublich wohltätig, wie gewiß, solange es noch Menschen und menschliche Gefühle gibt, ewig wirksam Dein Dasein ist, liebe Li. In Deinem reinen und einfachen Wesen, das zugleich mit allem Menschlichen so vertraut und über alles Menschliche so erhaben ist, ist alles, was in andern nur als toter Stoff, höchstens zu einzelnem Gebrauche da liegt, zu etwas Lebendigem, das für sich selbst besteht und sich für sich fortpflanzt, geläutert und erhöht; das Schönste und Beste, dessen der Mensch fähig ist, ist ewig in Dir wirksam und rege, in die Anmut der Weiblichkeit verschmolzen, ergießt es sich von Dir aus auf alles, was Dich umgibt. Glaube nicht, daß ich mich täusche. Wäre mir die Wahrheit nie heilig, so wäre sie mir's da, wo ich von dem rede, was im Menschen möglich ist. — Ich erkenne sehr gut, daß es physisch unmöglich ist, daß der Mensch in jedem Augenblick sich selbst gleich ist, ich weiß, daß auch Du nicht vermagst, dies eigentliche und ursprüngliche Wesen immer ganz, nicht einmal immer durchaus rein darzustellen, aber wie ich Dich schilderte, so bist Du in Deinen besten Momenten, und noch nie sah ich in irgend einem Menschen das ganze Leben seinen besten Momenten so gleichförmig ähnlich als in Dir. Was Du so, wie Du bist und wie ich Dich empfinde, auf mich wirktest, was sich auch durch mich in Dir entwickelte, was von uns beiden auf unsre guten Kinder, was aus uns allen auf den Teil der Welt, mit dem wir in Berührung traten, überging, das, teure Li, wird nicht vergehn, und in dem können wir sicher ruhen, wenn wir untergehn. Auch fragt es sich, ob man sich nicht, wenn auch das Bewußtsein aller Handlungen, aller Verhältnisse des ganzen Lebens aufhört, dennoch in dieser geistigen Eigentümlichkeit, die sich über unsre Person hinaus verbreitet und über unser Leben hinaus fortpflanzt, auf irgend eine, wenngleich jetzt unbegreifliche Weise, wieder-

1797 findet. Gänzliches Aufhören ſchien mir nie glaublich, Fortleben ohne Zuſammenhang ſcheinen mir bloße Worte ohne verſtändlichen Sinn, und wie iſt es möglich, demjenigen entriſſen zu werden, was uns eigen und ausſchließend angehört und als etwas rein und durchaus Geiſtiges an keine vergänglichen Dinge geknüpft iſt? — Du wünſcheſt, daß mein Glück, die Empfindung, daß ich mich ruhig und ſtill und heiter mit Dir fühle, dauernd ſein möge. Das ſind beide gewiß, und mehr als bloß heiter und ruhig fühle ich mich mit Dir. Könnte ich Dir nur das volle Gefühl von dem geben, was Du mir biſt und wahrlich immer, immer unausgeſetzt warſt! Möchte es mir gelingen, auch Dich ganz glücklich zu machen, ganz und ununterbrochen; o! es iſt nicht bloß darum ſo ſehr mein glühender Wunſch, weil ich Dich ſo innig liebe, nein auch darum, weil's gegen die ſchöne Harmonie verſtößt, daß ſo viel Großes und Gutes nicht auch mit dem reinſten Glück im Bund ſtehen ſollte.

Nachmittag, 16. Mai 1797

Ich habe heute früh ſo in meinen Gedanken fortgeſchrieben, daß ich nicht dazu gekommen bin, Dir von etwas anderm zu reden. Aber ich rede ſo gern mit Dir von dieſen Dingen, und ſie hatten mir ſeit dem Empfang Deines Briefes ſo im Kopf gelegen. Ich bin nicht ganz wohl, liebe Li, doch iſt es unbedeutend und geht ſchon vorüber. Ich habe einen entſetzlichen Schnupfen, und geſtern war ſchlimmer Hals dabei, ſo daß ich das Zimmer hüten mußte. Herz gibt mir recht gute Sachen, es wird bald alles übergehen. Heute iſt ja der kleinen Li Geburtstag. Umarme das gute Kind tauſendmal in meiner Seele, ſag ihm, wie leid es dem Vater tut, ſie nicht heute zu ſehen und ſelbſt zu beſchenken. Meine Seele iſt unaufhörlich bei Euch. Wenn ich nur indes den holden Geſchöpfen nicht fremd geworden bin.

Sonnabend war ich in Falkenberg beim Rittmeiſter.*) Die Geſellſchaft außer mir war eine Kaufmanns- und eine Perücken-

*) Humboldts Stiefbruder v. Holwede. Vgl. Bd. I.

machersfrau. Der Rittmeiſter iſt recht gut, aber ganz verbauert. 1797
Er raucht den ganzen Tag Tabak, das Bierglas ſteht immer auf dem Tiſch. Sonſt ſcheint er Land und Leute mit Weisheit zu regieren.

Die Levi hab ich in zwei Tagen nicht geſehen, ſonſt bin ich jetzt ein paarmal ſo hingegangen, daß ich ſie allein fand, und habe mich recht gut amüſiert. Sie iſt gegen mich ſehr freundlich. Andere dagegen beklagen ſich. Kunth erzählt mir immer von ihren üblen humeurs, und der arme Tieck*) beklagte ſich auch heut über eine unſanfte Behandlung und ein paarmaliges Abweiſen. Alles das läßt ſich leicht glauben und entſchuldigen. Ihr Umgang muß ihr wohl drückend ſein, und doch ändert ſie ihn nicht oder kann es nicht.

Morgen gibt Kunth Levis, dem Grafen,**) dem Fürſten***) und mir ein Diner in Tegel. Kunth iſt, was er auch ſagen mag, alle Tage im Hauſe.

Ich ſchicke Dir heut das Verzeichnis der auf mich gefallenen Effekten. Die Hauptfrage iſt jetzt die, ob wir das ſilberne Service an uns kaufen oder das Porzellan. Was das Silber betrifft, ſo läßt ſich viel für und dawider ſagen. Dawider das, daß wir es ſchwerlich je brauchen werden. Wir werden ſchwerlich je viel Leute ſehen, auch ſelbſt bei vielen geht ein porzellanenes Service ſehr gut. Wenn wir, wie ich gewiß hoffe, Tegel behalten, ſo können wir in Berlin doch kein Haus machen, dazu ſind wir nicht reich genug. Wir müſſen dann bloß ein Abſteigequartier hier haben, das nur für uns ſelbſt gehörig geräumig iſt. Auf dem Lande aber iſt Silber nicht einmal hübſch.

Dafür iſt das, was mir ſehr in die Augen leuchtet, daß, wenn wir es behalten, wir ein wohlverſehenes Haus haben, und daß es mir leid tut, das ſchöne, blanke Silber wegzugeben. Entſcheide nun

*) Ludwig Tieck, der Dichter und Shakeſpeare-Überſetzer. — **) Haugwitz. — ***) Hardenberg.

1797 ſelbſt und ſchreibe mir mit nächſter Poſt. Du verſtehſt ſo etwas beſſer und mußt nun darauf denken, Dir Deinen Hausrat ſo einzurichten, wie Du ihn gern haben willſt. — Adieu tauſendmal.

34. Caroline an Humboldt

[Jena], 22. Mai 1797

Wie unendlich freuen mich Deine Briefe, mein teurer, lieber Bill, und wie herzlich dankt Dir mein ganzes Herz dafür. Es ſchmerzt mich oft, daß ich Dir nicht umſtändlicher ſchreiben kann, aber ſo närriſch es klingt, ſo wahr iſt es doch, daß ich recht eigentlich keine Zeit habe. Die Amalie bringt mich jetzt faſt um den ganzen Tag, Du weißt, wie gern ſie ſpricht, ſie malt mich nun noch außerdem, und für mich fangen ſich nun wirklich manche häusliche Arrangements an zu drängen, denn der Tag unſrer Abreiſe eilt heran. — Schiller hat eine ſo herzliche und rührende Freude, mich täglich zu ſehen, daß ich nicht gern einen Tag ausſetze, ohne ihn zu beſuchen, Goethe iſt hier, den Mittag ißt immer noch jemand mit und abends iſt der große Zirkel. Die Kinder wollen weiter ſpazieren gehn als in einen Garten, ich ſelbſt bedarf vieler Bewegung. So geht der Tag hin, daß ich nicht weiß, wo die Stunden bleiben.

Mich verlangt unendlich, Dich wieder zu ſehen, mein teures, geliebtes Weſen, dann ſollſt Du lebendig fühlen, wie glücklich ich bin, wenn ich Dich glücklich und durch mich glücklich weiß. Die Kinder ſind wohl und grüßen Dich innigſt. Du biſt ihnen wahrlich nicht fremd geworden. Sie ſprechen unaufhörlich von Dir und geraten ganz in Entzückung, wenn man ihnen ſagt, daß Du nach Dresden wiederkommen würdeſt.

Alexander iſt outriert, daß Roſenſtiels 60 Friedrichsdor noch nicht angekommen ſind. Wir ſind in ziemlicher Geldnot. Meine Aus-

lagen und was Alexander von mir geborgt hat, beträgt 120 Taler. 1797
Schiller hat mir auch 20 Taler abgeborgt, aber stündlich erwartet Alexander das Geld.

Es sieht schon ganz leer bei mir aus seit vorgestern, wo mein Sofa und Stühle abgegangen sind. Sonnabend geht alle Wäsche und mein Bureau an das Bild ab, der es für 16 Taler gekauft, und drei bis vier Taler kostet ihm noch die Emballage und der Transport.

Goethe war heut hier und grüßt herzlich. Er ist sehr gut gestimmt, und ich bin wie immer ganz verliebt in seine schönen Augen. Er dankt tausendmal für Deine Mühe wegen des Hermanns.

Ich umarme Dich, die Amalie grüßt. Wir reisen den 31. und sind den Tag vor Pfingsten in Dresden, um den Pfingsttag die Musik nicht zu versäumen.

35. Humboldt an Caroline

Berlin, 23. Mai 1797

Ich freue mich unendlich auf Deine Ankunft in Dresden. Die göttliche Natur und die Galerie werden Dir ein großer Genuß sein, und auch Burgsdorff wird sich sehr freuen, Dich nun dort zu haben. Möchte ich nur Dich schon dort empfangen können! Aber leider werde ich Dir wohl erst folgen müssen.

Mein Leben ist seit vierzehn Tagen ziemlich wie im Anfang gewesen. Da eine Menge von Leuten mit mir zu sprechen haben, so bin ich sehr überlaufen und habe zu nichts kommen können. Der arme Agamemnon tut auch mir unendlich leid; ich mag ihn nicht ansehen, so fatal ist es mir. Er ist mir tief in der Seele lieb und mehr als andere Arbeiten, die auch für sich wichtiger und vielleicht auch für mich verdienstlicher sind. Dieser große antike Geist durchdringt einen doch nie gleich lebendig, als wenn man selbst ringen muß, ihn wieder darzustellen, und er erfüllt die Seele so unendlich,

1797 weil er zugleich ſo groß und ſo einfach iſt. Dann haſt Du eine ſolche Liebe für die Sache gewonnen, daß mich das von neuem dazu anfeuert. Darum bin ich auch in mir gewiß, daß er dennoch und immer doch bald zuſtande kommt. Nur dieſe Zeit iſt und bleibt freilich unwiederbringlich verloren.

Gentz hat ihn jetzt auch geleſen. Er hat auch auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, und ſo ſehr er ſonſt dawider zu ſein pflegt, daß ich Arbeiten dieſer Art unternehme, ſo ſcheint er doch mit dieſer verſöhnt. Brinkmann hat ihn auch bei ſich gehabt, er iſt aber ſo zerſtreut in tauſenderlei Geſellſchaften jetzt, daß er ihn noch nicht einmal ganz geleſen hat.

Von Goethe habe ich geſtern einen Brief gehabt. Er ſchreibt äußerſt freundlich und ſchickt mir noch einige Änderungen zu ſeinem Gedicht. Am Ende des Briefs ſchreibt er von den Unruhen in Italien und zugleich von unſren Wanderungen (alſo von ſeiner und unſrer) daſelbſt, zwar in ſeinen gewöhnlichen umſtändlichen und unbeſtimmten Phraſen, aber doch ſo, daß man ſieht, er hat den Gedanken dazu noch nicht ganz fahren laſſen. Es wäre überaus hübſch, ihm dort zu begegnen.

Umarme die Kinder und lebe herzlich wohl. Humboldt.

36. Caroline an Humboldt

[Jena], 26. Mai 1797

Mit uns hier geht es ganz leidlich. Alexander, Loden*) und Haeften reiſen morgen nach Rudolſtadt und kommen Sonntag abend wieder. Loden nimmt viele Präparate und Leichname mit und will von den 24 Stunden des Tages 12 leſen. Alexander iſt troſtlos, daß das Geld von Roſenſtiel nicht

*) Loden hielt in Jena 1795 Vorträge über Anatomie, die auch Goethe beſuchte.

gekommen ist, und nimmt auf den Fall, daß es nicht noch morgen 1797
kommt, 50 Louisdor von Goethe, damit wir flott werden. Goethe ist sehr freundlich und gut und hat ein gar niedlich neues Gedicht, der neue Pausias und sein Blumenmädchen, für den Almanach gemacht und uns letzt vorgelesen. Er grüßt Dich herzlich, desgleichen Schiller, der Dich bittet, ihm alle Deine übersetzten Pindarischen Oden zu schicken. und ihm, wenn's irgend eine gäbe, eine deutsche oder französische oder lateinische Übersetzung des ganzen Pindars zu empfehlen. Er will sich einige Wochen ausschließend mit dem Pindar beschäftigen, sich recht eigentlich mit ihm vertraut machen, um dann eine Pindarische Ode für den Almanach zu verfertigen, zu der er das Sujet schon mit sich herumträgt. Er wollte nichts Bestimmteres darüber sagen, als daß die Hauptidee der Ode sein sollte, daß das Glück über das Verdienst gehe. Freilich eine äußerst antike und auch eine höchst pindarische Idee. Übrigens ist Schiller recht munter, und sein Gartenleben bekommt ihm gut.

Adieu, Bester! Die Kinder machen so einen Tumult, daß ich enden muß.

37. Caroline an Humboldt

[Jena], 29. Mai 1797

Lieber Bill — nur ein einzig Wort, denn es ist eine Packerei und ein Kram bei mir, daß man nicht mehr weiß, wo man zugreifen soll. Übermorgen reisen wir fort. Meine Adresse ist Gräflich Hagensches Haus auf dem Markte.

Goethe reist wahrscheinlich in zehn Tagen nach Italien, um den Winter dort zu bleiben. Es ist aber ein großes Geheimnis. Adieu, Lieber. Das Geld hat uns aus allen Nöten gezogen.

1797 **38. Caroline an Humboldt** Dresden, 8. Juni 1797

Durch den ſonderbarſten Zufall, mein teurer, lieber Bill, iſt ein Briefgen, das ich Dir am erſten hieſigen Poſttage nach meiner Ankunft am vorigen Dienstag ſchrieb, liegen geblieben. Ich bitte Dich deshalb ſehr um Verzeihung. Ich hoffe nun, Dich in wenigſtens acht Tagen hier zu ſehen und freue mich unendlich auf Dich mit den Kindern. Unterwegens waren ſie gut und froh. Es geht recht gut mit dem Fahren. Alexander ſaß mit in meinem Wagen, weil Haeftens, die doch ein Kind weniger haben, ſo gut wie keine Leute, Sachen und dreimal mehr Platz zum bequemen und geräumigen Packen, eine ſolche Packerei bis in den Wagen hatten, daß ſchlechterdings kein Platz für Alexander mehr da war. Wie gefällt Dir das? Künftig werden ſie doch ein andres Arrangement machen müſſen. — Geſtern war ich in der Galerie und nachmittags bei den Mengsſchen Abgüſſen. Ach, wie geht mir die Seele wieder auf, umgeben von dieſen Bildern und dieſen hohen Geſtalten. Ich ſehe ſie noch mit viel anderm Blick wie ſonſt, mit weit höherm Genuß, und verſtehe ſie beſſer. Täglich von nun an werde ich da ſein — die Feiertage über war alles verſchloſſen, nur an der Muſik konnte man ſich in der katholiſchen Kirche ergötzen, ſehr ſchöne Meſſen und Veſpern. Geſehen habe ich von Promenaden noch nichts als den Brühlſchen Garten, weil das Wetter ſo ſchlecht bis geſtern war, von Menſchen die Familie des Miniſters Burgsdorff, die Körners, einmal auf dem Weinberg, einmal in der Stadt, und Neumanns. Admirez ma vertu! Ich muß mich aber ſehr verändert haben, denn alle Leute finden, ich ſei nicht mehr wieder zu erkennen, ſo viel munterer ſei ich, und es ſcheint, als erwerbe es mir ihre Approbation. Adieu, Liebſtes.

In Dresden bildete neben den Kunſtſchätzen vor allem das Körnerſche Haus für Humboldts den Anziehungspunkt. Der Umgang mit Körner war für Humboldt gleichſam eine Fortſetzung, ein Abglanz ſeines Verkehrs mit Schiller. Erſt Anfang Auguſt riß er ſich los und ging mit den Seinen nach Wien. Hier zeigte es ſich bald, daß es unmöglich ſei, in Italien zu reiſen, denn dort brachen die Kriegsunruhen von neuem aus. Statt nach Italien gingen Humboldts nach Paris, wo ſie im November 1797 eintrafen. 1797 bis 1801

Das nächſte Frühjahr vereinte dann die Humboldtſchen Brüder dort auf mehrere Monate, und zwei Jahre verſtreichen dem Humboldtſchen Paare ſchnell und genußreich. Dann aber regte ſich Humboldts Wunſch, eine ſüdlichere Natur kennen zu lernen, von neuem, und im September 1799 finden wir die Familie auf dem Wege über die Pyrenäen nach Madrid.

War auch Caroline in dem milderen Klima merklich gekräftigt, ſo blieb ſie doch zeitlebens zart, und es iſt zu bewundern, wie ſie die Anſtrengung ſolchen Reiſens mit drei kleinen Kindern im Wagen ertrug. Auch hierin ſtimmte ſie durchaus mit Humboldt überein, der keine Ermüdung ſcheute, leicht auf jede gewohnte Bequemlichkeit verzichtete und die materielle Seite des Lebens ganz in den Hintergrund treten ließ.

Von dieſer ſpaniſchen Reiſe, die nach längerem Aufenthalt in Madrid nach Cadix, Sevilla, Valencia, Barcelona und über die Pyrenäen zurück nach Paris ging, berichtete Caroline ihrem Vater und anderen Verwandten in Briefen, die ſchon veröffentlicht ſind.*) Wir erfahren dort auch, wie ſie am 17. Mai 1800, vier Wochen nach dem Wiedereintreffen in Paris, einer Tochter — Adelheid — das Leben gab.

Während des folgenden Jahres ſehen wir Humboldt in ernſte Sprachſtudien vertieft. Von Anfang an hatte er ſich in Paris mit der älteren franzöſiſchen Literatur beſchäftigt, ſeit der ſpaniſchen Reiſe trat das Intereſſe an der ſpaniſchen Sprache und Literatur in den Vordergrund; vor allem feſſelte ihn das Baskiſche. Soviel Stoff ihm auch die Pariſer Bibliotheken boten, es drängte ihn doch, im Lande ſelbſt noch nach Reſten mündlicher Überlieferung zu forſchen, und ſo geht er, während die Seinen ſchon an die Heimkehr nach Deutſchland denken, im April 1801 noch einmal über die Pyrenäen.

Von dieſer kleinen Reiſe ſind allein ſeine Briefe, nicht Carolines Antworten erhalten. Er ſchreibt:

---

*) Vgl. Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldts. Ein Lebensbild aus den Familienpapieren Wilhelm v. Humboldts und ſeiner Kinder. 1791—1887. 11. Auflage. Berlin 1905. E. S. Mittler & Sohn.

1801 39. Orléans, 20. April 1801, 9¾ Uhr morgens

Wir ſind erſt in dieſem Augenblick hier angekommen, meine liebe Li, und ich ſchreibe Dir in derſelben Stube, wo Du mit den Kindern ſchliefſt. Wir haben eine ſehr ſchöne Nacht gehabt, es waren göttliche Sterne und die Milchſtraße wie eine lichte Wolke. Bokelmanns*) Kabriolett läßt ſich beinahe hermetiſch verſchließen, und er ſcheint die Ökonomie mit der Luft recht gut zu vertragen. Es hat uns alſo gar nicht gefroren. Mit dem Gelde fing er ein eignes Treiben an. Er hing einen offenen Sack mit Laubtalern in die Wagenecke, und da wollte er nur immer ſo nach Belieben herausnehmen. Aber da ὀρίνθη μοὶ φίλον ἦτορ,**) ich habe alſo die Rechnung übernommen, und ſo denke ich, ſoll es leidlich gehn. Wir haben viel die Nacht geſprochen, und er gefällt mir immer mehr. Er hat viel über Dich und recht hübſche Dinge geſagt. Er hat Dich ſehr einfach, aber ſehr wahr gefühlt, und was ſein Reden über Dich und andere Frauen individueller macht, ſo hat er immer ſelbſt dabei Familienverhältniſſe im Kopf und ſucht gleichſam das Ideal, was er für ſich finden möchte. Ich habe darin wieder die Berührung deutſcher und wirklich edler Charaktere bewundert. So vielen, denen es ſonſt nicht an Geiſt fehlt, geht mein Kind ſo ſtill und faſt unbemerkt vorüber, aber wer Natur und Empfindungsgehalt hat, wird auch immer wie durch eine einzige Erſcheinung dadurch gerührt. Wir haben viel, bis zehn Uhr hin, über den Einfall geſpaßt, daß wir noch zum Tee zurückkommen könnten. Bokelmann meinte, das wäre das Genialiſchſte von allem, wir fanden es aber doch zu ſehr ſo.

Grüße alle, vor allem Schlabrendorff.***)

*) Georg Wilhelm Bokelmann war Kaufmann und ging nach Cadix, um dort ein Geſchäft zu übernehmen. — **) Es bewegte ſich mir das liebe Herz (Homer). — ***) Graf Guſtav Schlabrendorff, geb. 1750, geſt. 1824, lebte in Paris und war mit Caroline in enger Freundſchaft verbunden.

40. Les Ormes, 14 lieues vor Poitiers, 21. April 1801 morgens gegen 8 Uhr [1801]

Wir haben wieder eine göttliche Nacht gehabt, noch weniger frisch wie die vorige. Ich habe fast immer geschlafen und befinde mich sehr wohl. Wie geht es Dir, meine beste Li? Meine Reise freut mich recht eigentlich, weil es Dir so eine [Freude] machte, mir dies Vergnügen verschafft zu haben. Ich fürchte nur immer, Du wirst viel Mühe mit den Kleinen haben. Das Kindergeschlecht ist gar nicht großmütig in so etwas und der Bruder sehr leicht unfolgsam. Stelle ihm nur hübsch vor, daß Du mir alles schreiben wirst.

Wir haben gestern noch bei Tage den größten Teil des Weges gemacht, den man immer den schönsten in Frankreich nennt, von Orléans bis Tours. Man fährt von Blois an immer hart an der Loire auf einem ziemlich hohen Damme hin, und die Gegend ist freilich schöner als die meisten anderen im nördlichen Frankreich. Aber welcher Vergleich mit den Ufern der Saale oder der Weser oder der Elbe zwischen Meißen und Dresden! —

Adieu, die Pferde sind da, küsse alle Kinder. Lebe herzlich wohl. H.

41. Bordeaux, 24. April 1801

Du weißt schon aus den wenigen Zeilen, die ich Dir vorgestern schrieb, daß wir glücklich hier in Bordeaux angekommen sind. So flüchtig auch unsre Reise bis hieher war, soviel hat sie uns doch Vergnügen gemacht. Wir sind in wenig mehr als dreimal 24 Stunden einen großen und blühenden Teil Frankreichs durchflogen, die fruchtbaren Ufer der Loire, die minder weiten, aber vielleicht noch mannigfaltigeren und reizenderen der Vienne und Charente sind an uns vorübergewichen, und diese

1801 ſchnelle Abwechſelung von ſo verſchiedenen Gegenſtänden, Bergen und Tälern, wüſten Heiden und mit aller Sorgfalt des Landbaues bearbeiteten Fluren, großen, faſt unabſehlichen Ebenen und kleinen Beſitzungen, wo Acker, Garten und Weinberg unmittelbar die niedrige Hütte umſchließen, die durch das Grün der Bäume hervorblickt, der Anblick ſo vieler Städte, unter denen manche ehemals Zeugen wichtiger Begebenheiten waren, an die ſie jetzt nur noch durch die Trümmer ihrer halbverfallenen Paläſte oder ihrer zerſtörten Feſtungswerke erinnern, ſo vieler Schlöſſer, deren Namen die Familien ins Gedächtnis zurückrufen, deren Glanz nun auf immer erloſchen iſt, dieſe ganze raſche Folge von Eindrücken ſchließt in der Phantaſie die Grenzen eines weiten Reichs und weitgetrennter Geſchichtsepochen auf einmal in ein einziges Bild zuſammen.

Der Aufenthalt in Paris hatte mich von der Natur gewiſſermaßen entwöhnt, nach der ich doch immer, ich leugne es nicht, eine innige Sehnſucht fühle. Empfände ich es nicht ſchmerzlicher, als ich ſelbſt bei einer ſo kurzen Trennung es glaubte, von Dir und den lieben Kleinen entfernt zu ſein, ſo möchte ich Dir es eigentlich danken, daß Du mich mit beredet haſt, noch einmal den reizendſten Winkel des abendlichen Europas zu beſuchen und dort im Angeſicht der Pyrenäen und des Meeres noch ein paar Wochen zuzubringen, um, bereichert durch dieſen Genuß, dann zu Dir zurückzukehren. Warum konnteſt Du ihn nicht wieder mit mir teilen? Du vereinigſt ſo ganz, was ſich ſonſt ſo ſelten verbindet, den Sinn für ſtille Häuslichkeit und die lebendige Regſamkeit, die gern alle mannigfaltigen Erſcheinungen des Daſeins umfaſſen möchte. Du verſtehſt es mehr als ſonſt irgend jemand, alle Töne, mit welchen die Menſchheit und die Natur die Seele anſprechen, in der Tiefe der inneren Bruſt wieder rein und harmoniſch von neuem erklingen zu laſſen!

Sobald wir den traurig einförmigen Weg bis Orléans zurückgelegt hatten, kamen wir in beſſere Gegenden. Wir ließen die

Brücke, über welche die Limoger Straße geht, links liegen und 1801
fuhren rechts an der Loire hin. Doch entfernte ſich der Weg gleich ſo weit vom Fluß, daß wir dieſen nur manchmal auf Augenblicke ins Geſicht bekamen. Im hohen Sommer und Herbſt, wenn die Weinberge in ihrer Pracht ſind, muß dieſer Weg ſehr angenehm ſein, denn er läuft faſt immer zwiſchen Weinbergen hin. Jetzt geben ihm die blätterloſen Stöcke ein kahles und trauriges Anſehen, und nur die Vergleichung mit den eben zurückgelegten kam ihm zu ſtatten. Erſt bei Blois nähert man ſich wieder dem Strom. Schon das Äußere der Stadt kündigt einen ehemals wohlhabenden Ort an. Man fährt eine große Strecke zwiſchen den Mauern einiger prächtiger Parke hin, von denen einer der Pompadour gehört hat. Beim Eingang der Stadt geht eine ſteinerne Brücke über die Loire, die den Pont Neuf in Paris vorſtellen ſoll und dieſen Namen trägt. Das Ufer des Fluſſes, am Fuße des Dammes, auf dem man fährt, iſt dicht mit hohen Pappeln beſetzt, und an der entgegengeſetzten Seite hat man eine weite Ausſicht auf Wieſen und Felder. Die Stadt ſelbſt iſt wie der ältere Teil von Paris; ſchmale, aber hohe Häuſer, enge und krumme Straßen, die zum Teil bergicht auf- und abſteigen. Das Schloß liegt auf der Spitze der Anhöhe und muß aus ſeinen oberen Fenſtern eine herrliche Ausſicht haben. Ein Teil iſt äußerſt alt, in gotiſchem Stil, mit einer Menge kleiner Säulchen und Verzierungen. Noch zwiſchen dem oberſten Stockwerk und dem Dach läuft eine von ſolchen Säulchen getragene offene Galerie herum. Ein andrer Teil iſt neuer in italieniſchem, ziemlich einfachem Stil. Man ſieht, daß ſeine erſten Erbauer es zugleich zu einer Art Feſtung beſtimmten. Es iſt von unten durch hohe, ungeheuer feſte Mauern geſchützt und mit vielen kleinen Türmen verſehen. Wir ruhten ein wenig unter zwei mächtigen Kaſtanienbäumen aus, die einen kleinen Raum zwiſchen der einen Seite und einem Wall beſchatten, und dachten der alten Schickſale dieſes Gebäudes nach. Du erinnerſt Dich wohl noch aus

1801 Bayards Memoiren, daß Ludwig XI. und XII. hier von Zeit zu Zeit reſidierten? Späterhin wurden, wenn ich mich nicht irre, hier die beiden Guiſen ermordet und ihre Leichname in einem Kamine einer der Säle verbrannt. Auch die unglückliche Valentine von Mailand, deren ſchöne Bildſäule in dem musée des petits Augustins iſt, vertrauerte hier einen Teil ihrer Witwenſchaft und nahm hier ihr rührendes Denkzeichen, den Tränenkrug mit der Umſchrift: „rien ne m'est plus et plus ne m'est rien“ an. Jetzt ſieht man nur die Spuren der Zerſtörung. Die Fenſter ſind teils zerbrochen, teils zugemauert, der Platz, wo ehemals Ludwigs XII. Bildſäule ſtand, iſt leer, ein Teil der inneren Gemächer iſt in eine Kaſerne umgeformt, und das alte ehrwürdige Gemäuer entſtellen nüchterne republikaniſche Inſchriften. Die ehemalige Schloßkirche iſt man jetzt daran ganz und gar einzureißen. Nur die Hälfte ſteht noch unter Dach, und nur an ihr ſieht man noch die Höhe des ganzen Gewölbes, das dem in Notre Dame in Paris gleicht.

In einer Straße in Blois fand ich auf einmal eine Frau aus Barcelonette mit ihren beiden Töchtern wieder, denen ich einmal in Paris mit den Kindern begegnete. Die Frau ſpielt eine Orgel, und die Mädchen tanzen eine ſogenannte Allemande. Hier wie in Paris hielt das umſtehende Volk die ganze Familie trotz ihres braunen Mohrenteints für Deutſche. So kommen wir durch die franzöſiſche Unwiſſenheit auch um den einzigen Ruhm, wenigſtens nicht mit Murmeltieren und Orgeln in der Welt umherzuziehen.

Zwiſchen Blois und Tours iſt der Weg, den man den ſchönſten Frankreichs zu nennen pflegt. Er läuft auf einem hohen Damm — la levée — hart an der Loire hin. Die Ausſicht zur Rechten iſt unbedeutend. Meiſtenteils nur kleine, ſteile Anhöhen, in denen Keller angebracht und ſogar Häuſer hineingebaut ſind. Aber am jenſeitigen Ufer überſieht man ein weites Land, auf dem Wieſen, Gehölze und Äcker abwechſeln. Den ehemaligen Reichtum der Gegend bemerkt

man vorzüglich an der großen Menge von Schlöſſern, deren jedes 1801
von ſeinem Park umgeben iſt. Sie ſind ein lachendes Bild des Wohlſtandes und ſtädtiſcher Pracht, laſſen aber die Einbildungskraft meiſt leer, die durch die Trümmer einer alten Ritterburg auf den Felſenufern der Saale und Elbe ganz anders ergriffen wird. Mit dem Wege zwiſchen Meißen und Dresden, welcher dieſem noch am ähnlichſten kommt, hält der zwiſchen Blois und Tours gar keine Vergleichung aus, und ein großer Teil ſeines Ruhms iſt offenbar übertrieben. Vorzüglich iſt der Strom, auf dem wir auch keine Spur von Gewerbefleiß, kein Schiff und kein Floß erblickten, zu öde und tot. Dennoch ſahen wir dieſen Weg unter den günſtigſten Umſtänden. Die Sonne neigte ſich dem Untergang und ſtrahlte ein magiſches Licht auf das jenſeitige Ufer. Einige Schlöſſer ſchienen unter dem Grün ihrer Gärten in lichten Flammen zu ſtehen. Dann folgte ein heller und prächtiger Mondſchein.

Als wir uns Tours näherten, war es ſchon tief in der Nacht. Zwiſchen Tours und Poitiers befanden wir uns am Morgen, als es wieder Tag geworden war, an der Vienne, die reizende und maleriſche Ufer hat. Für den Reiſenden macht auf dieſem Wege Châtellerault mit ſeinen Meſſerfabriken Epoche.

Um Poitiers fuhren wir bloß herum. Die Lage der Stadt aber iſt ungemein reizend und hübſch. Zwiſchen zwei tiefen, von Hügeln und Bergen umſchloſſenen Gründen erhebt ſich ein ſteiler, ziemlich hoher, aber breiter Bergrücken, auf dieſem liegt die Stadt, die wenigſtens von einer Seite mit feſten Mauern umgeben iſt. Beide Täler ſind lachende Wieſengründe, reich mit Baumgruppen beſetzt, das eine vom kleinen Fluß Clain, das andere von einem namenloſen Bach durchſchlängelt, den das Auge bis in die Hügel hinein verfolgt, aus denen er entſpringt. In dieſen letzten iſt dicht unter der höher auf dem Bergrücken hinlaufenden Chauſſee ein Teich, den man l'étang de St. Hilaire nach einer ehemals da ſtehen-

1801 den Abtei nennt. Um dieſen Rohrſumpf, denn das iſt es mehr als ein Teich, herum läuft nun mit vielen Unterbrechungen ein altes Gemäuer, und zu beiden Enden ſtehen halbverfallene viereckte Türme. Unſer Poſtillon gab uns dies für die Mauer der ehemaligen Stadt, die ſich bis dahin erſtreckt habe, aus. Allein die Form des Sumpfes war ovalrund und könnte wohl der Kampfplatz eines alten Zirkus ſein. Wirklich erinnere ich mich, etwas von einem Amphitheater in der Gegend von Poitiers geleſen zu haben.

Gleichfalls auf einem Hügel und über einem Flußtal liegt Angoulême, ein hübſches, freundliches Städtchen. Aber der Fluß iſt die ſchon beträchtlich große Charente, und von dem Spaziergang der Stadt an der äußerſten Spitze des ins Tal verlaufenden Hügels muß eine ſchöne Ausſicht auf die baumreichen Inſeln und Ufer des Fluſſes ſein. Wir fuhren an der Brücke vorbei, über die der Weg nach Nantes und La Rochelle führt, und taten alſo nur einen Blick in die Gegend, welche der Schauplatz ſo vieler blutiger Szenen in der Revolution geweſen iſt. Denn die Charente machte auf dieſer Seite die äußerſte Grenze des Vendéekrieges.

Eine der ſchönſten Gegenden fanden wir noch einige Stationen hinter Angoulême. Wir fuhren über beträchtliche Berge, von denen man eine ungeheuer weite Ausſicht hat. Zu beiden Seiten wechſeln flache Gründe mit gemach anſteigenden Anhöhen ab, die Anhöhen ſind mit Wein beſetzt, in den Gründen reihen ſich Wieſen und Ackerſtücke an, überall die ſchönſte und ſorgfältigſte Kultur, und ſo abwechſelnd verliert ſich das Land in die blaue Ferne. Alle Beſitzungen ſind klein, mit ſchlanken Ellern oder Pappeln eingefaßt, und in der Mitte breiten große Nußbäume ihre ſchattigen Äſte aus. Auf allen Feldern waren Arbeiter, Männer und Weiber, und kaum erinnere ich mich je eines lebendigen Bildes ländlichen Fleißes, von einem ſo ſchönen Himmel begünſtigt und mit ſo ſichtbaren Spuren des Gelingens.

In Barbezieux fanden wir das halbzerstörte Schloß des unglücklichen Rochefoucauld, der in den Septembertagen auf einer Reise im Angesicht seiner Familie, wie uns einmal Dolomieu, der dabei war, erzählte, ermordet ward. Es hat mit seinen runden Schiefertürmen einige Ähnlichkeit mit dem Temple. Dieser Rochefoucauld muß große Besitzungen gehabt haben, schon vor Angoulême haben wir einen weitläuftigen Park gefunden, der ihm gehörte, und seine eigentliche Herrschaft war in der Normandie, wo er auch seinen Tod fand. 1801

Auch hier ging noch immer jene fruchtbare, herrlich bebaute Gegend fort und wurde immer reicher an Bäumen aller Art. Einen größeren Kontrast mit dem baumleeren Kastilien muß es nirgend sonst geben. Vorzüglich schön wechselten auch hier Reihen schlanker Pappeln und Erlen mit breiten Nußbäumen ab. Aber auf einmal ändert sich die Gegend plötzlich, und man sieht sich in eine öde, unfruchtbare und baumleere Heide versetzt. Das Land ist hier überall durch kleine Hügel durchschnitten, und die Nacht brach ein. Wir fragten unsern Postillon, ob etwas von Räubern zu befürchten sei. Er versicherte nein. „Aussi“ — setzte er hinzu, „y a-t-il bien des personnes qui assurent que ces brigands sont de fort honnêtes gens, qui ne veulent reprendre que le leur.“

Die Heide ist nur durch Eichenwälder, die schönsten, die ich in Frankreich bisher sah, und fast in deutscher Art, unterbrochen. Aber im ganzen ist die Gegend bis an die Dordogne nicht mehr angenehm. Die Wege sind zum Teil entsetzlich, im Winter müssen sie halsbrechend gewesen sein, und seit Spanien sah ich nichts Ähnliches. Einmal kamen wir auf ein besseres Stück zwischen entsetzlichen andern. Wir glaubten, daß da gearbeitet sei. Aber der Postillon verneinte es. Es ist also nur das gute Wetter und der Himmel, die hier gebessert haben, sagten wir. „Ah oui,“ erwiderte er, „le ciel, c'est là depuis la révolution notre grand paveur!“ ein Wort, was wohl

1801 auch ſonſt ſeine Anwendung fände. Trotz des entſetzlichen Weges ſind wir doch aber ſehr ſchnell gefahren, und einen Poſtillon hatten wir, der in der Tat in geſtrecktem Galopp zwiſchen allen Löchern, in den ſchrecklichſten Stellen, von einer Seite der Chauſſee zur andern in lauter Schlangenlinien hindurchfuhr, zwar mit großer Geſchicklichkeit, aber auch in ewigem Würfelſpiel um unſre Gliedmaßen und unſer Cabriolett, das auf eine wirklich wunderbare Weiſe widerſtanden hat.

Auf dieſen weiten Strecken, die ich von neuem von Frankreich ſah, fand ich wieder beſtätigt, was ich ſchon ſonſt bemerkte. In keinem andern Lande nämlich herrſcht, auch nur nach der bloß oberflächlichen Anſicht der Gegend zu urteilen, ein ſolches Gleichgewicht zwiſchen der Natur und der Kultur, die ſie bearbeitet hat. Die Natur drängt ſich weder durch Größe und Kühnheit, wie in dem Norden, noch durch die reiche Üppigkeit des Südens hervor. Seit Jahrhunderten iſt dies Land verfeinerter als andre geweſen; ſeit gleich langer Zeit hat es keinen Feind in ſeinem Innern geſehen, und ſelbſt durch bürgerliche Unruhen ſind nur einzelne Provinzen verheert worden. Vorzüglich aber hat von Ludwig XIV. an bis zur Revolution die Regierung immer nur dafür geſtrebt, dem ganzen Lande die einförmige, aber ſchicklichſte Geſtalt zu geben, um es zu einem wohlhabenden und mächtigen, aber leicht beherrſchbaren Staat zu machen, und in den gleichen Geiſt ſind die Privatbewohner eingegangen. Vor dieſer einordnenden Einförmigkeit iſt die Natur gleichſam verſchwunden. Auch fehlt es an ſich an großen Naturmaſſen. Gebirge ſind nur in einzelnen kleinen Teilen und durchſchneiden nicht, wie in Spanien, das ganze Land in ſchwer zu verbindende Stücke, große Seen fehlen gleichfalls, und die Maſſen der Wälder ſind an den meiſten Orten dem ackerbauenden Fleiß gewichen. Da indes doch eine ſchöne Mannigfaltigkeit in der Abwechſelung der Höhen und Täler herrſcht, die Vegetation und Kultur den Bergen die

ſchroffen Ecken benommen und ihnen liebliche Formen gegeben hat, 1801
und der Himmel freundlich und das Klima nicht beſchwerlich iſt, ſo begreife ich vollkommen, wie dem Franzoſen ſein Vaterland als die einzige menſchliche Erde erſcheinen muß, und ich habe mich oft einiger Verſe aus der Deshoulières*) erinnert, von denen der erſte ſo anfängt: „non l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire“ uſw., die mir wirklich aus wahrem Gefühl entſprungen ſcheinen. Es iſt dem Nationalcharakter eigen, die Natur überall zu ſcheuen, wo ſie ſich nur irgend als Macht ankündigt, ewig nur durch Wechſel gereizt, aber nie ernſthaft ins Intereſſe gezogen, am wenigſten erſchüttert werden zu wollen, nie den wirklichen Gegenſtand, am wenigſten einen wahrhaft großen mit dem eigentlichen Gefühl in Berührung zu bringen, ſondern immer nur mit dem leichten Gaukelſpiel einer leicht-ernſten, nicht ſchaffenden, ſondern nur bildenden Phantaſie zu ſcherzen. Wer aber an andere Gegenden gewöhnt iſt, dem wird Frankreich in Rückſicht auf Naturſchönheit immer nur wenig gefallen. Der Nordländer findet darin nicht Stoff genug für ſeine Einbildungskraft, der Südländer vermißt den üppigen Reiz zum Genuß, den ihm ſchon ſein bloßes Klima einflößt. Auch Bokelmanns Deutſchheit, die freilich ganz vorzüglich echt iſt, hat ſich an dieſem Prüfſtein bewährt. Es war ihm faſt nichts vollkommen recht, und ich habe beinah lachen müſſen, zu ſehen, wie alle franzöſiſchen Flüſſe immer gegen die Elbe verſchwanden, mit der er alle immer verglich.

Was aber in Frankreich vorzüglich unangenehm iſt, iſt der Anblick des Landvolks. In keiner Gegend, die ich wenigſtens ſah, findet man unter demſelben das kräftige, wackere, wirklich hohe Achtung einflößende Anſehen, das z. B. in der Schweiz ſo häufig iſt, am wenigſten aber das eigentümliche, wodurch ſich der Land-

*) Antoinette Deshoulières, franzöſiſche Dichterin, geb. 1638, ſchrieb unter dem Namen Amaryllis.

1801 mann vom Städter unterſcheiden ſoll. Vorzüglich haben die Frauen faſt durchaus etwas Gedrücktes und Unbedeutendes in der Phyſiognomie. Auch gibt es keine wahre Fröhlichkeit unter ihnen, und Rouſſeaus Ausſpruch ſcheint mir darin vollkommen wahr.

Unter einer Menge Bücher, die Bokelmann bei ſich hat, iſt auch Leſſings Sara Sampſon. Da ich ſie noch nie geleſen hatte, ſo hat mich die Neugier gereizt. Die erſten Akte kommen mir aber fürchterlich vor, zugleich matt und doch ungeheuer gewaltſam und ſo geſchmacklos proſaiſch. Sonſt lern ich Baskiſch und mache Fortſchritte.

Ich ſehne mich ſehr, Dich wiederzuſehen, und verwünſche doch manchmal heimlich die biskayſche Reiſe. Dieſe Reiſe begreift hier niemand. Als wir die letzte Nacht unſrer Reiſe in Cavignac blieben, fanden wir unter der Diligence-Geſellſchaft, die gerade auch dort übernachtete, zwei Spanier aus Bilbao. Der eine war das lebendigſte Bild eines mauriſchen Spaniers, das ich je geſehen habe. Als er von meiner Reiſe hörte, ſchüttelte er ganz verdrießlich den Kopf und ſagte immer: „Jesús! Que capricho!“ Wenn man ihm von ſchönen Gegenden an der Küſte ſprach, ſagte er immer: „Que! Son montañas“ uſw. Sein Begleiter war aber menſchlicher. Er ließ ſich viel ein und gab mir allerlei Nachrichten. Das Luſtigſte war, daß er ſchon von mir halbdunkel wußte. Er hatte nämlich gehört, daß bei dem Geſandten in Paris oft ein kurioſer Deutſcher eſſe, der nach biskayſchen Wörtern frage, und wiederholte mir einige Fragen, die ich wirklich getan hatte. Du kannſt alſo denken, wie man mich als ein Wundertier erſt im Lande ſelbſt behandeln wird. Adieu, Teure, Liebe. Leb herzlich wohl!

42. S. Sebaſtian, 30. April 1801 1801

Wir haben zwei unausſprechlich ſchöne Tage verlebt, teure Li, ach! warum warſt Du nicht mit uns, Du würdeſt einen großen, unglaublichen Genuß an den lieblichen Küſten, den göttlichen Meeresausſichten gehabt haben. Nachdem wir uns mit großer Mühe geſtern früh aus Bayonne losgemacht hatten, ritten wir nach St. Jean de Luz und brachten den ganzen Tag dort zu. Wir haben unendlich viel von Dir geſprochen, ich habe die Stelle wieder beſucht, wo wir zuſammen ſaßen und der kleine Theodor ſich ſo vor dem Meere fürchtete. Aber es waren ſchon wieder mehr Steine weggeriſſen, und man konnte nicht mehr ſo gut an der äußerſten Spitze ſitzen. Das Meer war ruhiger als jenesmal und vielleicht darum minder ſchön, aber die Ausſicht bleibt immer einzig. Die kleine Bai iſt ſo maleriſch beſchränkt, die Hügel um die Stadt ſind ſo freundlich bewachſen, der Anblick der Gebirge iſt ſo groß, und ſelbſt ruhig drängt ſich das Meer doch immer mit Toben in die enge Mündung. Wir kehrten noch im Mondſchein dahin zurück, der Himmel war göttlich geſtirnt, und das Mondlicht zitterte auf den ſchwarzen Wellen. Du erinnerſt Dich noch, daß an der rechten Ecke der Bai das Fort de St. Verbo ſteht. Auch dahin ging ich diesmal, und die Ausſicht iſt unendlich groß. Das Meer iſt auf der rechten Seite durch nichts beſchränkt, denn die Ufer weichen mehr zurück; dicht an dem Fort iſt eine Mauer ins Meer einige hundert Schritte hineingebaut, und die Wellen ſchlagen nun mit entſetzlichem Toſen an die Ecke des Felſens und dieſe Mauer, daß der Schaum ſie von einem Ende zum andern bedeckt. Nirgend ſieht man ſo lebendig ihre zerſtörende Kraft. Sie ſchlagen in die Klüfte der Felſen, und man hört ſie unter ſeinen Füßen brüllen. Haben ſie den Felſen dann eine Zeitlang ſo untergraben, ſo ſtürzt er oben herab, und man ſieht dort deutlich große Stücke, die durch die Wellen losgeriſſen ſind. Der Mann, der mich da herumführte, ſagte mir, daß er noch das Meer viel weiter zurück

1801 geſehen habe, er zeigte eine Stelle, wo ehemals Häuſer ſtanden, und die nun die Flut bedeckt. Du erinnerſt Dich ſelbſt anderer, die am Ufer verlaſſen ſtanden, und er hat eine ſehr alte Tante gehabt, die von ihrer Tante gehört hat, daß ſie ſich erinnerte, Gärten in der Bai geſehen zu haben. Es iſt ein ſchauderhafter Gedanke, wenn man an der kleinen Bucht ſteht, zu denken, welche ungeheure Waſſermaſſe auf dieſe kleine Küſte andrängt. Keine andre befindet ſich in gleichem Fall. Denn von Biskaya bis Terreneuve im äußerſten Norden von Amerika iſt kein Land, keine größere Inſel, welche die Gewalt des Meeres unterbräche. Wie das Auge auf der grenzenloſen Fläche, ſo verliert ſich der Geiſt in dieſer Betrachtung, und nie iſt mir die belebte Schöpfung ſo klein und ohnmächtig, nie die tote und rohe Maſſe ſo übergewaltig vorgekommen, als dort zwiſchen den Pyrenäen und dem Ozean. In den Gebirgen jene ungeheuren, von keinem mildernden Grün umkleideten Felsmaſſen, das Bild einer ewig untätigen Ruhe, eine Laſt, die, immer auf den Mittelpunkt ihrer Schwere drückend, nur zuſammenzuſtürzen droht, um ſich noch feſter aneinander zu ballen. In dem Meer hingegen die fürchterliche, die Einbildungskraft bis zum Entſetzen anſpannende, ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit nach allen Seiten zugleich fortpflanzende, von dem unbedeutendſten Stoß die ungeheuerſte Tiefe aufwühlende, den ganzen Erdkreis bedrohende Beweglichkeit. In jener ewigen Ruhe, in dieſem ewigen Rollen — beide in toten, ungeſchiedenen und ungeheuren Maſſen —, in dieſen wüſten Elementen des Chaos ſcheint eine dunkle und unverſtandene Kraft zu walten, neben welcher jede geiſtige verſtummt und verſchwindet. Dennoch erhält ſich, der Pflanze gleich, die, ſich aus den Ritzen des Felſens hervorwindend, ſeine ſchroffen Ecken umklammert, mitten unter dieſer Verwüſtung der lebloſen Natur die lebendige Organiſation, und wie der im Stein verborgene Funke ſpringt der Trieb der Bildung aus ihm ſelbſt hervor. In dieſem unauflöslichen Rätſel und in dem Gefühl der

verſchwindenden Ohnmacht des Menſchen gegen die Macht der 1801
Elemente und der Bewunderung ihrer entſetzlichen Maſſen, die wild und ungebändigt wie ſie ſind, doch durch dasſelbe Geſetz, durch das ſie allem Zerſtörung drohen, einem fremden Zuge zu folgen, ſich in unaufhaltſamem Umſchwunge fortzuwälzen und endlich in Gleichgewicht zu halten gezwungen werden, liegt, glaube ich, die Macht, mit der Meer und Gebirge immer die Einbildungskraft und das Gefühl an ſich reißen. Es iſt der Kampf des Lebloſen mit dem Lebendigen, durch die inneren Kräfte beider, wie durch ein ewiges Schickſal, zu Harmonien und Eintracht verbunden.

Wir ſchliefen die Nacht in Luz und eilten am Morgen gegen vier Uhr an der Küſte weiter fort. Es war ein unbegreiflicher, ſchöner Anblick, die Gegend, deren Du Dich noch erinnerſt, zugleich im zwiefachen Lichte des Mondes und des Morgenrotes zu ſehen. Mir iſt nie etwas gleich Magiſches an Beleuchtung vorgekommen. Die Sonne ging herrlich auf. Sie brach durch eine Menge dunkler Tauwolken hervor, und weit vor ihr her war der Himmel mit leichtem ſchimmernden Gewölk bedeckt, das wie goldene Flocken in der reinen Bläue ſchwebte. Wir blieben faſt bis an die Bidaſſoa in der großen ſpaniſchen Straße, und ich erkannte ein paar Stellen wieder, wo wir ausgeſtiegen waren und ich mit Dir zu Fuß ging. Zuletzt ging der Weg rechts auf die Höhe nach dem Meere zu, und wir näherten uns jetzt der Gegend, wo vorzüglich der Schauplatz des letzten Krieges war. Der Anblick von Andaye*) und Fuenterrabia iſt von dieſer Höhe ſehr ſchön. Beide Örter ſcheidet eine längliche Bucht, die durch die Mündung der Bidaſſoa und die einſtrömende Flut des Meeres gebildet wird. Andaye iſt der letzte franzöſiſche, Fuenterrabia der erſte ſpaniſche Ort. Die Hügel um Andaye ſind lachend, grün und üppig bewachſen, die Berge hinter Fuenterrabia, die mit

*) Jetzt Hendaye.

1801 einer ſchmalen Spitze ins Meer gehn, ſind öde, baumlos und von traurigem Anſehen. Es iſt die verbrannte Mittagsſeite der Bucht. So iſt Frankreich hier auf eine charakteriſtiſche Art von Spanien geſchieden, die für uns noch durch den dumpfen Glockenton vermehrt wurde, der von Fuenterrabia herübertönte.

So ſchlecht ſich die Gegend von Fuenterrabia aus der Ferne ankündigt, ſo reizend iſt ſie in der Nähe.

Guetaria, 2. Mai

Ich hatte nicht Zeit, geſtern weiter zu ſchreiben, meine gute Li. Wir ſind indes an der Küſte weiter vorgerückt und bleiben heute die Nacht hier. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie die Natur, in der ich jetzt vom Morgen bis zum Abend lebe, die große und zum Teil ſo reizende Gegend in dem Augenblick auf mich wirkt, wo die Abweſenheit von allem, was ich liebe, mich an ſich weicher und jedem tieferen Gefühl empfänglicher macht. Faſt iſt mir's manchmal, als wäre ich in die Fremde gegangen, um tiefer und inniger in mir zu leben. Ich freue mich meiner Reiſe, der Natur, die ich ſehe, der Gefühle, denen ich mich überlaſſe, aber daß ich nicht mit meiner teuren, inniggeliebten Li bin, daß ſie nicht mit mir iſt, gerade da ich einen ſchönen und großen Genuß habe, das iſt mir ſchmerzlich, und dieſe Wehmut iſt mir ſüßer darum, weil ſie aus dem einzigen Gefühl fließt, das mich durchs ganze Leben beglückt. Ich denke zurück an alle Jahre, die wir nun miteinander in getrennter und vereinter Liebe verlebten, ich denke Dich, wie ich Dich nie, auch nicht gegen Dich ausſprechen kann, aber wie ich gewiß fühle, daß Du biſt. Es iſt mir beſonders wieder ſo ſehr aufgefallen, daß es ſchlechterdings kein menſchliches Weſen gibt, an das der Gedanke ſich ſo leicht, ſo freiwillig, ſo rein und voll an den Anblick der Natur anſchließt. Die Verſchmelzung der Menſchlichkeit, die ſich der Natur und dem Schickſal gleichſam hingibt und ſie nun mit ihren Gefühlen begleitet, und des höheren Sinns, der ſich immer

ein freies und ein eignes Leben ſchafft, iſt in niemand ſo zart und 1801
innig. Wer Dich nicht von dieſer Seite faßt, begreift nie eigentlich Dich. Was man nur in Dir erblicken mag, ſelbſt die kleinen Fehler, die jedem anhängen, entſpringen immer daher, und gerade weil ich Dich immer ſo denke, immer ſo empfinde, weil Du ſelbſt mich mit dem Gefühl, das unmittelbar aus dieſer Stimmung hervorquillt, liebſt, biſt Du mir das Band, was in meiner Seele alle Empfindungen, woher ſie auch ſtammen mögen, verbindet. Darum wirſt Du noch ſehr lange eine ſo reizende und blühende Jugend bewahren, darum hatteſt Du ſchon in früherem Alter eine Reife, die man ſonſt nicht antrifft. Der Wechſel im Alter iſt nichts, wenn man, wie in der Natur, die Blume ſich aus der Knoſpe, die Frucht aus der Blume entfalten ſieht, wenn es nur derſelbe, immer gleich rege Lebenstrieb iſt, der ſich in dieſe verſchiedenen Hüllen kleidet. Daß es das iſt, was mich ſchon im bloßen Gedanken an Dich ſo glücklich macht, weiß ich; ſollte ich auch wiſſen wie, müßte ich die wunderbaren Verbindungen von Gefühlen, die neuen Sinne enträtſeln können, die das innige Verſtehen der Liebe gibt. Derſelbe Geiſt, denk ich, ſoll auf unſeren Kindern ruhen. Aus einer ſo vollen Liebe entſprungen, von Dir mit dieſer Innigkeit gepflegt und genährt, können ſie Dir nicht unähnlich ſein. Die kleine Li iſt mir ſelbſt noch ſehr rätſelhaft, aber ihr verſchloſſenes Weſen birgt, hoffe ich, eine Tiefe des Gefühls, die ſie Dir gleich machen wird.

Mit dem Griechiſchen quäle Dich ja nicht. Überſetze bloß mit den Kindern und frage ſie die Wörter, die vorkommen und die ſie wiſſen können. Alle Grammatik laß ja. Es iſt genug, daß ſie ſich im Leſen üben, die Töne immerfort hören, ihre Wörter nicht vergeſſen und einige neue lernen. Es iſt ja auch nicht nötig, daß Du die Überſetzungen aufſchreibſt. Mit den Basken geht es göttlich. Stell Dir nur vor. Ich habe ein Fragment eines alten Triumphliedes

1801 aufgefunden, das vermutlich gleich nach dem Cantabriſchen*) Krieg, alſo etwa 10 Jahre nach Chriſtus, gedichtet iſt. Es hat einen eignen Ton der Stärke und iſt etwas durchaus Neues.

Dieſer erſte Tag, wo wir eigentlich in ſpaniſchen Poſadas**) waren, hat Bokelmann ganz in Verzweiflung geſetzt. Stell Dir nur vor, wie es ihm gegangen iſt. Wir ritten um fünf Uhr aus ohne zu frühſtücken und wollten nun in jedem Hauſe Milch finden. Aber Milch war nicht zu haben. Wir kamen endlich, ſo um zehn Uhr, nach Zaranz, wo ich einen Brief an einen gewiſſen Carrol hatte. Im Wirtshauſe war nichts als Sardellen und Öl. Wir gingen alſo heißhungrig zu dem Carrol. Wir fanden einen wahren ſpaniſchen Landedelſitz. Ein Haus, wie ein Kloſter gebaut, das Wappen in Stein gehauen über der Tür. Der Mann war nicht gleich da, die Frau empfing uns, ſie mochte 40 Jahr und mehr ſein, war aber gewiß ſehr hübſch geweſen, ſie war ganz bürgerlich wie eine Haushälterin angezogen, nahm uns aber mit der Höflichkeit und ſo ohne alle Verlegenheit auf, wie Du es in Spanien kennſt. Sie führte uns in einen großen, reinlichen Saal mit einer feinen estera***) mit Bildern, Porträts aller Vorfahren, einige von Velasquez, aber weiße Wände mit Strohſtühlen. Wir mußten uns an der Wand niederſetzen, wie Du es kennſt. Ich war trotz des Hungers außer mir vor Zufriedenheit. Ich habe einmal eine Paſſion auf alte Landſchlöſſer und war nie ſo in ein eigentlich ſpaniſches gedrungen. Man bietet uns etwas an, ich bitte um Schokolade, man bringt uns zwei leere Teller, Bokelmann drehte ſeinen immer herum, und ich konnte das Lachen kaum laſſen. Nun kommt gar Waſſer mit Zucker, er ſah mich ganz wehmütig an, und als er ſah, daß er eſſen müßte, aß er den Zucker und würgte das Waſſer hinein, und ſo ging es fort. Zu Mittag kamen wir in ein Wirtshaus. Die Leute boten

*) Die Cantabrer wurden 25—19 v. Chr. von Auguſtus beſiegt. — **) Wirtshäuſer. — ***) Schilfmatte.

uns die ganze ſpaniſche Küche mit allen Gewürzen Indiens an, 1801
und Bokelmann ließ ſich aller meiner Deprekationen ungeachtet alles kommen. Ich hielt mich bloß an einige Eier, und er gab immer ein Gericht mit größerem Ekel als das andere zurück. Den Nachmittag verſicherte er, es wäre ein fürchterliches Land. Endlich hat ihn das Meer und Milch, womit wir uns den Abend Tee gemacht, wieder etwas verſöhnt. Damit aber der Tag recht ſpaniſch ſchließe, ſo hat uns der Alkalde*) einen Beſuch abgeſtattet und uns von dem Ruhm ſeines Städtchens und aller berühmten Männer, die von hier geweſen waren, eine halbe Stunde vorgeſchwatzt. Er verkennt wirklich ſein Glück. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich ſo am Anfang in alle ſpaniſchen Geheimniſſe eingeweiht geweſen wäre. Es iſt mir aber auffallend geweſen, wie ſehr er an ſeiner Heimat hängt und wenig Intereſſe fürs Fremdartige, ja nur wenig Sinn fürs Individuelle hat. Er iſt ganz in Idyllen und keine ſentimentale Natur. Wie er iſt, iſt er aber ſehr gut und vollkommen, und ich liebe ihn ungemein.

Lebe jetzt innig wohl, meine gute Li.

43. Vitoria, 7. Mai 1801

Du wirſt Dich wundern, meine liebe Li, daß ich Dir ſchon von hier aus ſchreibe. Aber wir haben unſern Reiſeplan ein wenig abgeändert, und ſtatt zuerſt nach Bilbao zu gehen, ſind wir vorher hierher gekommen. Ich ſchrieb Dir zuletzt aus Guetaria. Von Guetaria aus gingen wir an der Küſte weiter fort, über Deba, Motrico und Ondarroa. Wir genoſſen noch ſehr ſchöne Gegenden, herrliche Meeresanſichten und den Anblick eines

*) Bürgermeiſter.

1801 ſo ſchön kultivierten, ſo gut bevölkerten Landes, als es uns noch nirgends vorgekommen war. Von Ondarroa aus verließen wir die Küſte, um landeinwärts einen kleinen Flecken, Marquina, aufzuſuchen, in dem ein paar Leute gerade ſein ſollten, an die ich gute Empfehlungen hatte. Der Weg war auch dahin ſehr ſchön, ein ziemlich enges Tal an einem kleinen Fluß, mit lauter einzelnen Bauerhäuſern und ſogenannten Ritterſchlöſſern und vielen Eiſenhämmern, bei deren Schleuſen der Bach hübſche Waſſerfälle bildete. In Marquina hatte uns der Graf Peñaflorida in San Sebaſtiano an ſein Palacio (wie man es hier nennt) gewieſen, um dort, weil die Poſada ſchlecht ſei, zu wohnen, und wir zogen alſo wirklich um achte auf dem gräflichen Palacio ſehr Don Quixotemäßig ein. An der Tür empfing uns der alte Verwalter des Grafen, der ihn und ſeinen Bruder ehemals auf Reiſen geführt hatte, in Paris geweſen war und uns, ehe er nur unſre Pferde in den Stall bringen ließ, auf dem Flur ſeine ganze Lebensgeſchichte erzählte. Dieſer Adminiſtrador ſchien dem armen Bokelmann in die Glieder zu ſchlagen. Denn als ich den Abend ein wenig ausgeweſen war und zurückkam, fand ich ihn mit entſetzlichen Kopfſchmerzen, und die Nacht nahm es ſo zu, daß es mir in der Tat bange wurde. Ich verordnete ihm aber ein Brechpulver, und dadurch brachte ich ihn doch in den Stand, daß er am überfolgenden Tage weiterreiten konnte und er nun wieder ganz wohl iſt. Mir ſind die zwei Tage, die wir da zugebracht haben, ſehr merkwürdig geweſen. Du kennſt die Art der ſpaniſchen Häuſer, die Leere an Möbeln und Menſchen, die da herrſcht, und wenn Du Dir nun dazu denkſt, daß dieſes Schloß von dem Ort eine viertel Stunde entfernt allein in Wald und Bergen lag, ſo haſt Du ein Bild der melancholiſchen Stille, die da herrſchte. Ich leiſtete teils Bokelmann Geſellſchaft, teils beſuchte ich Leute in der Stadt. Dieſer Ort, der im tiefſten Innern der Provinz liegt, iſt gerade der, wo am beſten Baskiſch geſprochen wird, wo die Menſchen am meiſten

Nationalſtolz haben, und da ich gleich mit allen bekannt wurde, ſo 1801
kam ich dadurch ins Innerſte der Nationaleigenheiten. Auch ging ich viel im Felde ſpazieren, und da die Leute, die dort arbeiteten, und die ſo außerordentlich gutmütig ſind, ſahen, daß ich auf ihre Arbeit und ihre Ackerwerkzeuge acht gab, daß ich etwas Baskiſch verſtand und ſprach, ſo waren ſie von einer ordentlich merkwürdigen Freude darüber und riefen mich ſchon von fern heran. Außerdem war der Generaldeputierte von Bilbao dort, an den mich Esquia empfohlen hatte, ein ſehr aufgeklärter, unterrichteter, denkender und höchſt liebenswürdiger Menſch. Im Schloß ging es indes auch ſo ziemlich. Freilich fehlte es an vielerlei. Aber die Betten waren doch gut, das Eſſen ohne Öl und der Salat ſogar mit ſehr gutem, und die Leute ſo willig und gutmütig, daß wir wenigſtens Herren im Hauſe waren. Von Marquina aus war eigentlich unſer Plan, wieder rückwärts nach Ernani, wo wir durchgekommen ſind, zu gehen, um den König von Toskana*) dort durchreiſen zu ſehen. Man gab ihm dort ein Feſt mit einem ſehr ſonderbaren alten Nationaltanz, dem Degentanz, und ich hätte ſehr viel darum gegeben, dies Schauſpiel zu genießen. Aber ſo mußten wir wegen Bokelmanns Krankheit liegen bleiben, und ich mochte ihn natürlich nicht mitten in Marquina, da er faſt noch gar nicht Spaniſch ſpricht, unter den Urgeſtalten der Öde die einzig redende Bruſt, allein laſſen.

Auf dem Wege hierher kamen wir durch Bergara.**) Da verſammelten ſich meine alten Freunde um mich, und da ein Brief meines Bruders in den Anales de historia natural geſtanden hat, ſo war der Baron de Humboldt ſo bei allen Seminariſten bekannt, daß Bokelmann verſicherte, er habe unſern Namen nie ſo klar ausſprechen hören. Hier hat mich der alte Preſtuano, deſſen Du Dich wohl noch erinnerſt, mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, mich

*) Herzog Ludwig von Parma, den Napoleon 1801 zum König von Etrurien — bis dahin Großherzogtum Toskana — machte. — **) Jetzt Vergara.

1801 gleich zu einer amiga*) geführt, wo ſie mich mit Konfitüren und chiocolata traktiert haben, hat mir einen kleinen Garten gezeigt, den er jetzt bearbeitet, und mir gewieſen, daß er ſchon ein Bett für mich zurecht geſtellt hatte. Er hat auch nach Dir und den Kindern ſehr viel gefragt und iſt wirklich ein ſehr liebenswürdiger alter Mann. Ich werde noch heute und vielleicht noch morgen hier bleiben, dann ziehen wir weiter nach Bilbao zu.

Ich bin wohl, meine teure, gute Li, und wäre ganz glücklich, wenn ich mich weniger nach Dir und den Kindern zurückſehnte. Ich glaube nicht, daß ich mich wieder ohne Not entſchließen werde, Euch alle zu verlaſſen. Hätte ich nur eins der Kleinen bei mir, ſo wäre es mir ſchon ein anſchauliches Bild Deiner ſelbſt. Verzeih, daß ich nicht mehr ſchreibe, meine teure, gute Li, aber ich habe viel zu tun und möchte gern, da ich einmal hier bin, die Zeit ganz benutzen. H.

44. Durango, zwiſchen Vitoria und Bilbao, 9. Mai 1801

Du wirſt meinen Brief aus Vitoria bekommen haben, liebe Li. Wir ſind bis heute früh dort geweſen, und nun ſitze ich hier im Innerſten von Vizcaya in einem kleinen, unbedeutenden Neſt, und das zwar — allein. Bokelmann iſt mir nämlich nach Bilbao vorausgegangen. Ich konnte nicht umhin, einige Tage hier zuzubringen. Gerade hier iſt der einzige Menſch, der eigentlich das Biskayſche, mit Kenntnis fremder Sprachen verbunden, getrieben hat, und wenn ich nicht die Rückſicht der Sprache ganz aus den Augen ſetzen will, muß ich dieſen notwendig zu benutzen ſuchen. Ich hatte daher gleich mit Bokelmann verabredet, daß er nach Bilbao vorausgehen, und daß wir uns da wieder treffen ſollten.

*) Freundin.

Er wollte anfangs wenigſtens noch den Nachmittag und Abend mit 1801
mir hier zubringen, allein weil es ihm einfiel, daß die Stube, in der wir ſchlafen ſollten, röche, ſo hat er innerhalb fünf Minuten ein Pferd genommen und iſt davongegangen. Er amüſiert ſich gar nicht ſonderlich in Spanien, und es tut mir leid, daß er verdammt iſt, doch wenigſtens einige Zeit darin zuzubringen. Außer der Natur gefällt ihm nichts. Du mußt auch ja nicht denken, meine gute Li, daß ich in einem ſo abſcheulichen Loch ſäße. Gott! wenn wir oft in Andaluſien und Granada ſolche Stube gehabt hätten, wieviel hätten wir darum gegeben. Ich habe einen großen Tiſch, alle meine Bücher und Papiere darauf, eine ſehr freundliche Wirtin und ein reines Bett. Was will man mehr mitten in Spanien? Auch mit dem Eſſen geht es. Es iſt Milch da, man ſpricht auf morgen von Butter, und heut mittag hatten wir ſehr gute gebratene Hühner und Eier. Bei dem Eſſen fällt mir ein, daß, wie Bokelmann in Marquina krank war, ich die große Idee bekam, ihm Hühnerbouillon zu kochen. Ich verſammelte alſo den ganzen Rat im Hauſe, den alten Adminiſtrador, die Haushälterin und die Mädchen, und gab meine Orders göttlich, darauf ſetzte ich unſern Pferdeknecht neben den Topf, um allem pimiento*) zu wehren. Ich dachte darauf, wie ſchön die Sache ablaufen würde, und brachte mit großem Triumph Bokelmann einen Teller der Reisſuppe. Aber Gott! welch Gericht war das! Ich hatte nämlich vergeſſen, den Topf zu beſtimmen, worin es gekocht werden ſollte, und nun hatten ſie zu einem mageren, elenden Huhn einen ungeheuren Kübel genommen, ſo daß die Bouillon wahres Spülwaſſer war. Glücklicherweiſe war das Huhn ſelbſt eßbar, und ſo hatte der arme Bokelmann wenigſtens etwas, woran er ſich halten konnte.

Unſer Weg heute von Vitoria her war ein wenig unangenehm wegen des Wetters. Wir ritten früh aus und hatten viel Nebel

*) Spaniſcher Pfeffer.

1801 und Kälte. Überhaupt ſind es bloße Fabeln, wenn man ſagt, daß der Mai in Spanien heiß iſt. Ein Teil des Weges war überaus ſchön und war es noch mehr durch den Nebel und das ewige Jagen der Wolken. Wir ritten langſam einen Berg hinan und hatten nur einige dicht mit Gebüſch bewachſene Hügel zur Seite. Wir ſprachen gerade davon, daß unſer Führer uns erzählte, daß dies ein pasage de ladrones*) ſei, und achteten nicht auf die Gegend. Wir ſahen wohl einige Felskuppen über die niedrigeren Hügel herüberblicken, aber wir erwarteten nichts ſehr Schönes oder ſehr Großes. Wie erſtaunten wir aber, als auf einmal, da wir die höchſte Höhe erreicht hatten, die ungeheuren Felſen in den maleriſchſten Geſtalten vor uns ſtanden. Eine finſtere Wand, ſteil wie eine Mauer und nur mit unzähligen Riſſen durchfurcht, erſtreckt ſich an der rechten Hand ins Tal hinein. Gerade vor uns ſtand eine Pyramide von bloßen Klippen aufgetürmt, zu deren beiden Seiten ſowie zu den Füßen eines mächtigen Vorgebirges ſich zwei fruchtbare, reichbebaute Täler herabſenkten, die das Auge wieder bis zu den entfernten Gebirgen hin verfolgte, die ſie am Horizont begrenzten, und zur Rechten ging dann die ſteile Felswand nur in verſchiedenen Abteilungen fort, und ihre Spitze hatte ein rundes, ſchöngeformtes Haupt, auf dem eine ſchwere und finſtere Nebeldecke lag. Man nennt dies Gebirge S. Antonio de Urquiola. Nichts kann zugleich größer und ſonderbarer ſein. Wie eine furchtbare Scheidewand ſteht es von der Ebene weg, und es iſt, als hätte eine ungeheure Waſſerflut dagegen angeſtürmt, ſich an einer vorragenden Spitze gebrochen und ſich nun zwei Wege da gebahnt, wo ſich die benachbarten Gründe herabſenken, aber ein entſetzliches Vorgebirge von Fels zwiſchen ſich gelaſſen. Die ſehr gute Chauſſee ſchlängelt ſich wohl eine Stunde Weges um den mittelſten Felſen herum langſam die Höhe herunter, und alle Abwechſelungen, welche eine wunderſchöne

*) Räuberpfad.

Vegetation mit durchaus nackten Klippen geben kann, ſcheinen hier 1801
auf einmal erſchöpft. Bald iſt es ein ſchöner Eichwald an einer ſteilen Anhöhe, über dem der Fels hervorragt, bald läuft eine ſchattige Allee zwiſchen zwei nackten Wänden hin, bald drängt ſich ein freundliches Ackerſtück in beträchtlicher Höhe zwiſchen zwei in eine ſpitze Ecke zuſammenlaufenden Felſen ein. Der Fleiß des Landmanns macht der unwirtbaren Klippe die letzte Handvoll Erde ſtreitig, und die Felswand ſcheint die natürliche Mauer der kleinen Beſitzung. Und dann die hundertfachen Geſtalten, welche mit jeder neuen Änderung des Weges der mittlere inſelförmige Fels bildet. Unzugänglich an allen Seiten wie es ſcheint, zeigt er überall ſchroffe, mit keinem Geſträuch überkleidete Wände und iſt um ſo ſchöner, als er lauter große Maſſen hat und in einfacher Größe pyramidaliſch zuläuft. Am Ende des Abhanges liegt ein kleines Dorf, reizender und maleriſcher, als es die Beſchreibung ſchildern kann. Rings von dieſen entſetzlichen Felsklippen umſchloſſen, iſt es doch lachend und freundlich; denn die Anhöhe geht erſt gemach bis an jene Wände heran, und ſolange nur noch einige Zoll Erde den unfruchtbaren Stein bedecken, ſieht man Wieſen und Äcker und Gebüſche, alles ſorgſam gepflegt und mit lebendigen Hecken umgeben.

Alle biskayſchen Dörfer in dieſem inneren Teile des Landes ſind nur ein paar Häuſer um die Kirche herum. Von da aus oft einige Stunden in der Runde liegen einzelne Häuſer (caserios), die alten Stammſitze des Landes, die zu dieſen Kirchen, zu denen ſie oft weit zu gehen haben, eingepfarrt ſind. In dieſen einzelnen Häuſern wohnen die Landleute, die älteſten Bewohner des Landes, die ſich für die am meiſten adligen halten, ſich darum noch jetzt Infanzonen*) im Gegenſatz mit den Städtern nennen, die, obgleich abſtammend von ihnen, ſich in die Täler heruntergezogen haben, eine reichlichere

*) Edelmann.

1801 Lebensart führen, dem Ackerbau weniger obliegen und daher minder geachtet sind. Jedes dieser Berghäuser hat seinen Namen, der fast immer von der Lage des Ortes hergenommen ist; dies heißt der Sonnenplatz, jenes das Haus des Abhangs, ein anderes der Hügel der Steine usw., so daß, wer Baskisch weiß, aus dem bloßen Namen die Lage des Hauses, das er nie gesehen hat, errät, denselben Namen trägt die Familie, die es bewohnt, und das undenkliche Alter von beiden ist ihr Adel. Ihre wahre Ahnenprobe ist also die natürliche: wo ist dein Haus, und trägt es deinen Namen? Auch vergessen die Städter, wenn man von ihrem Heim spricht, nie hinzuzusetzen: ich bin aus dem und dem Caserio. Denn die Städte sind zu neu, um eigentliche Stammsitze zu haben, und der Kern und der Ursprung der Nation sind bloß die im Gebirge zerstreut wohnenden Landleute. Von diesen Häusern sieht man nun um das kleine Dörfchen, von dem ich sprach, eine Menge herumstehen bis oben in die hohen Berge hinauf, alle sind von Bäumen und Äckern umgeben, vor den meisten stehen einige alte Walnuß- oder Kastanienbäume, und viele sind durchaus mit Wein und Efeu überrankt. Aus einem dichten Gebüsch am Fuß des Berges ragt ein alter zerfallener Turm hervor, und diese ehrwürdige Ruine vermehrt das Romantische des Anblicks.

Louis Buonaparte*) sahen wir gestern abend. Wir waren einige Stunden bei ihm, und er sprach erstaunlich viel. Den Abend gingen wir zusammen auf einen Ball. Eine Frau in Vitoria hat zwei Söhne als Zwillinge geboren, und deswegen gab der Mann den Ball. Indes alle tanzten, saß sie auf einem der kleinen Stühle, die Du kennst, und stillte den ältesten. Die ersten zehn Tage hat sie beide gestillt. Sie hatte sechs Kinder, alle selbst gestillt, und war eine hübsche, gutmütige und freundliche Frau. Bokelmann fand aber doch wieder, daß sie zuviel schrie. Etwas lauter wie ich sprach

*) Bruder Napoleons I., später König der in das Königreich Holland verwandelten Batavischen Republik.

ſie wirklich, obgleich ſie eben aus den Wochen kam. Es iſt aber auch 1801
eins von Bokelmanns Diktums, daß man die Damen hier nicht das zarte, ſondern das gewaltige Geſchlecht nennen muß. Die ſchwächſten, meinte er, wären noch immer ſtark genug, einen Ochſen totzuſchlagen. Noch heute haben wir wirklich eine Schmiede geſehen, wo zwei Frauen auf dem Amboß hämmerten und die Männer davor Zigarros rauchten. Die franzöſiſchen Offiziere aber habe ich bewundert, und das hat mich wieder mit vielem verſöhnt. Obgleich der Ball höchſt unpariſeriſch war — das Ameublement, wie Du weißt, lauter Talglichte, die Damen, ſelbſt eine hübſche Marquiſe, entſetzlich in franzöſiſchen Kleidern angezogen und mit einer Tournure! ſo haben ſich doch die Franzoſen nicht nur ſehr gut amüſiert, ſondern ſich auch eben ſo verſtändig und höflich betragen als in der erſten Geſellſchaft von Paris.

Ewig Dein H.

45. Durango, 13. Mai 1801

Ich habe ſehr frohe Tage in Durango verlebt, ach! und wie oft an Dich und die Kleinen auf meinen einſamen Spaziergängen gedacht. Denn ob ich gleich ſehr viel gearbeitet habe, habe ich es mir nicht nehmen laſſen, täglich ein paar Stunden allein herumzuſtreifen. Das Land iſt göttlich. Du ſollteſt nur die kleinen Eichenwälder, die von Weinreben umrankten Häuſer darin, die reizenden, von Bergen umſchloſſenen Wieſen ſehen. Der Pfarrer, der mein Haupt Mann hier war, iſt ein ſehr guter, lieber Menſch. Gutmütig, aufgeklärt, luſtig, ein Freund der Kinder, und dabei gar nicht ohne viel Kenntniſſe. Er hat mich auf Händen getragen. Ich habe den ganzen Tag, die paar Stunden, wo ich ſpazieren ging, ausgenommen, bei ihm zugebracht, und bei ihm verſammelten ſich dann ſeine Freunde, freilich keine vornehmen Leute, ehrliche Bürger, der Schreiber, der Apotheker des Orts uſw., aber alle gutmütig und

1801 ſehr verſtändig. Alle voll Enthuſiasmus für ihr Land und ihre Sprache, und mit viel Sinn, in dieſe auch wiſſenſchaftlich einzugehn. Sie haben mir alles, was im Lande eigentümlich iſt, gezeigt; wir ſind in den einzelnen Landhäuſern bis auf die Böden herumgekrochen, und nach den erſten zwei Tagen war ich als Don Guillermo ſo bekannt, daß mich unbekannte Leute ſo auf der Straße anredeten. Dann gibt es hier auch eine Doña Leona, eine Schönheit in meiner Art, ein Pendant der Doña Raphaela, nicht ganz ſo hübſch, aber eigentümlicher noch. Sie kleidet ſich franzöſiſch in einer ganz ſimplen, weißen Chemiſe, aber den erſten Tag, als ich ſie ſah, hatte ſie eine Perücke auf, nein, etwas Affröſeres iſt mir nicht vorgekommen. Die aber hab ich gleich abgeſchafft, und ſeitdem geht ſie nach der Landesſitte, das bloße Haar auf der Mitte des Kopfes mit einem Band zuſammengebunden und dann frei hinten im Nacken herunterhängend. Bokelmann hätte ſie gewiß auch zu derb und ungeſtüm gefunden. Wahr iſt's, daß ihre Stimme und ihr Gang in der Stube die Organe ein wenig erſchüttert. Aber im freien Felde hatte dieſe ungeſtüme Wildheit mit den fliegenden Haaren und einem ſehr hübſchen Wuchs etwas ſehr Reizendes. Du mußt aber nicht denken, daß ich über der Doña Leona meine Zeit verloren habe. Ich habe hier einen göttlichen Fund getan. Mein Pfarrer iſt der einzige Menſch, der eigentlich recht Baskiſch weiß, er hat ſtupend und mit viel richtigem Sinn über die Sache gearbeitet. Er hat ein Werk im Manuſkript, wozu es ihm an Gelegenheit fehlt, es drucken zu laſſen. Daraus habe ich Auszüge gemacht, und noch künftig wird er mir einige Abſchriften ſchicken.

Adieu, meine liebe, teure Li.

46. Bilbao, 16. Mai 1801 1801

Endlich bin ich in Bilbao, liebe Li, an dem Ort, an dem meine Rückreiſe anfängt. Bokelmann hat mich geſtern verlaſſen und wird nun ſchon nah an Madrid ſein, und mir ſelbſt kommt Paris jetzt nicht mehr fern vor. Ich bin ſehr zufrieden mit meiner Reiſe. Ich reiſe übermorgen früh hier ab, mache noch einen neuen Weg an der Küſte und durch das Land, denke mich aber gewiß ſo einzurichten, daß ich noch vor dem 15. Junius in Paris bin.

Bilbao iſt außerordentlich hübſch. An zierlicher Reinlichkeit kann man nur Cadix damit vergleichen, und von der reizenden Anmut der Gegend iſt es nicht möglich, durch bloße Beſchreibung einen Begriff zu geben. Es liegt zwiſchen Bergen in einem engen Tale, das ſich nur gegen das Meer hin erweitert, eingedrängt, an einem ziemlich breiten Fluß, von Äckern, Wieſen und Gebüſchen aufs lieblichſte umgeben. Von dem ſehr ſchönen Spaziergang am Fluß, am Marktplatz, faſt von jedem Fleck in der Stadt ſieht man auf die ſchönbekränzten Hügel rund herum.

Geſtern beſuchte ich eine ſogenannte Romeria*) in der Nähe der Stadt. Man gibt nämlich dieſen Namen den Feſten, womit die Dörfer die Namenstage einiger Heiligen, beſonders ihrer Schutzpatrone, begehn. Geſtern war der Tag der heiligen Iſidora. Die Dörfer ſind, wie ich Dir ſchon neulich ſchrieb, hier nur zerſtreute Häuſer in einem Umkreis manchmal von ein paar Stunden, deren Mittelpunkt die Kirche, die immer, wie klein auch die Gemeinde ſei, aus Stein und mit Aufwand gebaut iſt, abgibt. Daneben haben die meiſten Dörfer ein großes, gleichfalls aus Stein gebautes Gemeindehaus. Zwiſchen dieſem und der Kirche war der Tanzplatz, und aus den Fenſtern der Kirche hingen Fahnen heraus, die Feierlichkeit zu

*) Pilgerſchaft.

1801 verkündigen. In einer Ecke des Tanzplatzes ſtand ein rotſamtenes Kanapee mit zwei in die Erde geſtellten Lampen davor, und auf dieſem ſitzt der Fiel (dasſelbe, was in Städten der Alkalde iſt) mit ſeinem Stab. Er iſt bei jedem feierlichen Tanz zugegen, von ihm hängt es ab, wann aufgehört werden ſoll; er hält Ordnung unter den Tänzern und Zuſchauern, und wenn ein Junge ſich zu weit vorwagt, ſo langt er ihn ſelbſt in eigener Perſon mit ſeinem Stecken ab.

Der Tanz iſt der natürlichſte Ausbruch der Luſtigkeit, den ich je geſehen habe, er hat nur im Anfang hierin etwas Feierliches. Eine Reihe von Tänzern gehen nach dem Takt angefaßt im Kreiſe herum, und nur der Vortänzer macht eine Art mit vielen Kapriolen untermiſchte Pas. Darauf holt er mit gleicher Langſamkeit und Feierlichkeit zwei Mädchen, eine für den erſten, die andre für den letzten Tänzer. Dann geht jeder und holt ſich ſein Mädchen nach Gefallen (denn nur jene beiden ſind Ehrenplätze) und läuft damit in ausgelaſſener Luſtigkeit zur Reihe zurück. Nun geht es geſchwinder, die ganze Reihe zerrt und reißt ſich herum, und jeder Tänzer und jede Tänzerin geben ſich von Zeit zu Zeit Stöße mit dem Hintern. Dieſe ſind ſo gewaltſam, daß die Tänzerinnen von ihren beiden Nachbarn manchmal ſo geſtoßen werden, daß ſie einen Schritt weit aus der Reihe herausfliegen. Darauf löſt ſich auf einmal die Reihe, und jeder Tänzer tanzt mit ſeiner Tänzerin einen Fandango, der aber ſchlechterdings nichts von der andaluſiſchen Üppigkeit hat, eigentlich nur ein luſtiges Springen der beiden Tänzer gegeneinander, aber mit allen Poſſen vermiſcht, die nur die wildeſte Luſtigkeit eingeben kann. Die Hauptſache aber ſind immer beim ganzen Tanz die Culadas, die Stöße mit dem Hintern. Wenn die Luſtigkeit lebhafter wird, ſo verbreitet ſich dieſer Geſchmack auch unter die Zuſchauer, und niemand iſt mehr dieſer Partie ſeines Leibes ſicher. Mich haben ganz unbekannte Damen im Vorbeigehn mit ſolchen Stößen beehrt, es iſt eine Art allgemeine Begeiſterung, und noch den Abend in der

Tertulia*), wo ich war, machten die ausgeteilten Culadas einen Teil 1801
des Geſprächs aus.

Zu zweifeln, daß alle, Tänzer und Zuſchauer, Vornehme und Geringe, zwiſchen denen ſo hier, zumal bei Tanz und Ballſpiel, aller Unterſchied wegfällt, von Herzen luſtig ſind und ſich aus Grund der Seele amüſieren, iſt unmöglich. Denn wo ich nur hinſehen mochte, unter das Gedränge oder auf den großen mit Bäumen bepflanzten Platz herum, ſah ich überall tanzen, ſpringen, lachen, ſchreien, und vor allen Dingen Culadas austeilen. Dieſe Luſtigkeit iſt um ſo auffallender, als die Geſchlechter eigentlich dabei wenig gemiſcht ſind. Man ſieht ganze Reihen von Frauen und Mädchen allein gehen, und es iſt hier Ton, daß der Mann ſeine Freunde, die Frau ihre Freundinnen aufſucht. Überhaupt ſind die Frauen hier weit ausgelaſſener luſtig als die Männer. Die Männer ſind gar nicht galant.

Abends 12 Uhr

Ich bin geſtört worden, meine liebe Li, man hat mich zum Spaziergang abgeholt, und nun iſt es ſo ſpät geworden, daß ich nur noch einige Worte zu dieſem Briefe hinzufügen kann. Es iſt gerade um dieſe Stunde ein Jahr, daß Du ſchon in heftigen Schmerzen mit der kleinen Adelheid warſt. Gutes, teures Weſen, wenn ich Dich da verloren hätte, ach! und Du warſt doch ſehr, ſehr krank, wie wäre es dann anjetzt mit mir und den armen Kleinen. Mich ſchaudert noch, wenn ich nur daran denke. Ich kann es nicht glauben, daß ich Dich je, je verlieren werde. Denn recht ernſtlich und ganz ruhig, ja ich möchte ſagen, kalt überlegt, ich weiß nicht, was aus mir werden ſollte, wie es mir möglich ſein würde, nur meines Bewußtſeins mächtig zu bleiben. Der Menſch muß etwas Feſtes haben, woran er ſich halten kann, etwas, das ihm ein Maß und ein Ziel iſt, ſonſt hat er für ſein eigenes Daſein keinen Begriff, und es hat

*) Geſellſchaft.

1801 keine Art des Wertes für ihn. Im ganzen Reich der Gedanken ist nichts, nichts, was das sein kann. Man knüpft eins an das andre und wieder etwas andres an dies, und über der Menge verknüpfter Dinge glaubt man, sie können sich gegenseitig halten und tragen, aber was ist's, die Augenblicke kommen, wo man fühlt, daß die ganze Kette an nichts hängt, daß der erste Grund, der sie trägt, nur aus dem Herzen hervorquillt. Ich empfinde das sehr oft. Wie dem physisch Schwindelnden ist es mir oft moralisch. Nichts hilft mir alsdann, wirklich nichts, liebe Li, als das Gefühl, das mich dann auf einmal wie mit einer fremden tröstenden Kraft ergreift, daß Du mich liebst, daß ich Dich liebe, und daß doch etwas ist, und wäre auch alles andre nichts. Wenn Du nun nicht mehr wärst? wenn mich dann nun auf der weiten Erde niemand mehr lieben wird? und ich von niemandem werde geliebt sein wollen? Erinnere mich hier nicht an die Kinder. Wie das Herz an ihnen hängt, wie sie uns lieben, es ist ein anderes Gefühl und erhöht nur die Wehmut, statt einen Ersatz zu gewähren. Die dunkle Empfindung, daß man nicht gemacht ist, miteinander durchs Leben zu gehn, gibt dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, ohne daß man es immer selbst merkt, eine eigene und wehmütige Stimmung. Solange sie Kinder sind, fühlt sich das nicht. Aber hernach sind es die Abschiedsstunden vor einer weiten Reise. Es ist etwas, das man sich gegenseitig verbergen will; die Wünsche des Herzens und die Bestimmung der Natur sind nicht mehr in Harmonie. Ich fühle wohl, daß man das nicht immer so empfinden kann. Aber es gibt Augenblicke, in denen man ganz Glück und Unglück empfindet, und das Dasein hat nur Wert, solange man ihrer fähig ist. Bei meinem Aufenthalt in Durango, wo ich oft in den Kirchen spazieren ging, ist es mir manchmal aufgeschossen, wenn ich die eifrig Betenden sah, daß es wohl seinen Wert hat, seine Seele an etwas zu hängen, was man nicht verlieren kann. Ich glaube, der Mensch muß und wird dahin kommen. Wenn es ihm geglückt

iſt, ſein Daſein ganz und einzig in einem andern zu finden, ſo glaub 1801
ich, wird die Zeit kommen, wo er ſieht, daß es für ihn keine wirkliche Trennung gab, ich glaube, daß die Kraft der Liebe ſich die Natur unterwerfen kann und das, was in ſich Eins iſt, auch ewig ungetrennt bleibt. Aber die Kraft des Glaubens ſchwindet vielleicht hin, wenn man ſeiner am meiſten bedürfte, und dann bleibt nichts, nichts als eine ſchreckliche Öde und die Wehmut der Erinnerung im Andenken an die Vergangenheit. Ich ſprach einmal unterwegs mit Bokelmann davon. Er konnte nicht begreifen, wie man je fürchten könnte, nicht mehr geliebt zu ſein. Es machte mir einen ſonderbaren Eindruck, eine ſolche Jugend und Unbefangenheit zu ſehen, in der man noch nicht einmal faſſen kann, wie man durch Eine Liebe auf einmal alle und unwiederbringlich aufgibt.

Sei Du recht heiter und froh, mein liebes, liebes Kind, und küſſe die liebe Adelheid zu ihrem Geburtstag. Lebe innigſt wohl.

47. Bayonne, 24. Mai 1801

Ich bin ſeit heute früh wieder hier, meine gute, liebe Li, und auf einmal ſehr reich. Denn ich habe drei Briefe von Dir hier gefunden, vom 2., 7. und 16. Mai, und habe alſo ſo friſche Nachrichten, als es in dieſer Entfernung möglich iſt. Ich ſehnte mich unglaublich nach Briefen von Dir und den Kindern, und Bayonne war mir wirklich ein Ort der Erwartung in dieſen letzten Tagen. Auch die Briefe der Kinder haben mir viel Vergnügen gemacht. Beſonders hat der Bruder*) einen geſchrieben, der wirklich ſehr hübſch iſt. Ich weiß nicht, ob Du ihn geleſen haſt. Er ſchließt ſo: „Mit wem ſollen wir die Reiſebeſchreibung machen? hat Theodor geſagt. Und an Deinem Bett

*) Der älteſte Sohn Wilhelm.

1801 hat er ‚lieber Vater' geſagt, aber Du warſt nicht darinnen." Ich ſehne mich ſehr nach Euch zurück, meine Lieben, und komme auch gewiß zur verſprochenen Zeit. Den Umweg durch die Provence will ich nicht machen, mein gutes Kind. Ich habe kein beſonderes Intereſſe für dieſe Gegend, und bloß auch das geſehen zu haben, möchte ich nicht länger von Euch wegbleiben. Aber dieſe Reiſe werde ich recht ordentlich vollenden und nichts aus Eile zu ſehr abkürzen. In Spanien war ich wirklich, wenn ich einmal nicht Monate bleiben wollte, lang genug. Nun werde ich übermorgen wieder von hier fortgehn und noch eine Woche im franzöſiſchen Baskenlande zubringen, um wenigſtens einige Vergleichung anſtellen zu können. Auch gibt es vier Meilen von hier wieder einen alten Pfarrer, der als einer der Weiſen des Landes gerühmt wird, und bei dem ich wahrſcheinlich ein paar Tage bleibe. Den 31. oder 1. Juni komme ich hierher zurück, und dann ſetze ich mich gleich in die Diligence und halte mich bis Paris gar nicht auf. Alſo zwiſchen dem 12. und 15. komme ich gewiß an. Ich ſchreibe Dir aber noch öfter bis dahin. Es hat mir ſehr leid getan, Dir zwiſchen Bilbao und hier in ſieben Tagen nicht ſchreiben zu können, aber es ging mir ſo fatal, daß immer, wenn ich an einen Ort kam, die Poſt eben abgegangen war und nur erſt in einigen Tagen wieder ging. Meine Rückreiſe war nicht gleich glücklich als meine Reiſe bis Bilbao. Schon als ich Bilbao verließ, war es ein regnichter Tag. Ich ging doch an der Küſte über die Eiſenbergwerke bei Somorroſtro und Portugalete nach Plencia. Von da ging ich den anderen Tag nach Guernica. Das Wetter war noch ſchlimmer, und der Weg geht über hohe Gebirge am Meer in ganz ſchmalen Fußſteigen. Ich hatte zum Glück ein ſehr gutes Maultier. Es waren zwiſchen den Regenſchauern immer Sonnenblicke, und ich verlor nichts von der Gegend. Weit mehr gewann ich durch das wunderbare Wolkenſpiel und die ewig wechſelnde Beleuchtung. Bald war ich in Wolken

eingehüllt und das Meer und die Tiefe ſo hell, daß man alle Vor- 1801
gebirge unterſchied. Bald war es heiter oben, und die Wolken hingen auf das Meer herab. Dann wurde es ſtiller, und ein prächtiger Regenbogen mit den glänzendſten Farben ſtützte ſich auf der einen Seite auf die Flut, auf der andern auf das Gebirge. Gegen Abend verließ ich die Küſte und kam in Guernica an, das einige Stunden davon entfernt liegt. Ich wollte den andern Morgen fort, aber die Nacht war fürchterlich, ein Sturm und ein Regen, wie ich kaum je erlebt hatte. Am andern Morgen war die ganze Ebene von Guernica unter Waſſer, auf der Chauſſee, über die ich mußte, ſtand es mehr als mannshoch, alle Kommunikation war abgeſchnitten, und ich mußte mich entſchließen zu bleiben. So blieb ich den ganzen folgenden Tag und den überfolgenden Vormittag. Ich hatte keinen Menſchen im Ort, der intereſſant geweſen wäre, ein Wirtshaus, in dem ich nur ein Loch zum Schlafen hatte und keine Zeile ſchreiben konnte. In dieſer höchſten Not fand ich einen Don Quixote. Mit dem ſetzte ich mich in der Küche ans Feuer, und da habe ich die Kraft des Komiſchen wirklich erkannt. Denn ich verſichere Dir, daß ich mein ganzes Unglück ſtundenlang vergeſſen und von Herzen gelacht habe. Als ich endlich weg konnte, ſtand zwar auf der Chauſſee das Waſſer noch ſo, daß es einem Mann bis an die Bruſt ging. Ich nahm aber einen Umweg und kam ohne alle Gefahr mit nicht einmal viel Mühe wieder fort und von neuem an die Küſte. Der folgende Tag war ſchön, dann wieder entſetzlicher Regen, und ſo abwechſelnd bis hierher. Die Überſchwemmung hat großen Schaden angerichtet, Häuſer und Brücken weggeriſſen, die Wege verſchüttet uſw. Auf der großen Straße von Madrid hat das Waſſer zwei bis drei Fuß geſtanden. Auch Menſchen ſind umgekommen. Auf dem Wege, den ich ritt, war noch den Tag zuvor ein Maultierführer mit vier Maultieren ertrunken. Seit 30 Jahren weiß niemand von gleich hohem Waſſer hier. Der

1801 Wirt in Guernica war ein Franzoſe. Aber wie Franzoſe! Stell Dir nur vor, er hatte meine Überziehhoſen geſehen und konnte nicht aus ſeiner Bewunderung herauskommen. Er drehte ſie hin und her und ſagte endlich, es ſei doch erſtaunlich, was ſeine Landsleute alles ſeit ſeinem Aufenthalt in Spanien gemacht hätten, erſt die Revolution und dann die Erfindung der Überziehhoſen. Er wandte 100 Fr. jährlich dran, die Gazette de France zu halten, und ich ſah ſeit S. Sebaſtian zum erſtenmal eine Zeitung.

Lebe innigſt wohl! H.

48. Itzatzu b. Bayonne, 27. Mai 1801

Ich bin bei dem Pfarrer, von dem ich Dir ſchrieb, liebe Li, und fühle ſehr angenehm den Unterſchied zwiſchen Frankreich und Spanien. Ich brachte in der vorigen Woche eine Nacht in Azpeitia in einer reichen und vornehmen Familie zu und hatte freilich ein großes, ſeidenes Bett, aber eine dunkle Kammer, keinen Spiegel und keine Art der Bequemlichkeit. Hier habe ich zwei freundliche, kleine Stuben und alles, was man zum bequemen und angenehmen Landleben bedarf. Dort mußte ich Öl eſſen, ich mochte wollen oder nicht. Hier ißt man mäßig und häuslich, aber ſehr gut. Der gute, alte Prediger iſt 78 Jahr alt und ſo liebenswürdig, als man es nur äußerſt ſelten findet. Ein glückliches Gemiſch eines Franzoſen und eines Basken. Er iſt nie weiter als Bayonne und Pau gekommen, hat nie eine andre Welt als die ſeines Dorfes und jener Städte geſehen, und das Haus des ehemaligen Biſchofs von Bayonne, wo er als junger Prieſter einige Jahre zugebracht hat, iſt das non plus ultra ſeiner großen Welt. Er iſt, wie es ſcheint, ſehr religiös, aber ohne alle Affektation und Unduldſamkeit, er läßt oft ein hübſches biskaiſches Mädchen zu ſich kommen und ſingt baskiſche Lieder mit ihm, und geſtern abend in ſeinem Lehnſtuhl am Kamin-

feuer ſang er mir Trinklieder und war in ſeiner Seele vergnügt, 1801
ſich ſo in ſeine Jugendzeit zu verſetzen. Er hat ſehr nach Dir und allen Kindern gefragt, ſich die Namen und das Alter von allen erzählen laſſen und bedauert immer, daß ihr nicht alle hier ſeid. Er zeigte mir, wie für alle im Hauſe Platz ſei und wie ſich die Kinder im Garten und mit den Kirſchen amüſieren würden. Sein Haus liegt wie alle der baskiſchen Dörfer ganz einſam und abgeſondert. Zu lernen iſt nicht gerade viel von ihm, vorzüglich weil er ſchon ſo ſchwachen Gedächtniſſes iſt, daß er immer von einer Sache in die andre kommt, und dann auch, weil er die wunderbarſten etymologiſchen Grillen hat. Ich bleibe indes doch zwei Tage bei ihm, weil er und die Gegend mir gefallen und man Zeit braucht, um auch nur einiges von ihm zu erfahren.

Mit meiner Reiſe iſt es ſoſo gegangen. So wohlfeil als ich dachte iſt ſie nicht geweſen. Ich habe meiſtenteils ein Pferd nie [wie?] ein Maultier haben müſſen — und das iſt hier teuer. Indes wird es auch nicht viel darüber kommen, vermutlich zwiſchen 40 und 50 Louisdor. Die Rückreiſe von Bayonne aus iſt wohlfeil, das bringt wieder vieles ein.

Ich wollte noch viel ſchreiben, meine Liebe, aber mein alter Pfarrer hat mich nicht verlaſſen, und jetzt muß ich ſchließen. Ich komme eben wieder von einer Singübung, die der Alte mit dem Mädchen gehalten hat. Lauter alte Weiſen, einige ſehr hübſche, nur daß das alles in die Winde verhallt, weil niemand es aufſchreiben kann. Worte weiß der Alte nur zu wenigen, immer nur ein oder den andern Vers. Mit einem will ich den Brief ſchließen. Es iſt die Klage einer Geliebten:

„Immer morgen, immer morgen,
Willſt Du nimmer die Geliebte ſehen?
Ihre Sehnen ach! verdorren
Wie das Gras der taubedürft'gen Flur."

Umarme die Kinder. Lebe tauſendmal wohl.

1801 49. Bayonne, 1. Junius 1801

Ich bin wieder hier, meine liebe Li, und freue mich herzlich, meine Reiſe, ſoviel Freude ſie mir auch gemacht hat, vollendet zu haben. . . . Ich denke übermorgen, den 3. Junius, von hier abzugehn. Gewiß weiß ich's noch nicht, weil ich noch nicht weiß, ob nicht die vier Plätze, welche die hieſige Diligence nur hat, nicht ſchon genommen ſind. Reiſe ich wirklich am 3. ab, ſo bin ich zwiſchen dem 13. und 15. Junius bei Dir. Gewiſſes läßt ſich darüber nicht ſagen. Die Diligence verſpricht zwar immer die Reiſe in zehn Tagen zu machen, es gehn aber auch manchmal elf oder zwölf darauf. Es wird eine langweilige Sache ſein, allein Extrapoſt iſt gar zu teuer, und ich hätte wohl den courrier de diligence vorgezogen. Aber da er Tag und Nacht geht und der Wagen unbequem iſt, ſo fürchtete ich zu erhitzt anzukommen, und ich möchte gern, daß Du mich recht wohl und heiter wiederſäheſt. Alſo will ich Geduld haben und die zehn Schöpfungstage aushalten.

Meinen Brief von Itzatzu wirſt Du bekommen haben. Seitdem bin ich wieder in Spanien geweſen, doch nur auf eine Nacht. Ich war in Baignoy, nur einige Meilen von Ronceval entfernt, wo die Schlacht vorgefallen ſein ſoll, in der Roland blieb, und konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, doch dieſen Ort zu ſehen. Ich ging alſo noch einmal über die Pyrenäen, die hier nicht außerordentlich hoch ſind. Dieſer Übergang war aber auch das Beſte an der ganzen Partie. Es war zwar ein trüber Tag. Aber die untergehende Sonne machte mit dem Nebel, der auf den nächſten Höhen umherlag, einen ſchönen Wechſel der Beleuchtung, und dieſe und die tiefe Stille, die auf dieſen hohen Gipfeln herrſcht, ließ mich einen ſchönen Abend zubringen, bis der Nebel tiefer herabſtieg und mich endlich ganz einhüllte. So ritt ich noch eine Stunde fort, bis ich ans Wirtshaus kam, wo ich nach der gewöhnlichen Sitte eine Menge von Maultiertreibern um das Feuer verſammelt fand. Oben

iſt eine Abtei, es iſt aber außer dem Schlachtfelde nichts Intereſſantes 1801
zu ſehen. Ich ritt alſo am andern Morgen wieder herunter. In Mauléon bin ich wieder mit baskiſcher Muſik umgeben geweſen. Dort iſt es Sitte, daß die jungen Leute und Mädchen in der Stadt und in den Dörfern eine Art Komödie aufführen, die ſie Paſtorale nennen, die aber, wie die altſpaniſchen, Tragödien und Komödien zugleich ſind. Es gibt eigene Paſtores, gemeine Bauern, die dieſe Paſtoralen machen und wie die alten griechiſchen Dichter dann auch die jungen Leute in der Deklamation unterrichten. Die Ausſprache des Baskiſchen iſt hier ſüßer und hat etwas Flötendes, das beſonders im Geſang hübſch klingt. In Mauléon war ein Receveur des [?], der mich ſehr en affection nahm. Deſſen Frau, die ſchon gut 50 Jahr alt war, hatte in ihrer Jugend von einem Deutſchen ein deutſches Lied gelernt, und ſie quälte mich entſetzlich, ihr dies Lied zu erklären. Die Töne hatten ſich aber in dem Gedächtnis dieſer alten Baskin ſo verändert, daß ich Dir ſchwöre, daß ich nichts als „kommſt du“ und ein andresmal „weiße Bruſt“ habe unterſcheiden können. Es war ordentlich merkwürdig zu hören. Alles übrige ſah auch ſchlechterdings gar keiner Sprache mehr ähnlich.

Lebe wohl, meine gute, teure Li. Ich freue mich unendlich, Dich nun wenigſtens in zwölf bis vierzehn Tagen gewiß zu umarmen. Grüße Schlabrendorff herzlich. Es freut mich, daß er ſo oft zu Dir kommt. Überhaupt wirſt Du doch durch dieſe Abweſenheit geſehen haben, daß die Menſchen gern Dich beſuchen. Leid tut es mir, daß Schlabrendorff nicht recht geſtimmt ſcheint. Es iſt ein eigenes Schickſal, daß das Glück ſo ſelten iſt. Ich freue mich immer doppelt, ſo oft ich das bedenke, über mein Geſchick, Dich gefunden zu haben. Ich hätte gewiß auch ohne Dich zu den Menſchen gehört, die in der günſtigſten äußeren Lage die innere Zufriedenheit und Fülle entbehren. Es gibt doch nichts anderes, nichts Genügendes in der Welt, als mit einem Weſen, mit dem man ſich innig verſteht, mit Kindern, in

1801 denen man ſich gegenſeitig wiederfindet, eins auszumachen und daran alle ſeine Wünſche, alle ſeine Genüſſe und alle ſeine Tätigkeit anzuknüpfen.

Adieu, mein Innigliebes! Dein H.

50. Bordeaux, 6. Junius (16 Prair.) 1801

Ich bin zwar glücklich in Bordeaux, meine liebe Li, aber ich werde von neuem zwei Tage aufgehalten, ehe ich zu Dir kommen kann. Ich hatte mir die Diligence hier einen Posttag vorausbeſtellt. Unglücklicherweiſe hat aber eine ganze Familie die Diligence für ſich allein genommen, und ſo muß ich bis zum nächſten Abgang warten. Bis hierher bin ich mit vier Seeoffizieren (dieſe Diligence hat nur fünf Plätze) gekommen, und um uns herum gingen und ritten noch ſechs andere. Sie waren ſämtlich von einem Kaper, der eine beträchtliche Beute gemacht hatte, und ich habe wenigſtens Gelegenheit gehabt, alle möglichen Seeausdrücke zu lernen. Denn ſie ſprachen von der Diligence gar nicht anders als von ihrem Schiff, die Pferde waren die Segel, und in der erſten Stunde, ehe ich mich an die Ausdrücke gewöhnte, verſtand ich kein Wort. Nebenher erfuhr ich zugleich ihre ganzen Lebens- und vorzüglich all ihre Eheſtands- und Liebesgeſchichten, eine immer ſkandalöſer als die andre. Das einzig Merkwürdige dabei war, daß ſie alle, ein Gascon ausgenommen, der den Bouffon ſpielte, Bretons waren, und daß man den Unterſchied dieſer nördlichen Franzoſen, die wirklich mir in Frankreich das ſcheinen, was bei uns die Pommern ſind, mit den ſüdlichen nie ſchreiender bemerken konnte. Einmal fingen ſie wirklich an Händel zu bekommen. Ich habe mich indes mit allen gut vertragen, ſoviel ich konnte mein Schickſal erleichtert und bin hier mit ihnen ſehr gut auseinander geſchieden. Dieſe Diligence war vorzüglich durch das entſetzlich lang-

ſame Fahren unbequem. Wir haben die beiden erſten Tage, die 1801
Eſſenszeit mitgerechnet, jeden Tag 19 Stunden im Wagen geſeſſen.

Ich ſehe mit innigem Verlangen Sonntag morgen entgegen. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ich mich auf das Zurückkommen freue. Die ganze Reiſe ſcheint mir durch den Tag allein belohnt. Es iſt nichts ſo hübſch auf der Welt als das Wiederſehen, wenn man es nur ohne Trennung haben könnte.

Umarme die Kinder und lebe herzlich wohl.

Am 14. Juni trifft Humboldt wieder bei den Seinen in Paris ein. Ende des Sommers iſt die ganze Familie auf der Heimreiſe nach Deutſchland. Das nächſte Ziel iſt Weimar, wo ſie das Wiederſehen mit Schiller einige Tage feſſelt. Goethe war verreiſt. Dann geht es weiter nach Burgörner zum Vater Dacheröden, ſpäter nach Tegel, und zum Winter laſſen ſich Humboldts in Berlin nieder.

Berlin aber in ſeiner damaligen politiſchen Dürftigkeit und geſellſchaftlichen Frivolität konnte Humboldt nicht viel bieten. Er zog ſich ganz auf ſeine linguiſtiſchen Studien zurück und ſehnte ſich fort. Zehn Jahre hatte er einzig ſeiner Selbſtbildung gelebt. Nun, wo auch die Vergrößerung der Familie eine Verbeſſerung ſeiner Finanzen wünſchenswert machte, wollte er gern in einer feſten Berufstätigkeit dem Staat dienen. Sein Wunſch fand bald die vollkommenſte Erfüllung. Es ward ihm eine Stelle angeboten, die wie keine zweite in der Welt ſeinen Talenten und Neigungen entſprach, die er auf das beſte auszufüllen vermochte, die ihm nicht allein Muße zur Fortſetzung ſeiner Selbſtbildung gab, ſondern noch ein Mittel zur Vollendung ſeines Weſens werden mußte.

Er wurde preußiſcher Geſandter am päpſtlichen Stuhl und machte ſich 1802
im Herbſt 1802 mit ſeiner Frau und fünf Kindern — die jüngſte Tochter, Gabriele, war im Mai geboren — auf den Weg nach Rom. Die teuren Freunde, die er in der Heimat zurückließ, hatte er zuvor noch aufgeſucht. In Halle Wolf, in Weimar Goethe und Schiller, den er hier zum letztenmal ſehen ſollte. Dann ging es dem Ziel ſeiner langgehegten Sehnſucht entgegen. Am Abend des 25. November fuhr er mit den Seinen in Rom ein.

Die Ankunft in der Villa di Malta, wo Humboldts zunächſt Wohnung nahmen, bis ſie die ihres Vorgängers Uhden im Palazzo Tomati, Via Gregoriana, beziehen konnten, beſchreibt uns die däniſche Schriftſtellerin Friederike

1802 Brun*), mit der Frau v. Humboldt von jenem Tag an eine herzliche Freundschaft verband.

Humboldt fiel es nicht schwer, sich in Rom eine ganz einzigartige Stellung zu machen. Bei der Duldsamkeit seiner Gesinnung und der feinen Klugheit seines Wesens boten sich ihm auch politisch nicht allzugroße Schwierigkeiten. Der Kirchenstaat hatte unter den Feindseligkeiten Frankreichs schwer gelitten und empfand das augenblickliche Nachlassen derselben nur als einen Waffenstillstand. Dagegen erschien Preußen, wenn auch protestantisch, als die friedliebende Macht, zu schwach, um zu schaden und bedroht von dem gleichen Feinde, deshalb schon fast befreundet.

„Tausend Mangelhaftigkeiten als Leben des Tages" bot damals Rom. Ungeheure Abgaben drückten das Volk, zahlte doch Pius VII., der zwar für sich und seinen Hof keinen Aufwand trieb, monatlich etwa 90000 Taler an Frankreich. Bei der entsetzlichen Teuerung, ja geradezu Hungersnot im Kirchenstaat war das Wirtschaften und Haushalten nicht leicht, aber Caroline verstand auch hier wieder wie in Paris ihr Haus zum gesellschaftlichen Mittelpunkt zu machen. Den Künstlern vor allen wandte sie das feinste Verständnis zu, ging auf künstlerische Ideen nicht minder als auf die kleinen Nöte des täglichen Lebens ein. Und wie sie hier wie dort fördernd und helfend eingriff, entfaltete sich dabei ihr eigenes Wesen immer reicher und freier.

Was Humboldt Rom dankte, sagt er uns wieder und wieder in seinen Briefen, bestätigt sein späteres Leben. Rom vollendete seine Bildung, es hob die innere Entwickelung Carolines auf eine neue Stufe. Es gab beiden unendlich viel, aber es nahm ihnen das Teuerste: den ältesten, schönsten, geliebtesten Sohn. Und mit dieser nie vernarbenden Wunde empfingen sie die Weihe des Schmerzes, des „Einheimischseins in zwei Welten".

Einige Zeilen aus L'Ariccia, wohin sich Caroline mit den Kindern begeben hatte, um der Sommerhitze zu entgehn, sind die einleitenden Akkorde einer großen Sinfonie des Schmerzes, die für das Elternpaar anhebt und von nun an alle Briefe durchklingt.

1803 ## 51. Caroline an Humboldt

[L'Ariccia], 14. August 1803

Wir haben Wilhelm kränker gefunden, als wir es erwarten konnten, und es wäre unmöglich, ihn heut oder morgen zu transportieren, lieber Humboldt. Also bleiben wir, und Kohlrausch wird mich nicht verlassen, bis er außer Gefahr ist. Auch Theodor haben wir krank gefunden, doch läßt sich bis jetzt nicht

*) Siehe „Römisches Leben", von Fr. Brun und „Gabriele v. Bülow".

urteilen, ob ſein Fieber einen andern Charakter nehmen wird, da er 1803
mehr wie Wilhelm zu ſchwitzen ſcheint, ſo meint es Kohlrauſch. Wilhelm hat ein ſehr heftiges Fieber mit einem ſtarken Naſenbluten begleitet, und er iſt nicht vollkommen bei ſich. Er trägt ein großes Verlangen nach Dir und ſpricht in einem fort mit Dir. Ich glaube, er würde eine große Freude haben Dich zu ſehen, und in einzelnen Momenten würde er Dich doch kennen.

Adelheid und Caroline, der Himmel ſtehe ihnen bei! Aber ich kann jetzt nicht kommen. Laß doch lieber die Wartfrau, die Carolinen in den Maſern gewartet hat, kommen und bei den Mädchen bleiben.

Gabriele iſt in ein Zimmer in L'Ariccia gezogen, denn Kohlrauſch meinte, beides ſei gefährlich, ſie heim zu ſchicken und im Hauſe zu behalten.

Schicke durch einen Expreſſen morgen früh, falls Du nicht ſelber kommſt, zwei Dutzend Zitronen, etwas Florentiner Wein, und wenn Dir ſelbſt etwas zum Lebensunterhalt einfiele.

Schicke mir alle Überzüge, die Du oder Mariuccia im großen Schrank finden kannſt, und auch ſechs Hemden von Wilhelm. Du findeſt ſie in einem der oberen Fächer.

Adieu. Ich ſage Dir weiter nichts, denn daß ich alles tue, weißt Du.

Zwei Briefe Frau v. Humboldts an ihren Vater verſetzen uns in die Schmerzenszeit, die für die bisher ſo glückliche Familie angebrochen iſt.

52. Rom, 2. September 1803

Teuerſter und innigſt geliebteſter Vater! Nie iſt mir ein Brief ſchwerer geworden als dieſer. Meine Hand zittert, indem ich die Feder nehme und den ewigen Schmerz, den ich mit mir herumtrage, auch in Ihre Seele legen muß. Am 15. Auguſt 1¾ Uhr nachts entriß mir der Tod meinen geliebten älteſten Sohn Wilhelm,

1803 und ſeitdem iſt mein Leben ein Gewebe voller Leiden, denn tags vorher, den 14., legte ſich mein zweiter Sohn Theodor, und erſt ſeit vorgeſtern ſchöpfen wir Hoffnung zu ſeiner Geneſung. Ich bin Ihnen, geliebteſter Vater, eine umſtändliche Erzählung des unerwarteten Todesfalls ſchuldig, und ich will ſuchen, ob ich die Kräfte habe, ſie Ihnen zu machen.

Wir leben ſeit dem Juli auf dem Lande in L'Ariccia, drei Stunden von Rom in einer himmliſchen Gegend, und in dem Ort, der vor allen, die man zum Sommeraufenthalt wählt, für den geſundeſten gehalten wird. Wilhelm hatte einen Anfall von ſchlimmem Hals mit einem kleinen Fieber zwei Tage lang gehabt, deshalb ich ihn größerer Aufſicht wegen nebſt Adel mit mir nach Rom nahm, wohin ich den 5. Auguſt ging, um den Kaſten auszupacken, den wir vor einem Jahr mit Wäſche und Büchern von Tegel abſendeten und deſſen Sie ſich vielleicht noch erinnern. Dieſer Kaſten kam eben erſt an. Der Prinz von Mecklenburg,*) der eine halbe Stunde von L'Ariccia in Albano wohnt, kam den 7. Auguſt zu Mittag in die Stadt, bei mir zu eſſen, und brachte mir Caroline und Theodor mit. Er unterrichtete uns von einem ſehr ſonderbaren Evenement, was ſich in unſerem Hauſe begeben hatte. Der deutſche Bediente, den wir mit aus Berlin genommen hatten, hatte Freitags nach unſerer Abreiſe einen Spazierritt gemacht und war mittags in der brennendſten Hitze nach Haus gekommen, hatte über Kopfweh geklagt und den Kindern und dem Hofmeiſter nicht bei Tiſch aufgewartet.

(Folgt die Erzählung der Erkrankung des Dieners, der ſeinen Kopfſchmerz durch große Doſen Opium zu betäuben geſucht hatte und trotz ärztlicher Hilfe nach achtſtündigen fürchterlichen inneren Krämpfen am 7. Auguſt früh verſtarb.)

Wir ließen, nachdem wir dieſes Evenement erfahren, noch ſelbigen Tags die kleine Gabriele mit ihrer Wärterin kommen, weil das Haus klein war und wir ſie in der großen Hitze nicht der Gefahr ausſetzen

*) Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, geb. 1779, Bruder der Königin Luiſe.

wollten, in der Nähe eines toten Körpers zu ſein. Emilie und den 1803
Hofmeiſter ließen wir draußen. Da ich indeſſen nicht vollkommen wohl war, es hier in Rom ſehr konfus zuging, da ich alle Kinder und nur einen Teil unſerer Mobilien hier hatte, wie Betten, Küchengerät uſw., ſo entſchloſſen wir uns, die Kinder den 10. abends mit einem unſrer treueſten und ergebenſten Bekannten, einem Schweizer namens Keller, wieder nach L'Ariccia zu ſchicken.

Der Bediente war in der Nacht vom 8. auf den 9. hierher auf den Kirchhof der Proteſtanten gefahren und beerdigt worden, und durch die Umſtände ſeines Todes konnte man wohl nicht an die Möglichkeit einer bösartig vorwaltenden Krankheit in ihm glauben. Die beiden Knaben mit dem eben erwähnten Herrn Keller und Gabriele gingen alſo Mittwoch abends zurück und ſprachen im Durchfahren bei dem Prinzen in Albano vor, der mir tags darauf ſchrieb, er habe die Kinder nie ſo ſchön und blühend geſehen, doch habe Wilhelm über Kopfweh geklagt. Donnerstag, den 11., hatte er ſich nach der Ausſage aller Menſchen ganz wohl gefühlt, und abends in der Kühle war er mit ſeinem Bruder Theodor, dem Hofmeiſter und Herrn Keller nach dem See von Nemi geritten. Dieſer Spazierritt hatte etwa 2½ Stunden gedauert, und die Knaben waren froh und geſund zu Bett gegangen. Freitag, den 12., hatte Wilhelm über Kopfweh geklagt, nicht frühſtücken wollen und ſich auf Emiliens Bitten in ſein Bett gelegt. Der Hofmeiſter hatte den Arzt aus Albano rufen laſſen; dieſer war der Meinung geweſen, es ſei ein kaltes Fieber, und hatte ihm ſogleich ein Dekokt von China gegeben. Mittags Sonnabend bekam ich durch einen ſich hier aufhaltenden Fremden von unſrer Bekanntſchaft einen Brief vom Hofmeiſter und von Keller mit der Erzählung der Unpäßlichkeit Wilhelms und den wiederholteſten Verſicherungen, daß das Fieber ganz unbedeutend ſei. Ich bat einen jungen, außerordentlich geſchickten deutſchen Arzt, der ſich hier als Reiſender aufhält, mich Sonntag mit dem frühſten

1803 nach L'Ariccia zu begleiten, und meine Meinung war, Wilhelm und vielleicht auch Theodor mit mir wieder hereinzunehmen, damit er die Pflege des Arztes haben könne. Humboldt, der acht Tage lang einen sehr entzündeten Hals und Fieber gehabt hatte, blieb in Rom. In Albano stieg ich einen Augenblick beim Prinzen ab und hörte, Wilhelm habe den Sonnabend wieder einen Fieberanfall gehabt, sei aber abends munter gewesen.*) So kam ich in L'Ariccia an, in das Zimmer meines Wilhelm, der, als er den Wagen gehört und Emilie ihm gesagt hatte, die Mutter kommt, vor Freuden aus dem Bett gesprungen war. Er war in einer sonderbar heftigen Wallung, die wir in den ersten Momenten für Wirkung der Freude hielten, allein nach einer Viertelstunde deklarierte mir der Arzt, daß sein Fieber so heftig sei, daß er zweifle, daß er zu transportieren sei. Wir bemerkten, daß er delirierte, doch hatte er sehr helle Augenblicke; mich und den Arzt kannte er immer, und alle seine Phantasien waren kindlich und heiter. Er fing an, aus der Nase zu bluten, und Emilie, die nebst Keller des Nachts bei ihm gewacht hatte, sagte mir, daß er schon des Nachts einigemal geblutet habe.

Ableitende Bäder (nach wenigen Minuten war das Wasser, in dem er badete, rot von seinem Blut), kühlende Medizin, alles wurde angewandt, das Bluten nahm zu, der Puls wurde immer schneller und kleiner, das Herzklopfen war ängstlich. Er verlangte unaufhörlich nach dem Vater. Ich schickte meinen Wagen zurück und bat Humboldt, mit dem frühsten zu kommen. Der Arzt hielt ihn für gefährlich, gab ihn aber noch nicht auf. Seit drei Uhr nachmittags war es uns geglückt, das Blut zu stillen, es schien, als wenn die

*) a. a. O. „Der Kammerherr erzählte ihnen, daß beide Knaben mit Keller den Tag vorher beim Prinzen gewesen, und ihm wäre es vorgekommen, als hätte er Wilhelm nie so schön gesehen; sein lockiges Haupt sei wie von einer Glorie des Lichts umflossen gewesen. Auch der Prinz wäre ganz davon ergriffen worden. Am Nachmittag hätten sie gehört, daß er krank geworden, aber nicht bedeutend."

Natur ihm Schweiß und Schlaf ſchenkte, er wurde ruhiger und hatte 1803
nur einzelne Nervenbewegungen, die ſehr ängſtlich anzuſehen waren. Er war blaß, aber ſeine Augen glühten vom ſchönſten Feuer, ſeine Stimme war rein und ſtark wie in den Tagen ſeiner Geſundheit. In dieſem Zuſtand kam abends 7 Uhr heran. Da verlor er wieder eine große Menge Blut. Er lehnte ſeinen Kopf an meinen, und die Kälte des Todes breitete ſich über ihn aus. Wir trugen ihn auf ein Bett ins Nebenzimmer, die belebendſten Mittel, mit denen er gerieben, gewaſchen wurde, das Reiben und Bürſten über den ganzen Leib brachten ihn nicht allein wieder zu ſich, ſondern es fand ſich nach und nach eine durchaus egale Wärme wieder ein. Er öffnete die Augen, er ſprach mit uns, er verlangte nach ſeinem Vater und mir. Obgleich ſehr blaß und blutlos, war er nie ſo entzückend ſchön geweſen. Sein Geſicht leuchtete wie von einem himmliſchen Glanz belebt. Mit einem Wort, wir fingen an wieder Mut zu ſchöpfen. Der Arzt verſicherte mir ſein Leben, wenn er fünf Uhr morgens erlebte. Der Prinz, der dageweſen, hatte Humboldt auf meine Bitte einen reitenden Boten geſchickt. So ſaßen wir um ſein Bett, horchend auf jeden Atemzug, der Arzt, Keller und ich. Um ein Uhr verwandelte ſich ſein Puls und wurde kleiner, die Wärme ſeines Körpers ſchwand mehr und mehr von Sekunde zu Sekunde, er lag in einem tiefen Schlummer, aus dem er mit einigen Nervenzuckungen erwachte. Er phantaſierte, ſprach von dem Bedienten, der ſich vergiftet habe, rief ſeinen Bruder: „Theodor, komm, wir wollen uns vor Friedrich retten“, und ein andermal: „Komm mit mir, Theodor, komm zur Pyramide“ (die Pyramide des Cajus Ceſtius, um welche herum die Proteſtanten begraben werden).

Dann wurde er wieder ruhig, und wie er wieder die Augen öffnete, ſah er mich mit unbeſchreiblich heiteren Blicken an. Den Arzt faßte er ans Kinn und zog ihn zu ſich, küßte ihn und flüſterte: „Kohlri, Kohlri, hilf mir doch! Liebe Mutter, Vater, Vater, Vater“,

1803 rief er aus und bekam einige Zuckungen in den Armen und Beinen, er fing an zu röcheln, ſein Kopf ſank tiefer an meine Bruſt, und nach drei oder vier Sekunden war er tot. —

Wenige Minuten darauf kam Humboldt an. . . .

Ich ſage nichts von unſerm Zuſtand, unſerm Schmerz, Sie ſind ja Vater und haben auch einen hoffnungsvollen Sohn verloren. Aber die Schmerzen der mütterlichen Bruſt ſind die tiefſten des menſchlichen Lebens, und Sie wiſſen, ob ich für etwas anderes als für meine Kinder gelebt habe. Nun iſt mir der ſchönſte, der zärtlichſte, der ſtärkſte und blühendſte entriſſen. Sein Körper war die Bewunderung aller, die ihn ſahen, ſeit einem Jahr war er ſo gewachſen, daß er nur noch ein wenig kleiner war als ich, und in demſelben Verhältnis war er ſtark. Nun führt man dies außerordentlich ſchnelle Wachſen als einen mitwirkenden Grund ſeines ſchnellen Todes an. Mein armer lieber Humboldt fand ihn nicht, und auch daß der Knabe nicht mehr die Freude gehabt hat, ſeinen Vater zu ſehen, und der Vater ſein Kind, iſt vermehrte Bitterkeit in dem Kelch dieſer Leiden. Wilhelm war ſein liebſtes Kind; ſeitdem wir hier ſind, war er der einzige, der ausnehmend um ihn war, und beſonders ſeit Riemer*) uns verlaſſen hat, gab Humboldt trotz ſeiner vielfachen Geſchäfte dem Kleinen noch den Unterricht, den ſein Hofmeiſter, welchen wir nur ad interim genommen hatten, ihm nicht geben konnte. Humboldts Schmerz iſt der Schmerz eines Mannes, der ſein Schickſal trägt, aber der ſeinige und der meine ſind fürs Leben. In der Nacht vom 17. zum 18. iſt er bei der Pyramide an einer einſamen Stelle unter Bäumen begraben worden. Die beiden Herren, die den Prinzen begleiteten, haben ihn hingebracht, und Keller arbeitet nun an einem kleinen Denkmal, das ihm Humboldt ſetzen läßt.

*) Riemer, Philologe, Schüler Wolfs in Halle, war als Hauslehrer mit Humboldts nach Rom gegangen, blieb aber dort nur kurze Zeit, wurde ſpäter Bibliothekar in Weimar.

Die Geſchichte unſrer Leiden iſt noch nicht aus. Am Tage, wo 1803
ich mit dem Arzt nach L'Ariccia kam, hatte ſich Theodor eine Stunde vor meiner Ankunft gelegt, und er brachte den 14. Auguſt in einem totenähnlichen Sopor und heftigem Fieber zu. Den 15. Auguſt, an Wilhelms Todestag, war er leidlicher, und wir entſchloſſen uns ſchnell, ihn nachmittags nach der Stadt zu bringen. Er lag in einem zugemachten Wagen in einem Bett und kam ſolchergeſtalt mit Emilien und dem Arzt nach dreiſtündigem Fahren in Rom an, wo ich eine halbe Stunde früher angekommen war. Die Natur der Krankheit decidierte ſich ſchnell, es war ein hitziges Nervenfieber, das nicht einen Augenblick ausſetzte. Bis zum zwölften Tage lebten wir alle in Hoffnung, allein den dreizehnten verſchlimmerte er ſich auf die fürchterlichſte Weiſe, und den 13., 14., 15., 16. und 17. ſahen wir ſeinem Ende entgegen. Das Fieber ſtieg bis zu 132 Pulsſchlägen, und von der tödlichen Ermattung, die darauf folgte, können Sie ſich keinen Begriff machen. Sein Anblick war der eines Toten. Heute iſt der 21. Tag, und wir leben mit der Hoffnung ſeines Lebens wieder auf.

Nun ein Wort von dem Arzt, damit, wenn Sie ihn je in Deutſchland ſehen ſollten, auch Sie ihm den innigſten Dank ſagen können. Er iſt ein Hannoveraner und heißt Kohlrauſch und hat trotz ſeiner Jugend — er iſt 25 oder 26 Jahre alt — eine ungemeine Erfahrung, weil er als Arzt und Chirurgus mehrere Jahre bei der Armee war und daher die wichtigſten Fälle geſehen und behandelt hat.*)

*) Kohlrauſch erklärte, Theodor habe einen nervöſen Typhus, wie er ihn nur auf dem Marſche bei todmaroden Soldaten geſehen. Derſelbe Bericht erzählt uns weiter: „19 Tage lag Theodor in ſeinem Totenſchlaf, die Haut war wie Leder anzufühlen, er roch wie eine Leiche. Der hinzugezogene römiſche Arzt und andere Italiener zogen wieder und wieder die Mutter von ſeinem Bette fort, indem ſie ihr ſagten, ſie müſſe ſich faſſen, er wäre ja tot, Gott habe ihr zwei Söhne genommen. Sie aber verließ ihn nicht, und Kohlrauſch nur ſpürte noch Leben in dem ſchwachen Puls, den er beſtändig mit der Uhr in der Hand beobachtete."

1803 Zu dieſer ſo ſeltenen frühen Erfahrung fügte er das emſigſte Studium in Göttingen und in Wien hinzu, und ſein perſönlich einnehmendes Betragen hat ihn zum Schüler und Freund der größten Ärzte gemacht, die jetzt exiſtieren. Er iſt aus einer angeſehenen, wohlhabenden Familie, und ſein ganzes Benehmen trägt die Spur einer ſorgfältigen Erziehung. Er kam als Fremder hierher, wurde uns empfohlen und ging gern mit uns um und wir mit ihm. Humboldt brauchte ihn zuerſt bei einem ſehr ſchlimmen Halſe als Arzt, und dann führte ich ihn nach L'Ariccia. Ach! obgleich ſeine Bemühungen nichts fruchteten, ſo hat er mir doch durch das, was er tat, durch ſeine Beſonnenheit, ſeine Geiſtesgegenwart, den einzigen Troſt gegeben, den ich bei dieſem Verluſte empfinden kann, den, daß keine Kunſt ihn mehr retten konnte. Und als Menſch iſt er mir unausſprechlich teuer geworden. Seiner Sorgfalt, ſeiner Beſonnenheit danke ich Theodors Leben, denn in den fürchterlichen Tagen ſeiner Krankheit, wo ſein Leben nur noch ein ſchwaches Ringen mit dem Tode war, kam es auf die unausgeſetzte Geiſtesgegenwart an, und die Minuten wurden entſcheidend. O Gott! was haben wir gelitten! Auch Caroline legte ſich während Theodors Krankheit und hat jetzt noch ein Quartanfieber. In den allerſchlimmſten Tagen brach bei Adelheid ein Fieber aus, ein ſo heftiges, daß ſie zwei Tage lang den Kopf nicht heben konnte, ohne von einem ängſtlichen Zittern ergriffen zu werden. Wenn Sie zu dieſer Situation meiner Familie nun noch hinzunehmen, daß Emilie und das italieniſche Mädchen, die Gabriele wartet, vor 14 Tagen an einem und demſelben Tage krank wurden, daß ich mich ihrer noch nicht wieder, weder im Hauſe noch in der Küche, bedienen kann, daß ich Gabriele entweder ſelbſt tragen oder ſie einer fremden Perſon überlaſſen muß, daß auch dieſe ſehr empfindlich iſt, daß ſie von Natur ſo ſchwach und im ſtärkſten Zahnen begriffen iſt, ſo werden Sie ſich zwar ein Bild meiner Lage machen, aber auch eingeſtehen

müſſen, daß ein härteres Schickſal ſelten jemand betroffen hat. Eine 1803
große Wohltat des Himmels iſt es, die ich auch mit gerührtem Herzen erkenne, daß in dieſer ſchrecklichen Situation meine Geiſtesgegenwart mich nie verlaſſen und meine Geſundheit allen Fatigen ſo vieler durchwachten Nächte und den traurigſten Tagen widerſtanden hat. Auch Humboldt, der Ihnen künftigen Poſttag ſchreiben wird, iſt wohl und empfiehlt ſich der Fortdauer Ihrer Gewogenheit.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen erſt heute den Tod unſeres Wilhelm melde. Allein ſolange der Ausgang mit Theodor ungewiß war, vermochte ich es nicht. . . .

Theodor, an deſſen Bett ich geſchrieben habe, ſagt, ich ſoll den Großvater und Dunker*) grüßen. Noch weiß er nicht, daß ſein Bruder tot iſt, täglich fragt er nach ihm. . . .

53. Rom, 14. September 1803

Wir haben es nicht gewagt, geliebteſter Vater, Ihnen die beiden vorigen Poſttage zu ſchreiben und die Qualen unſeres Herzens Ihnen mitzuteilen. Theodor lebt, aber ſeitdem ich Ihnen zuletzt ſchrieb, hatte er zwei tödliche Rezidive, beſonders war der letzte ſo, daß der Arzt alle Hoffnung der Rettung aufgab. Sie können und Sie werden ſich unſeren und auch ſeinen Zuſtand denken, da dieſer teuere Menſch nun ſechs Wochen für nichts als Theodors Leben lebt, an das er wohl fühlt, daß das meine gekettet iſt. O Gott! dieſe Zeit der Prüfung iſt ſehr ſchwer. Theodor liegt ſteif und feſt im Bett, allein das Fieber, von dem wir nebenbei noch fürchten mußten, daß es hektiſch werden würde, hat ihn endlich verlaſſen, und obgleich er blaß und mager bis zur Unkenntlichkeit geworden iſt, haben ſeine Augen wieder Feuer und ſeine Züge wieder

*) Sekretär des Kammerpräſidenten v. Dacheröden.

[illegible] der hoffend.
[illegible] überwunden,
[illegible] ungefähr noch
[illegible] kann ich eigent-
[illegible] fühlen, teuerster Vater,
[illegible] haben, ein Verlust fürs
[illegible] und die Lust und

[illegible] Mitgefühl ein Trost
[illegible] reichem Maße hier
[illegible] gebeugtes Herz
[illegible] dafür Humboldt
[illegible] bewegt. Wilhelm
[illegible] am meisten
[illegible] vielleicht nur durch
[illegible] schreckliche Gefahr,
[illegible] Theodor außer
[illegible] Ermattung meiner

[illegible] von Ihrem
[illegible] und bin ewig
Ihr [illegible] Tochter
Caroline [illegible]

[illegible] dessen Fieberanfälle
[illegible] Wiederherstellung nur
[illegible] März 1804 brach die
[illegible] und Kohlrausch nach
[illegible] Briefwechsel an, der
Zeitraum von 11 Monaten erstreckt.

CA[illegible]INE VON HUMBOLDT MIT IHREM SOHN THEODOR

[illegible] Dezember 1805 in Rom v. d. Gottfried Schadow gemalt, und [illegible]

54. Humboldt an Caroline

[Rom], 7. März 1804 1804

Es ist eine Totenstille im Hause, liebe, gute Li, seit Du mit Kohlrausch und den Kleinen weg bist. Die Adel ist sehr lieb und ein großer Trost. Sie ist seitdem nicht von meiner Seite gekommen und spielt so still und doch so heiter für sich fort, daß es eine Freude ist. Sie singt dabei ewig italienische Lieder, und die Puppen sind mit Hilfe der Hofdame schon alle in die seidenen Lappen gekleidet, die Du ihr gelassen hast. Wenn man fragt, wo Du bist, sagt sie: „in Paris", und wann Du wiederkommst: „morgen". Oft strampft sie auch mit dem Fuß und schreit: „Warum auch Mutter immer weggehn". Und ich kriege, wie Du denken kannst, die schönsten Namen, Hübscher, Alter, mein Vater. Kurz, sie ist unaussprechlich lieb. Die kleine Gabriele ist wohl, und noch ist Ruhe im Hause. Aber ich habe auch am Anfang sehr starke Anreden an alle Parteien gehalten und Liebe und Furcht aufs prächtigste gemischt. Aber Mariuccia kann ich gar nicht los werden. Sie scheint ein wahres Penelope-Gewebe vorzuhaben, denn sie versichert alle Abend, es sei noch nicht fertig. Ich habe mich sehr weislich auf nichts Bestimmtes eingelassen, damit sie mich nicht überführt, aber angedeutet, heute müßte es nun zu Ende kommen. Nun will ich sehen.

Wie mag es Dir gehn, armes Kind? Ich habe recht oft vorgestern und gestern zum Fenster hinausgesehen, nach dem Monte Mario hin, und an Dich gedacht. Gestern war des armen Theodor Fiebertag. Ich bin recht ungeduldig, zu wissen, wie ihm das Fahren bekommen ist. Mit Kohlrausch bin ich zwar ruhiger, indes weißt Du, daß die Besorgnisse immer wachsen, wenn man so lange auf Nachricht warten muß. Ich hoffe, Du hast mir von Perugia aus geschrieben, da kann ich vielleicht schon Sonnabend einen Brief haben. Heute kommst Du nach Terni. Es ist hier ein himmlischer Tag. Gestern war es desto schlechter.

1804 Der Dienstag war sehr dürftig. Bloß Zoëga*) und Thorwaldsen. Moltke**) ist nicht recht wohl. . . . Aber einsam fühle ich mich sehr. Glaube ja nicht, liebe, gute Li, daß ich auch von mancher Seite, an Ruhe und mehr Muße Ersatz habe. Zum Arbeiten ist vor allem Stimmung nötig, und die kommt so schön im freundlichen Miteinanderleben.

Adieu, innigst geliebte Seele. Grüße und küsse tausendmal die Li und Theodor. Von ganzem, innigem Herzen Dein H.

55. Caroline an Humboldt

Florenz, 11. März 1804

Ich bin heut um halb fünf Uhr hier angekommen, liebster Wilhelm, und nachdem ich gegessen hatte, schickte ich zu Schellersheim***), um mich bei ihm anzumelden, zu gleicher Zeit aber trat er ins Zimmer und brachte mir Deinen Brief. Wie unaussprechlich habe ich mich gefreut, die Züge Deiner lieben Hand zu sehen — mit Tränen der Rührung habe ich Deinen Brief gelesen. Ach, wenn Du Dich allein fühlst, so schwöre ich Dir, fehlst Du uns nicht minder; ich sage uns, denn Kohlrausch ist Dir so treu und herzlich attachiert, als hätte er Jahre mit Dir gelebt, und die Kinder sprechen unaufhörlich von Dir. Theodor hat Dienstag, Donnerstag und Sonnabend sein Fieber gehabt, doch war es Sonnabend, als gestern, weit schwächer und dauerte kürzere Zeit. Donnerstag erschreckte er mich sehr, denn bis daß die Hitze kam, lag er, einem Toten weit ähnlicher als einem Lebendigen, auf Kohlrauschs Schoß; Gesichtsfarbe, verzogene Züge, Unbeweglichkeit der Muskeln waren äußerst

*) Berühmter Altertumforscher und Koptologe, seit 1798 dänischer Generalkonsul im Kirchenstaat. — **) Vermutlich der frühere dänische Finanzminister, der sich mit Gattin vorübergehend in Rom aufhielt. — ***) Preußischer Geheimrat, der seit 1793 in Florenz lebte.

ſchreckhaft. Wir wollen ſehen, wie es morgen geht; geſtern hat ihm 1804
Kohlrauſch eine äußerſt ſtarke Doſe Opium mit China eine halbe Stunde vor dem vollen Eintritt des Fiebers gegeben. Caroline iſt ſehr wohl, und ihr ſoll die Reiſe, phyſiſch und moraliſch genommen, denk ich, ſehr wohl tun. Ich befinde mich wohl und bin gar nicht fatigiert von der Reiſe, die täglichen Stationen waren dazu auch gar zu klein. Kohlrauſch iſt außerordentlich lieb und zuvorkommend und von einer unerſchöpflichen Heiterkeit — ich meine nicht Luſtigkeit, denn wirklich hätte ich mich der letzteren in dieſen Tagen auch nicht erfreuen können. Der Abſchied von Dir und den Kleinen hat mich aufs tiefſte bewegt. Ohne die guten Folgen, die ich für Theodor erwarte, wäre ich glaube ich nicht imſtande, weiter zu reiſen. Es iſt mir die innigſte Freude, daß Adelheid Dir ein Troſt iſt. Das kleine Ding wird ſich unausſprechlich an Dich anhängen, denn es hat das tiefe Vermögen der Liebe in ſich. Ich glaube nicht, Adel mit zu günſtigen Augen anzuſehen, wenn ich ſage, daß es eine der lieblichſten Naturen iſt, die in dem Mädchen wohnt. Sie wird ſich uns zur Freude und zum ſchönſten Genuß hundertfach entwickeln.

Die ganze Reiſe iſt mir eine beſtändige, fortwährende Erinnerung an Wilhelm geweſen. Überall wo ich hinkam, erinnerte man ſich unſrer, frug nach dem ſchönen Wilhelm, und fremde Menſchen habe ich weinen geſehen, wenn ich ſagte, der ſei tot, und wenn ſie zugleich den blaſſen, in Kiſſen gehüllten Theodor tragen ſahen. Überall war ich in denſelben Stuben, wo ich mit ihm war, ſchlief zuweilen in denſelben Betten — und ſo wird es die ganze Reiſe ſein, ach, und mir macht das ſie lieber. Das iſt mein beſtändiger Kummer, daß die fortrückende Zeit, wenn ſie auch den Menſchen an Gedanken und Empfindungen und innerem Leben bereichert, ihn auch durch das Schwächen der Erinnerung ärmer macht, und daß man nie auf einen Punkt kommt, wo man ganz und durchaus Vergangenheit und Gegenwart und die hohe Ahndung der Zukunft

1804 in einem einzigen Gefühl zuſammenfaßt. Vielleicht iſt der Augenblick des Todes ein ſolcher.

Den 13. März

Ich bin geſtern nicht wieder zum Schreiben gekommen, beſter Bill, und habe indeſſen um Mittag durch Schellersheim wieder einen lieben Brief von Dir bekommen. In Perugia ſagte man uns, die Poſt ſei um eine Stunde fort, darum haſt Du keinen Brief von mir daher empfangen. Wir kamen erſt Donnerstag abend in Perugia an. Ach, es tut mir ſo leid, und ich fühle, wie Du Dich ſehnſt. Theodor hat geſtern den ganzen Tag im Bett gelegen, aber kein Fieber bekommen, um die Fieberſtunde bekam er Erbrechen. Wie froh will ich ſein, wenn es aufhört.

Wir waren ein paar Stunden auf der Galerie, wo ich viel Freude hatte, die zurückgekommenen Bilder*) und Statuen zu ſehen. Doch muß ich ſagen, daß von letzteren nur der Apollin und die beiden Fechter mich ſehr ergötzten. Schöne Bilder von Rafael ſind da, ein Porträt unter andern, wahrſcheinlich ſeiner Geliebten Fornarina**), ein lieblich ſchönes und ſtarkes Geſicht, ein prächtiger römiſcher Nacken, den Buſen verdeckt das Hemd. Im Saal der Niobe die zurückgekommene Tochter und der tote Sohn, ſehr ſchön, und am letzten eine treffliche Hand. Der Pfeil iſt mitten durch die Bruſt gegangen, und ein leiſes Ziehen in der verwundeten Seite deutet den ſchmerzlichen Tod an, der ganze übrige Körper iſt jugendlich blühend.

Nachher war ich bei der Taſſoni und Fabroni, die recht bitterlich über Wilhelm weinte und mir noch viel lieber geworden iſt. Ich aß zu Hauſe. Nachmittags war der Sekretär von Taſſoni eine lange Zeit bei mir und Schellersheim, und ich fuhr mit letzterem und Li eine Stunde in die Komödie, wo alles ſchlecht war außer den ſilbernen Flittern auf den Kleidern. Heute eſſen wir alle vier bei Schellersheim. Wir werden da unſern Akkord mit dem Vetturino machen,

*) Aus Paris. — **) Jetzt Sebaſtiano del Piombo zugeſchrieben.

und höchſtwahrſcheinlich fahren wir mit ihm für einige 90 Zecchinen*) 1804
bis Augsburg con il pranzo. Er hat uns ſehr honett behandelt und für uns geſorgt. In vierzehn Tagen will er uns bis Augsburg bringen, ich kapituliere noch auf zwölf. Von Verona aus ſchreib ich gewiß. Mariuccia macht wahrſcheinlich eine Arbeit, die ich meinte Vincenza hinlänglich beſorgen könnte, da ſie mit Muße gemacht werden konnte, neun Hemden für die kleine Gabriele, die ich noch zugeſchnitten hatte.

Ich werde nach Briefen poste restante in Verona, Bozen und Innsbruck fragen. In Augsburg muß ich wenigſtens einen Tag bleiben. Ach, ich möchte, ich wäre auf der Rückreiſe! Ich habe mir ausgedacht, Du könnteſt ja mich im Oktober hier in Florenz erwarten, bei Schellersheim mit der Adel wohnen, und wir reiſten in einem Wagen zurück.

Man ſchmeichelt ſich im höchſten Grade hier mit dem Frieden und fußt auf den nahen Tod des Königs von England.**)

Adieu, Geliebteſter. Tauſendmal umarme ich Dich.

56. Humboldt an Caroline

Rom, 16. März 1804

Ich habe geſtern, beſte Li, Deinen Brief bekommen, und ich kann nicht ſagen, wie glücklich er mich gemacht hat. Du haſt ſo gut, ſo liebevoll und ſo ausführlich geſchrieben, daß ich Dir nie genug dafür danken kann. Meine Sehnſucht, Dich und die Kleinen wieder zu ſehen, iſt zwar dadurch womöglich nur noch gewachſen, indes iſt dieſe Sehnſucht ſelbſt ſo ſüß. Wohl glaube ich, daß dieſe Rückreiſe Dir in hohem Grade ſchmerzlich ſein muß. Die beiden Knaben waren, als ſie mit uns kamen, ſo blühend und ſchön, und nun fehlte einer Dir ganz, und der andere war leidend. Liebe Li,

*) Etwa 850 Mark. — **) Georg III. hatte damals erneute Anfälle von Wahnſinn, lebte aber bis 1820.

1804 dieſen Verluſt werden wir nie verſchmerzen, ich fühle es mit jedem Tage tiefer, und ich kann es nicht leugnen, die Zeit macht den Schmerz nur noch herber, da ſie ihm nie ſeine Schärfe nehmen kann, und die mildernde ſüße Erinnerung ſchwächt, wie Du ſo wahr fühlſt. Die Menſchen haben darüber verdrehte Begriffe, und in keinem Punkt fühle ich mich ſo von allen, auch den beſten und weichſten ſonſt, verſchieden, als darin. Nur mit Dir kommt dieſe wie jede andre Empfindung ſo ganz überein, und wie wenig wir auch eigentlich über dieſen Verluſt geſprochen haben, ſo haben wir uns immer doch auch darin ſo innig verſtanden. Ich ſchöpfe jedoch für Theodor wieder viel Hoffnung, da in Florenz wirklich ſein Fieber ausgeblieben iſt. Schone nur Dich auch, liebes, ſüßes Kind. Ich fühle jetzt doppelt und dreifach, wie unentbehrlich Du uns allen biſt.

Die Garofalo iſt krank und hat ſchon zweimal zur Ader gelaſſen. Conſalvis Bruder iſt es auch, und gefährlich. Man hat gleich alle Adern geöffnet, und das Blut fließt wieder ungehindert, ſeit Kohlrauſch nicht mehr hier iſt. Die Leute werden, wenn Du wiederkommſt, ganz blaß ausſehen. Denn die römiſchen Ärzte fallen nun mit gedoppelter Wut über die armen Leute her.

Adieu, liebe gute Seele. Du glaubſt nicht, wie mir einſam iſt. Komme aber nur glücklich an, geh ja nach Paris, und wir ſehen uns geſund und wohl im Herbſt wieder. Lebe herzlich wohl. H.

57. Caroline an Humboldt

Modena, 16. März 1804

Tauſendmal danke ich Dir für Deine freundlichen Zeilen aus Rom vom 10., die ich heute vormittag in Bologna empfangen habe. Ach, liebſter Bill, wie unausſprechlich ſehne ich mich nach Dir und nach meinen kleinen Mädchen, beſonders nach meinem kleinen Adelnarren, und mit wahrer tiefer Bangigkeit

ſehe ich oft ſtundenlang, während die andern ſchlafen, dem Umrollen 1804
der Räder zu, und denke dabei, wie ein jedes mich von Euch entfernt. Auf Theodor ſcheint die Reiſe ſehr günſtig zu wirken; ich kann zwar noch nicht wie Kohlrauſch finden, daß er an Fettigkeit zunähme, aber an guter Farbe iſt es unſtreitig.

Der geſtrige Tag über die Apenninen war etwas fatigant, im übrigen bin ich wohl.

Meiſtens in alle dieſe Städte, wie Florenz, Bologna, Modena, ſind wir, Du und ich und Wilhelm, im kleinen Wagen allein vorauf hereingefahren. Du allein magſt begreifen, wie es mir iſt, überall ohne ihn und ohne Dich zu ſein und zu wiſſen, daß er nirgendmehr zu erreichen iſt. Ich kann nicht ſagen, daß ich an ihn denke, aber er iſt mit mir, ewig — ſeine Geſtalt, die Gedanken an ihn verlaſſen mich ſo wenig wie das Gefühl meines eigenen Seins. Ach, und wie iſt es Dir, mein teurer Wilhelm? Wenn Du ſtill und ernſt bei ſeinem ſtillen Grabe ſtehſt, ſo denke auch an mich.

Ich bin müde. Umarme meine kleinen Mädchen, vor allen meine holde Adel. Empfiehl mich auch Moltkes, dem alten Baron und Schick.*) Adieu, Geliebteſter.

Ich weiß nicht, welch Wetter Du in Rom haſt, aber wir genießen des heiterſten Himmels, doch iſt es nicht mehr das tiefe Blau über der ſpaniſchen Treppe — eine Nuance lichter.

*) Gottlieb Schick, junger Württemberger, der ſpäter die reizenden Familienporträts der Humboldts malte, ſtarb jung 1812.

1804 **58. Humboldt an Caroline** Rom, 24. März 1804

Übrigens bin ich jetzt sehr geplagt, liebe Li, und was das Schlimmste ist, ohne Geschäfte zu haben. Außer Sartoris sind auch noch Lusis gekommen, und das Präsentieren nimmt kein Ende. Ich verliere fast den ganzen Tag in dieser Woche mit diesem ewigen Herumfahren, und in der nächsten gehn die Osterfeierlichkeiten an. Ich darf also meine Ruhe erst nachher erwarten. Dann aber ist mir nicht bange, denn wenn Sartoris und Lusis auch noch bleiben sollten, so überlasse ich sie dann ihrem Schicksal.

X. sind, wie Du sie beschreibst. Ihr Herumlaufen ist ordentlich amüsant. Er setzt sich schon um acht Uhr, sie um zehn Uhr in Bewegung, und dann geht es wie ein Uhrwerk. Sie leiern den ganzen Vasi ab und können nicht satt werden, ihn zu loben. An den schönsten Sachen, der Sixtinischen Kapelle, der Galerie Barberini, finden sie gar nichts und können nichts loben als die Eleganz und Reinlichkeit in der Villa Borgheſe. Kurz, eigentliches Pack. Du bist sehr glücklich, nicht hier zu sein. Nach Ostern werden noch zwei Bälle sein, einer für die Königin von Sardinien bei der Cumberland, der Massimis die Villa Negroni eingeräumt haben, wo sie jetzt ihr Wesen treiben wird, und einer bei Khevenhüller*). Dann geht Khevenhüller, vermutlich auch um aller Seccatur los zu werden, aufs Land, und Ende Mai reist er nach Mailand. Für den Sommer bereitet sich also eine schöne Ruhe, die ich zu benutzen denke.

Für jetzt schicke ich Dir eine Pindarische Ode, die ich vergangene Woche gemacht habe. Ich mußte doch Moltke antworten, und Du wirst die Antwort in einem Sonett von der Ode finden. Ich weiß nicht, ob Du mit der Ode zufrieden sein wirst. Es ist eine der schönsten, und sie hat in sich selbst viel Sonderbares. Indes sind auch große Gegenstände in ihr und mehr und tieferes Feuer als vielleicht in irgend

*) Österreichischer Gesandter.

einer andern, und dann hätte ich gern die Pythiſche nach und nach 1804
vollendet. Darum wählte ich ſie. Ich werde ſehen, ob ich fortfahre. Indes fühle ich lebhaft den Unterſchied zwiſchen ehemals und jetzt. Es ſind nicht eben die Gefühle, welche die Stimmung weniger günſtig machen, nicht die gezwungenen Zerſtreuungen. Aber wie ich ehemals überſetzte in den erſten Jahren unſerer Heirat, in einem ſo ſtillen, ſo einſamen Zuſammenleben, noch durch wenig äußere Sorgen zerſtreut, und das reine Glück noch durch gar kein widriges Schickſal getrübt, auch ſo ewig nur mit denſelben einfachen Lauten der Alten lebend, war es leichter, ſich auf ihrer Höhe, in ihrer Welt zu erhalten. Jetzt könnte ich es vielleicht gar nicht mehr, wenn nicht die lebhafte, faſt vergegenwärtigende Erinnerung jener Zeit hinzukäme, die mir immer die liebſte meines Lebens bleiben wird, obgleich ich gewiß auch mit den folgenden zufrieden war und es mit der jetzigen bin. Auch iſt es mir ſehr klar, daß ich hier in Rom wieder ſehr in jene Stimmung zurückkehren würde, ich habe eine tiefere Sehnſucht nach meinen ehemaligen Beſchäftigungen, und ich überlaſſe mich ihr und habe viel Griechiſch in den letzten Wochen geleſen. Es iſt und bleibt einmal wahr, daß nichts im Leben gedeiht, wenn das Herz nicht eine gewiſſe innere Wärme und der Geiſt eine heimliche, einſame Tiefe behält, in der er ſich nur mit wenigen, ja mit ſich ſelbſt nur in ſeinen beſten Momenten verſteht. Es iſt das das innere, freiwillige Wirken der urſprünglichen Charakterkraft, die aus der ganzen Erfahrung des Lebens ſchöpft, aber ohne die auch die reichſte tot und alles Wiſſen leerer Buchſtabe iſt. Es iſt das einzige, wodurch der Menſch mit etwas Höherem zuſammenhängt und woran man die erkennt, mit denen es möglich iſt, auch nur ungefähr zu ſympathiſieren.

In Dir, mein liebes Gutes, iſt es wunderſtark und wunderlebendig, Jahre und Unglück ſelbſt haben es nicht geſchwächt, es iſt das heilige Feuer, womit Du das beſſere Leben in mir erhältſt, in

1804 den Kleinen entzündeſt. Darum ſtellte ich es mir ſo ſchrecklich vor, wenn ſie Dich je verlieren ſollten. Was Du ihnen biſt, würde vielleicht mancher gar nicht in ſeiner eigentlichen Kraft faſſen, Du ſelbſt kannſt es nicht oder nur halb fühlen, es iſt nicht das, was Du für ſie tuſt, nicht gerade das Gängeln, Beſſern, Erziehen, was Dir nicht einmal ſehr eigen iſt, aber es iſt, möchte ich ſagen, der Hauch, mit dem Du ſie umgibſt, und man würde bald ihr Verblühen ſehen, wenn Du ihnen lang fehlteſt. Verzeih, meine Liebe, wenn ich das noch ſtärker fühle wenn Du mir fehlſt, aber es iſt eben wie ein Element, in dem man lebt, ohne gewahr zu werden, was einem wohl tut. Allein ich fühle tief, daß es ſo iſt, und bitte Dich doppelt, Dich zu ſchonen. Ich weiß wohl, daß unſer Leben von jetzt an nicht mehr ſo glücklich ſein kann. Es iſt einmal in ſeinem Innern geſtört. Aber, Liebe, es kommt nicht eigentlich darauf an, glücklich zu leben, ſondern ſein Schickſal zu vollenden und alles Menſchliche auf ſeine Weiſe zu erſchöpfen. Das iſolierte Daſein, das man jetzt allein fühlt, kann nicht alles ſein und nicht ewig dauern. Wie unbegreiflich es auch ſei, ſo iſt der einzelne immer nur Ausfluß einer Kraft, von der er nur einen Teil empfindet, die er aber ausſpinnen muß und rein ausſpinnen, um die Wahrheit, das eigentliche Weſen wiederzugewinnen, in dem dann nicht wieder immer ein Kampf mit einer entgegengeſetzten, in dem eine volle ungeteilte Empfindung iſt, wo das Schickſal aufhört, ſich der Empfindung entgegenarbeitend zu zeigen, und Schmerz, Verluſt und Trennung ſich nun als Irrtümer auflöſen, als ſchwere Träume zerſtreuen. Es kommt nur darauf an, das innere Weſen feſtzuhalten, mit einer Art ſchonungsloſer Kühnheit ins Leben einzugreifen und es auszuleben. Denn das, was dem nachſtrebt in uns, iſt Wahrheit und reines Urweſen, und alles andre muß vergehn, weil man ihm gleich anfühlt, daß es vergänglicher Stoff iſt. Mehr als je, ich kann es nicht leugnen, habe ich eine Sehnſucht, im Alter nur das hervorzuſuchen, was eigentlich zum

Ziel führt. Der bloß verrinnenden, rein überflüssigen Bestrebungen 1804
gibt es so viele in allen Dingen. —

Ich wurde gestört, meine liebe Li. Umarme die Kinder und grüße Kohlrausch herzlich von mir. Ewig Dein H.

59. Caroline an Humboldt

Augsburg, 28. März 1804

Ich habe entsetzlich getrieben, um hierher zu kommen, meine innigstgeliebte Seele, und nun wir hier sind, habe ich keine Briefe von Dir gefunden und bin recht traurig und niedergeschlagen. Deine Zeilen, die ich bei dem Bankier in Bologna fand, sind das letzte Lebenszeichen, das wir von Dir hatten. In Verona, Bozen und Innsbruck frugen wir vergebens nach Briefen von Dir, poste restante, überall waren wir dem italienischen Kurier um etwas voraus, und so ist es auch hier. Ach, und wie unaussprechlich ich mich sehne, vermag ich Dir nicht zu sagen. Eine Tagereise hinter Verona wurde es so dämmericht, der Nebel zog um alle Spitzen der Berge so dick, daß er sie ganz verhüllte und sie sich mit den Wolken vermengten, und wie ich hinter mir sah, waren wir gerade auf einem Punkt, wo wir weit, weithin den Fluß der Etsch verfolgen konnten, und die Kette der Gebirge, und die Öffnung glänzte im lichtesten Abendrot; da umfing's mich so recht, wie Ihr Lieben da drüben wohnt in dem wärmeren Lande und unter dem schöneren Himmel. Ach, ich werde ja auch wiederkommen und bald, und für unser aller Gesundheit war, glaube ich, die Reise sehr gut. Theodor blüht recht wieder auf, seine Züge verlieren das ängstlich Gezogene, was mich so lange peinigte, seine Lebhaftigkeit ist grenzenlos. Ich selbst bin wohler, wie ich in Rom war, und daß mich das Fahren, das Stoßen der oft ziemlich schlechten Wege nicht mehr fatigiert,

1804 als es wirklich der Fall iſt, kommt, glaub ich, daher, daß mir die ganze Fahrt auch nicht einen Augenblick fatigue d'esprit macht. Ich habe mich noch nie auch nur einen Moment geängſtigt, daß der Wagen umfallen oder etwas daran brechen möchte, und dieſe Art von Ruhe kann man, glaube ich, nur mit einem Fuhrmann, mit einem fremden Wagen, und beſonders dadurch haben, daß man keine ganz kleinen Kinder bei ſich hat. Du weißt, daß ich immer ſehr aufgelegt unterwegens war, aber doch iſt mir dieſes Mal mein körperliches Aushalten mehr wie je aufgefallen. Genährt ſind wir ſehr gut worden, mit dem Anaſtaſio bis auf den letzten Augenblick zufrieden, es iſt ein honetter Menſch, und wenn er in Rom zu Dir kommt, ſo nimm ihn ja freundlich auf. Die Maultiere ſind indes etwas mager geworden und möchten die, die ſie nach Florenz zurückbringen, nicht in 12½ Tag wie uns hierherbringen. Geſtern mittag in einem Dorfwirtshaus ſind unſre letzten Proviſionen aus Italien, ein Stück Parmeſankäſe und eine geräucherte Bologneſer Wurſt, alle geworden, und das war ordentlich noch ein Abſchied.

Wir ſind dieſes Mal von Innsbruck aus den kürzeren Weg durch das Tirol gefahren, der aber bei weitem nicht ſo ſchön und pittoresk iſt wie der, den wir über Kaufbeuren vor 1½ Jahren machten.

Kohlrauſch iſt jetzt wieder vollkommen hergeſtellt und hat wieder Appetit und ſieht gut aus, es iſt ordentlich eine Art Wunder, wie er nach dem heftigen Fieber in Verona ſo ſchnell ſich erholt hat. Der Abſchied von ihm iſt nun das nächſte; den 5. oder 6., denke ich, treffen wir in Erfurt ein, und er muß und hat recht, zu eilen, um nach Hauſe zu kommen. Adieu, geliebteſter Wilhelm. Tauſend, tauſend Küſſe meiner geliebten Adelheid und Gabriellen. Empfiehl ja der Anna, daß ſie Adelheid nie und unter keinem Vorwande allein am offnen Fenſter ſtehen laſſe, oder in einem Zimmer, wo offene Fenſter ſind. Auch iſt mir eingefallen, daß Du wohl eine

kleine hölzerne Badewanne machen laſſen könnteſt, wo die kleinen 1804
Mädchen bis unter die Arme im Waſſer zu ſitzen kämen, um ſie in der großen Hitze des Julius und Auguſt lauwarm zu baden. Es würde weniger koſten, als das große Bad zu heizen. Mit den beiden Teekeſſeln kochend Waſſer und dem Fleiſchkeſſel machten die Mädchen in der Küche bei einem kleinen Feuer mehr Waſſer kochend, als ſie in dieſer warmen Jahreszeit zu einem Bade für die Kinder nötig hätten.

Adieu, Geliebter. Tauſendmal Adieu.

Caroline grüßt. Die Zeit war ihr zum Schreiben zu kurz. Sie lieſt eifrig im Homer und vergleicht den griechiſchen Text.

60. Caroline an Humboldt

Augsburg, 28. März 1804, abends

Teuerſter Humboldt! Durch den rückgehenden Vetturino ſchicke ich eine Schachtel mit Spielzeug für die kleinen Mädchen. Es ſind drei nackte Gliederpuppen darinnen, wovon Du eine zurücklegen mußt und die beiden andren kleiden laſſen. In den Schränken liegen noch allerlei Lappen, die dazu dienen können, und was für die Anna zu ſchwer zu machen ſein möchte, wird meine Schneiderin, Madame Boßi, mir zu Gefallen gewiß gern machen. Ferner ſind in der Schachtel zwei Handkörbchen für Adelheid und Gabriellen, ein Bauſpiel aus Häuſern und Bäumen, und eine Menage. Strümpfchen müſſen die Puppen auch bekommen, die Mädchen können ſie ja ſtricken. Vicenza hat Baumwolle. Ich hoffe, die Spielſachen werden beſonders der Adel viel Freude machen, und deshalb habe ich ſie mit wahrer kindiſcher Luſt gekauft. Die Adel muß mir aber auch die Freude machen und die Sachen nicht alle auf der Erde herumwerfen.

müſſen auch wir freilich weg, das fühle ich; allein die Zeit käme ja 1804
doch vielleicht, wo wir wieder hier zurückkehrten, denn unſerm letzten Gedanken würde dieſer Boden nie fremd ſein. Wilhelms Grab iſt jetzt mit der Säule und den Steinen umſetzt, und ich war neulich faſt den ganzen Morgen draußen. Ich habe viel an Dich gedacht, meine Innigliebe, und bin mit ſtiller und doch froher Wehmut zurückgegangen, da wo wir das letztemal fuhren, zwiſchen den beiden Hügeln des Aventins durch nach San Giovanni zu und der S. Maria Maggiore. Dem Kleinen iſt zwar mancher Genuß geraubt, aber es iſt auch etwas, ſo ein reines, unbeflecktes Andenken zu hinterlaſſen, ſo hinzugehn, daß ſich an die Erinnerung an ihn nur das Gefühl der reinſten, blühendſten Schönheit knüpfen kann. . . .

Reiſe glücklich, gute liebe Seele, und denke recht oft an mich, der Dich keinen Augenblick aus den Gedanken verliert.

Ewig Dein H.

62. Caroline an Humboldt

Erfurt, 7. April 1804

Beſter, teuerſter Humboldt. Geſtern bin ich endlich um fünf Uhr nachmittags hier angekommen und habe Papan außer ein paar verlorenen Zähnen mehr ganz unverändert wiedergefunden. Ach, aber keine Briefe von Dir, mein Innigſtgeliebter, keine neueren Nachrichten von Deinem und der kleinen Mädchen Ergehn. Der einzige Brief, den ich fand, war der Deinige vom 11. März an Papan. Morgen kommt die Nürnberger Poſt, pazienza, vielleicht bringt die, nach was ich ſo unausſprechlich verlange.

Den 28. habe ich Dir zuletzt aus Augsburg geſchrieben. Den 29. ſind wir mit einem Lohnkutſcher und deſſen Chaiſe, die leidlich war, abgereiſt und den 1. zu Mittag in Bamberg eingetroffen. Kohlrauſch hatte da einige Bekannte, bei denen er Nachmittag und

1804 Abend zubrachte. Den 2. fuhren wir in des Gaſtwirts Chaiſe, die ſehr hübſch war und die er uns für 16 Carolin*) verkaufen wollte, nach Koburg, wo wir abends ankamen und zwiſchen Lichtenfels und Koburg, anderthalb Stunden vor letzterem Ort, den furchtbarſten ſchlimmen Weg fanden, den ich beinah je geſehen habe. Gut, daß er kurz war. In Koburg ging die eigentliche Not wegen des weiteren Fortkommens an, denn kein Lohnkutſcher wollte den ſchrecklichen Weg über den Thüringer Wald fahren. Der Wagen aus Bamberg war zwar hübſch, hatte aber nicht die wahre Spur und zu niedrige Vorderräder. Wir gaben ihn alſo auf und kauften eine ſchlechtere Chaiſe in Koburg für 13 Carolin — in dieſe 13 Carolin war der Fuhrlohn von vier Pferden bis Judenbach einbedungen —, und von da fuhren wir weiter mit Poſt. Die Chaiſe hat ſich gut gehalten und kommt mir durch das weniger Poſtgeld eigentlich nur gegen den Fuhrlohnspreis, den man mir in Koburg machen wollte, auf ſieben Carolin. Dafür werde ich ſie immer wieder los. Mit dieſer eigenen Chaiſe kamen wir den 3. bis Gräfenthal und den 4. nachmittags nach Rudolſtadt. Der Weg war ſchlecht, ich hatte mir ihn aber doch eigentlich noch ſchlechter gedacht. Sobald wir gegeſſen hatten, ſchrieb ich der Frau v. Lengefeld und frug bei ihr an, wenn eher ich die Fürſtin**) ſehen könnte. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo kam aber die Fürſtin mit der Lengefeld ſelbſt zu Fuß ins Wirtshaus. Sie hatte ſich nicht gedulden können, bis ein Wagen angeſpannt worden, und ich fand ſie ganz die alte und aufs tiefſte gerührt, mich und die Kinder wiederzuſehen. Auch ich war es, und das Herz ging mir recht eigentlich bei ihr auf, und es tat mir ſo wohl, mit ihr über unſern Wilhelm weinen zu dürfen. Die Fürſtin nahm mich und Kohlrauſch mit aufs Schloß, und den ganzen folgenden Tag war ich mit den Kindern dort, die recht artig waren. Theodor war geſtern unpaß,

*) Ein Carolin etwa 21 Mark. — **) Fürſtin Caroline Luiſe, geborene Prinzeſſin von Heſſen-Homburg.

hatte eine kleine Fieberbewegung und hat dem guten Kohlrauſch, 1804
der ihn auf ſeinem Schoß und in ſeinem Mantel halten wollte, um ihn beſſer vor dem furchtbaren Winde zu ſchützen, der gerade geſtern wehte, in den ſehr üblen Wegen viel Mühe gemacht. Heute iſt er wieder wohl, und ich ſchmeichle mir, es ſoll ſo übergehn. Wenn man nur etwas auffinden könnte, ſeine grenzenloſe Lebhaftigkeit zu mildern, denn ſie iſt ordentlich furchtbar und droht ihn zu zerſtören.

Ich muß hier ſchließen, um die Poſt nicht zu verſäumen.

Adieu, Geliebteſter. Ewig Deine Caroline.

63. Caroline an Humboldt

[Erfurt], 11. April 1804

Welche innige Freude war es mir, mein geliebtes Leben, nach ſo langer Zeit endlich wieder Nachricht von Dir zu empfangen. Vorigen Sonntag abend, da ich beinah ſchon die Hoffnung dazu aufgegeben hatte, empfing ich in einem Pakete Deine beiden Briefe vom 14. und 16. v. Monats. Du haſt nicht geglaubt, daß ich ſo ſchnell reiſen würde, nicht wahr? Es iſt auch über meine eigene Erwartung gegangen. Nach 28 Tagen Fahren mit einem Vetturin bis auf wenige Meilen und ohne Ausnahme nie in die Nacht hinein und nie vor Tage ausgefahren, iſt auch alles, was man verlangen kann. Es iſt mir ein ordentlicher Troſt, zu denken, daß ich nicht ſo weit von Dir bin, daß ich im Notfall in zwanzig Tagen mit Poſt wieder bei Dir ſein könnte. Kohlrauſch iſt Montag ſehr früh in einer Poſtchaiſe mit drei Pferden — denn die Wege nach Heiligenſtadt hin ſollen über alle und jede Beſchreibung gehn — und bei dem fürchterlichſten Schneegeſtöber abgereiſt. Er war ſehr traurig und ich auch, und es war mir zu Mute, als wenn ich mich aufs neue von Euch in Rom trennte, denn ich konnte doch von ſo vielem mit ihm ſprechen, wovon ich nun mit niemand mehr reden

1804 kann. Die Kinder ſind ungemein lieb. Sie haben auch nun die notwendigen Stunden. Wenn es nur irgend möglich iſt, ſo konſultiere ich in Kohlrauſchs Abweſenheit keinen anderen Arzt. Kohlrauſch hat mich ſehr inſtruiert. Theodor huſtet weit weniger und hat weit weniger brennende Hände. Die Einförmigkeit des Lebens tut ihm auch gut und mildert ſeine Lebhaftigkeit, die durch den Wechſel der Gegenſtände auf der Reiſe ordentlich einen furchtbaren Grad erreicht hatte.

Caroline*) ſchreibt mir, ſie werde mit eheſtem auf einen Tag herüberkommen, um mich zu ſehen.

Mein geliebtes Leben, wie biſt Du mir, wie ſind die Kleinen mir immer gegenwärtig. Wenn es möglich wäre zu erſcheinen, ſo müßte meine Geſtalt ſich unter Euch in Rom zeigen, denn ewig ſucht Euch mein inneres Denken auf in den wohlbekannten Stuben, und von Stunde zu Stunde ahnde ich beinah, wo Ihr ſeid und was Ihr macht. Adelheids Briefchen und der kleine Krikelkrakel darauf hat mich tief gerührt. Ich meinte die kleinen Händchen zu ſehen, wie ſie ſo geſchäftig dabei geweſen ſind. Euer Sonnenſchein und heitrer Himmel freut mich auch — hier iſt eine ewige Nacht. Der Winter und der Schnee haben nach der Ausſage aller Menſchen erſt ſpät im Februar angefangen, und nun kommt das alles nach. Niemand hat das Gefühl der italieniſchen Natur ſo lebhaft davongetragen, als die Fürſtin von Rudolſtadt. Es wollte jemand etwas zum Lobe des deutſchen Himmels ſagen. „Ach," erwiderte ſie, „laſſen Sie es gut ſein, es wird ja hier nie Tag."

Ich ſchreibe Dir hier mit zwei Worten die Summe ab, ſo meine Reiſe bis hierher gekoſtet hat.

148 Francesconi — 103½ hab ich noch und habe ſie zu meiner Rückreiſe behalten.

68 Dukaten — 2 hab ich noch,

---

*) Caroline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld.

24½ Laubtaler, 1804
22 Carolinen,
40 röm. Scudi.

Ich meine, mit den 30 Scudi, die Du Anaſtaſio in Rom gegeben haſt, macht das alles zirka 700 Taler. Du wirſt es genauer berechnen können, da Du weißt, was das Gold Dich koſtet. Die Rechnung der Ausgabe im Detail habe ich und werde ſie mit zurückbringen, für jetzt weiß ich aber nicht, ob ſie trifft, denn Kohlrauſch iſt wenigſtens eben ſo ungeſchickt wie ich, die verſchiedenen Münzſorten auf einen Wert zurückzubringen. Die Koſtenrechnung von Rom bis Florenz habe ich Dir geſchickt. Hebe ſie doch auf, denn ich habe weiter keine Abſchrift davon, und es iſt doch kurios.

Adieu, Geliebteſter, Beſter. Tauſend Küſſe den Kleinen und Dir von Deiner Caroline.

64. Caroline an Humboldt

Erfurt, 18. April 1804

Du haſt mir einen unausſprechlich glücklichen Tag durch Deine Briefe gemacht, mein geliebtes Leben. Der vom 31. März iſt nur 15 Tage gegangen. Papa verſichert, daß das ohne Beiſpiel ſei, und auch mir iſt es äußerſt ſchnell vorgekommen. Meine Gedanken entfernen ſich gar nicht von Dir und den holden, kleinen Mädchen. Ich kann nicht eigentlich ſagen, daß ich an Euch denke, aber Ihr lebt mit mir und ſeid mir gegenwärtig wie die gegenwärtigen geliebten Kinder. Caroline iſt ſtill und lieb und beſchäftigt ſich mit Luſt. Theodor iſt ein wenig launiſcher, aber doch auch gut. Sein Witz, ſeine Lebhaftigkeit machen die Bewunderung aller Menſchen aus, die ihn ſehen, und er iſt zu klug, um das nicht zu merken und ſelbſt dadurch nicht zuweilen zu Unarten gereizt zu werden. Ich wünſche ſehr, daß der Mai ſo hinſchlendere,

1804 denn das Gehn aufs Land mit Papa iſt eine wahre Seccatur, indeſſen, tun kann ich eigentlich nichts dazu. Sonntag, den 15., aß ich mit Papa bei dem Gouverneur Graf Wartensleben. Es ſollte ein Diner à mon honneur et gloire ſein. Die alten, wohlbekannten Stuben, die alten Geſtalten, mit einigen neuen verbrämt, machten mir, ich kann es nicht leugnen, einen ſonderbaren Eindruck. Morgen gibt Papa dem Gouverneur ein Diner. Montag vormittag kam Caroline und Lolo*) aus Weimar herübergefahren, ganz allein, ohne Kinder. Caroline ſieht ſehr wohl und munter aus und iſt ordentlich jugendlicher und hübſcher geworden, Lolo aber ſchien ungemein angegriffen und hatte um die Augen ſo tief liegende Züge. Sie kommt auch im Julius nieder. Schiller hat ein Quartier in Jena genommen und geht mit ihr, den Kindern, Carolinen und der chère mère**) auf drei Monate hin, damit ſie von Stark***) recht gepflegt werde. Es iſt Schiller und Carolinen gewaltig bange, daß ſie wieder einen Anfall von Verrücktheit bekomme wie das vorige Mal, und ſie ſieht auch furchtbar aus. Wenn ganz unvorhergeſehene Zufälle mich hindern ſollten nach Paris zu kommen, ſo könnte es mich auch tentieren, nach Jena zu gehn. Papa hat meinen Plan vernommen, nach Paris zu gehn, doch merke ich recht gut, daß er es höchſt ungern ſieht und ſich auch noch immer ſchmeichelt, daß nichts daraus werden wird. Ich hoffe aber, alles ſoll ſich zum beſten löſen. Ob es nicht gut ſein möchte, mir einen Paß von Paris aus ſchicken zu laſſen? iſt mir eingefallen. Für Frauen macht man zwar weniger Umſtände wie für Männer, allein in meiner Situation muß ich auf alles denken, da mir das Warten übel bekommen könnte. Du biſt gewiß auch der Meinung, daß ich gut tue. Die letzten Unruhen in Paris haben das Reiſen wieder erſchwert. Wenn Papas Reiſe aufs Land ſich bis zum 20., 22. Mai

*) Caroline v. Wolzogen und Charlotte Schiller. — **) Frau v. Lengefeld. — ***) Der Arzt.

hinzieht, so dispensiere ich mich natürlich, ihn zu begleiten und gehe 1804
nach Weimar, wo ich bei Carolinen mit den Kindern wohnen kann. Auf einen Tag will ich ehestens hinüberfahren. Ich habe ein großes Verlangen, Schiller und Goethe zu sehen. Sie haben mich beide freundlich grüßen und mir sagen lassen, sie würden einmal zusammen herüberkommen, mich zu sehen, allein das tentiert mich wenig, denn Papa will sie dann doch bei sich haben. Schillers Wilhelm Tell ist schon gespielt, Lolo hat mir halb und halb versprochen, das Manuskript herüber zu schicken. Ich erwarte einen Brief von Ernst*) mit der Nachricht, ob er nach geendigtem Generalkapitel hierherkommen wird oder nicht. Ich möchte ersteres, weil es Papa hier aufhielte. Auch wegen der Lehrmeister, die die Kinder haben, wünsche ich hier zu bleiben. Ich habe mir auch mein Badewesen wieder eingerichtet, und Mittwoch und Sonnabend morgens um 10 Uhr kannst Du mich im Wasser denken. Du mußt Dich nun einmal in diese Amphibiennatur bei mir ergeben.

Deine Pindarische Ode freut mich ungemein, Du weißt, daß ich immer gewünscht habe, Du möchtest ihn nach und nach beendigen. Aber schmerzen könnte es mich beinahe, wenn meine Abwesenheit Deiner poetischen Stimmung günstiger als meine Nähe wäre. Doch laß Dich ja den kleinen Vorwurf nicht stören und fahre ja bald fort, wenn es Dir in Sinn und Gemüt kommt. Das Sonett an Moltke**) ist sehr lieblich, volltönend und gehaltvoll. In die Pindarische Ode muß man sich immer erst wieder hineinlesen, aber das kommt bald.

Ach, auch mir, meine Seele, glaube es nur, bleibt die Erinnerung der früheren, der ersteren Jahre unserer Verbindung ewig gegenwärtig und teuer. Ich könnte auch gleich wieder mit Dir in dieselbe einfache Situation, in dieselbe tiefe Einsamkeit zurückgehn,

*) Ernst v. Dacheröden, Carolinens Bruder. — **) Vgl. S. 132.

1804 und wer weiß, was geſchieht, wenn wir lang genug leben ſollten, um daß die Kinder etabliert und von uns getrennt wären. Du haſt es mir aus der tiefſten Seele geſchrieben, wenn Du in Deinem Briefe ſagſt, es komme nicht darauf an, glücklich zu leben, ſondern bloß darauf, alles Menſchliche zu erſchöpfen und ſein Schickſal zu vollenden. Geahndet habe ich es immer und es auch einmal, ich glaube in einem Brief an Burgsdorff, ausgeſprochen, aber tiefer und ganz, ganz hab ich es ſeit unſers Wilhelms Tod empfunden. Die Tiefe und Unendlichkeit des Lebens hat ſich ſeitdem vor mir aufgetan, und das Großmenſchliche erblüht, erſteht, wie ſoll ich ſagen, gewiß und einzig nur da, wo das Individuum ſich weder im Genuß des Glücks noch des Schmerzes ſchont.

Lebe wohl, mein geliebter, beſter Bill. Ach, hätte ich Dich doch einen Augenblick um mich und die lieben, kleinen Mädchen! Die Kinder grüßen. Theodor war furieus, daß Du ihm nicht geſchrieben hatteſt. Er hat ſich über eine Stunde wie wütend herumgewälzt und immer laut ſchluchzend geſchrien: „es iſt unrecht, es iſt unrecht“. Addio.

65. Humboldt an Caroline

Rom, 21. April 1804

Endlich, liebe, teure Li, habe ich einen Brief von Dir mit letzter Poſt, am 17., bekommen und weiß, daß Du in Augsburg geſund mit den guten Kindern angekommen warſt. Daß es in Deutſchland kalt iſt, glaube ich gern. Es iſt es ſogar noch hier. Wir haben einen ſchrecklichen Frühling. Immer Sturm! oft Regen. Doch ſcheint nur die Sonne, wie ſie doch jeden Tag faſt tut, einige Stunden, ſo iſt jetzt wieder der ſchöne Orangenduft da und die ganze Atmoſphäre ein Wohlgeruch.

Die Adelheid iſt ſehr wohl, liebe Li, aber ich muß Dir heut 1804
einen kleinen Unfall erzählen, den ſie vor einigen Wochen gehabt hat und den ich Dir verſchwiegen habe, weil er Dich in der Ferne hätte beunruhigen müſſen. Morgen vor fünf Wochen war ſie bei Moltkes einen Nachmittag ohne mich, in dem Saal, wo Bonſtetten*) wohnte, und lief mit Carl. Beide Kinder fielen, und die Adel erhielt, es iſt noch ein Rätſel wie, eine lange und ziemlich tiefe Wunde auf der Stirn, die gerade herunter nach dem rechten Augenbrauen zuging und im Augenbrauen endet. Du kannſt Dir den Schrecken der armen Moltke denken, ſie ſchickte gleich zu mir zu Khevenhüller, wo ich gerade Sartoris in der Konverſation präſentierte. Ich fuhr gleich zu Flaguni**) und mit ihm zu Moltkes. Dort war ſchon Lupi.***) Wie ſie verbunden war, fuhr ich mit ihr nach Hauſe und blieb zu Hauſe. Dadurch war die Sache ſo bekannt geworden, daß am andern Morgen halb Rom ſchickte und ſich nach dem Kinde erkundigen ließ. Ich machte ihr ihr Bett auf dem Sofa in der grünen Stube, und Wunſch †) und ich blieben bei ihr die Nacht. Den dritten Tag bekam ſie Fieber, am 21. und 22. wieder, und nun ſetzte es ſich in ein dreitägiges, durch unſere Kur und Sorgfalt blieb es aber ſchon am 30. aus, und ſo hat ſie in allem nur ſechs Anfälle gehabt. Bis dahin haben ihr Wunſch und ich alle Stunden Tag und Nacht eingegeben und auch ſeitdem bis erſt auf zehn bis zwölf Tage; um ja in der Diät nichts zu verſehen, haben wir nie ein Mädchen mit ihr allein gelaſſen. Ja es iſt ſelten eine in die Stube gekommen. Wunſch iſt drei Wochen lang nicht in die Sapienza gegangen, und ich habe nur die nötigſten Gänge gemacht. Die ganze Sache war gewiß nicht gefährlich, aber ich habe mich doch ſehr geängſtigt, das kann ich nicht leugnen. Mit Kohlrauſch wäre es nichts geweſen, aber dieſe Ärzte! Lupi verſchrieb alle möglichen

*) Der Schriftſteller Karl Viktor v. Bonſtetten, Freund von Friederike Brun. — **) ***) Italieniſche Ärzte. — †) Junger deutſcher Mediziner.

1804 Mittel. Ich deliberierte mit Wunſch, zog alle Rezepte von Kohlrauſch zu Rate und ließ von Wunſch die Rezepte ſchreiben. Denn von Lupi war ſchon darum nicht eins zu brauchen, weil er z. B. das arme Kind alle halbe Stunde wollte halbe Taſſen einnehmen laſſen.

Durch dieſe Krankheit hat ſich denn auch in meinem Leben viel geändert. Wunſch iſt zu mir gezogen, denn wie die Adel nur die Augen aufmacht, ſchreit ſie: „Candat“, und wenn er jetzt in die Sapienza geht, verſichert ſie, daß ſie ihn anbinden will. Sie will mit niemand ſonſt in die Medici gehn. Aus Gewohnheit iſt es dabei geblieben, daß ſie in der grünen Stube ſchläft und ſo, daß ich oder Wunſch unſer Bett des Abends vor das Sofa ſetzen laſſen. Den ganzen Tag wechſelt ſie in der Gunſt, wer bei ihr ſchlafen ſoll. Aber am Ende bleibt es gewöhnlich bei mir. Dann muß ich ſpäteſtens um ſechs wieder aufſtehen, und zwar mit dem Kopf zuerſt. Manchmal höre ich ſie ſchon, wenn ich halb ſchlafe, rufen: „Vater, Kopf zuerſt!“ Du biſt gar nicht vergeſſen, liebe Seele. Sie ſpricht unendlich oft von Dir, und ſehr oft ſagte ſie: „Sage der Mutter, ſoll noch heute wiederkommen“. Auch müſſen wir immer hören: „So Mutter wiederkommt, keiner bei mir ſchlafen, bloß Mutter, und Mutter nicht mit Kopf zuerſt heraus“. Auch, daß die Anna dann nicht mehr bei ihr ſein wird, ſagt ſie oft. Die arme Kleine weiß wohl, daß ſie dann niemand braucht als Dich. Gabrielle iſt ſehr munter. Sie iſt oft bei mir mit Vicenza, weil Adel nach ihr verlangt. Das kleine Ding rührt mich oft, jedesmal, daß ich nur durch die Stube gehe, wo ſie iſt, lacht ſie mich an und ſpringt herum. Vicenza iſt wieder beſſer, aber ſeit drei Tagen hat Wunſch ein dreitägiges Fieber. Es iſt unausſtehlich. Er nimmt aber entſetzlich viel Salmiak und China. Mir hat nicht eine Minute etwas gefehlt. Sei auch nicht bange um mich. Ich eſſe alle Tage meine vier Eier, manchmal noch ein fünftes in der Suppe, gehe ſpazieren, arbeite viel, es fehlt mir nichts als Deine und der Kleinen Gegenwart.

Nach Dir ſehne ich mich oft ſehr, gutes, teures Kind. Es iſt das 1804
erſte Mal, daß Du ohne mich niederkommſt. Es ſchmerzt mich recht. Es wäre Dir doch wohl ein Troſt. Schreibe mir doch, wann Du eigentlich niederzukommen denkſt. Über die Zeit Deiner Reiſe nach Paris beſtimme nur ganz ſelbſt nach eigener Luſt. Von hier kann ich nichts ſagen. Aber mache nur, liebe Seele, daß Du dich amüſierſt und geſund bleibeſt. Kürze auch die Reiſe nicht ab, um mich nicht ſo lange allein zu laſſen. Wenn Du nur Freude haſt, bin ich recht gern ſo, und einmal weggereiſt, iſt doch ſo viel Mühſames überſtanden, daß man es auch genießen muß.

Adieu, liebe, teure Seele. Grüße herzlich Kohlrauſch, der aber nun nicht mehr bei Dir ſein kann, und umarme die Kinder.

Ewig, ewig Dein H.

66. Humboldt an Caroline

Rom, 28. April 1804

Unſer Briefwechſel, liebe Li, betrübt mich recht. Ich ſchreibe alle Tage, die Gott ruhen läßt, aber immer iſt mir's, als bekämſt Du die Briefe erſt, wenn Du wieder hier ſein wirſt. Die Adelheid blüht mit jedem Tage wieder mehr auf. Sie geht alle Tage, meiſt mit dem Kandidaten, ſpazieren und iſt über alle Maßen luſtig. Das Italieniſche war durch die Krankheit zurückgekommen, weil ſie da immer nur bei uns war, aber jetzt iſt es wieder in vollem Flor, nun ſpricht ſie ganz wie eine Römerin und Deutſch ganz ſchleſiſch nach dem „Candaten" Körbel, Brinkel, ein Fleck für ein Lappen, unerhörte Worte. Sie amüſiert mich unendlich. Seit dieſer Woche iſt auch das Wetter himmliſch. 17, 18, 19 Grad immer, und ein Orangenduft, ſobald ich nur ein Fenſter aufmache. Ach! wie oft, liebe Li, denke ich an Dich, wenn ich ſo gegen Abend ſpazieren gehe. Noch neulich war es himmliſch im Coliſeum. Dann tut es mir ſo leid,

1804 daß Du ein Jahr verlierſt, da es doch ſo wenige im Leben gibt. Ich lebe jetzt eine ſehr ſchöne Zeit, und es fehlt mir nichts als nur Du. Ich gehe ſehr ſelten in Geſellſchaft, die Geſchäfte ſind mäßig, und ich gehöre meiſt mir an. Aber meine Sehnſucht nach Dir iſt darum nur ſtärker und dauernder. Liebe, gute Seele, wir haben nun ſo viele Jahre in ununterbrochener Liebe miteinander gelebt, daß es kein Wunder iſt, wenn wir uns einander fehlen. Aber bekümmere Dich darum nicht, es iſt auch in der Sehnſucht eine hohe Süßigkeit, kürze darum Du Deine Reiſe um nichts ab. Mache die Pariſer ja recht vernünftig und ordentlich, kämeſt Du auch ſpäter zurück, als Du wollteſt. Bleibt Theodor geſund, ſo ſtärkt er ſich nur deſto beſſer, und wir ſind deſto ſicherer, daß wir hernach ungeſtört hier ſein können. Daran liegt mir wirklich recht ernſtlich, und müßten wir auch noch länger getrennt ſein, daß Theodor nicht zu früh zurückkommt. Bedenke nur, in welcher fatalen Lage wir wären, wenn wir zum zweitenmal fänden, daß es mit ihm hier nicht ginge.

Hier iſt alles beim alten. Das Volk hat mich rein verlaſſen. Der Dienstag iſt daher ſehr klein, zwölf, vierzehn Perſonen, aber nicht unangenehm, weil man mehr ſpricht. Der Baiernfürſt*) iſt der Pilier, der erſte und letzte, Khevenhüller**) kommt auch wieder, und neulich war ein polniſcher General Dabrowski, der ein intereſſanter Mann iſt [da]. Mit dem Prinzen war ich geſtern zum letzten Male beim Papſte und der Königin von Sardinien. Die fragt beſtändig nach Dir und rühmt Dich. Beim Papſt hab ich noch zuletzt eine üble Kommiſſion für den Prinzen gehabt. Ich habe müſſen zwei Roſenkränze erbetteln. Es iſt mir etwas ſauer geworden, allein der Papſt hat geblutet, was wollte er machen? Es ſind zwei recht hübſche Achate und Onyxe. Der Papſt war übrigens ſehr freundſchaftlich und fragte auch nach Dir. Conſalvi***) iſt krank und nimmt

*) Der nachmalige König Ludwig I. — **) Vgl. S. 132. — ***) Kardinal und Staatsſekretär Pius' VII.

nur im Bett an. Es gehn viel Fieber herum, aber ſehr leichte, 1804
dreitägige, und die gleich weichen. Nur bleibt eine große Mattigkeit und Schwäche zurück. So hat es Zoëga gehabt. Ich bin immer wohl und durchwandere ungeſtraft die ſieben Hügel. In meiner inneren Wirtſchaft geht es ſehr gut. Alles iſt ruhig und friedfertig und gehorſam, und ich bin wie ein ἤπιος πατήρ.*) Der Kandidat iſt zugleich Haushofmeiſter. Mit dem Zucker hat er eine große Reform getroffen. Er ſchlägt ſo kleine Stücke, daß die Leute aus Seccatur, nicht zu lange dabei zu ſtehen, wenig nehmen müſſen. Du weißt, daß die kleinen Stücke mein Tod ſind, aber was will ich machen? Dabei iſt er ſo mißtrauiſch, daß er um den Zucker im verſchloſſenen Schrank einen Strich mit Bleiſtift zieht, um zu ſehen, daß man nichts nimmt. Wir verbrauchen aber wirklich ſeitdem viel weniger. Mit einem Pfund Kaffee muß Antonio ſechzehnmal Kaffee machen, und es geht ſehr gut. Dabei frägt der Kandidat, wenn er nach der Sapienza geht, nach den Preiſen, koſtet Wein uſw. So haben wir die Eier geſtern von zwei Bajocchi**) auf eineinhalb gebracht und auch an einhalb Baril Wein vier Prozent geſpart. Dieſe Erſparungen ſind unſer Divertiſſement bei Tiſch und beim Frühſtück. Die Adelheid lacht eben ſo aus vollem Halſe in der blauen Stube mit Gabrielen. Könnteſt Du es doch einmal hören.

Adieu, Ewigliebe. Humboldt.

67. Caroline an Humboldt

[Erfurt], 29. April 1804

Mein geliebter Wilhelm. Geſtern war ich mit den Kindern in Weimar und fuhr abends wieder herüber. Schiller und Lolo ſah ich nicht, weil es ihm zweimal vierundzwanzig Stunden vorher in den Kopf gekommen war, nach Berlin

*) Gütiger Vater. — **) Etwa 10 Centimes.

1804 zu reiſen. Caroline ſagte, daß er nicht übel Luſt habe, ſich dort niederzulaſſen, wenn man ihm annehmliche Bedingungen machte; allein ſie ſieht es als einen argen Genieſtreich an, daß er ohne alle Vorbereitung dahin gereiſt iſt. In Weimar iſt's ein Geheimnis, man meint, er ſei bloß nach Leipzig. Die beiden Knaben hat er mitgenommen, und ich ſah nur das kleine Mädchen. Ich kam um 11 Uhr vormittags bei Carolinen an. Fernow*) war von meiner Ankunft präveniert und fand ſich ſehr bald ein. Er freute ſich unbeſchreiblich, mich wiederzuſehen, aber wie ſieht er aus!! Wie ein aus dem Grabe Erſtandener. Wenn Fernow ſich nicht noch in dieſem Frühjahr erholt, ſo ſtirbt er auch, wahre Totenzüge um Mund und Naſe und eine furchtbare Magerkeit. Die Unterredung mit mir, die Nachrichten, die ich ihm von Rom und ſeinen Freunden geben konnte, erheiterten ihn ſehr; Caroline behielt ihn zum Mittageſſen. Von einem anderen Hofmeiſter, als der Dir nach Rom ſchrieb, konnte er mir keine Nachricht geben. Er verſicherte, daß nichts ſchwerer, als ein taugliches Subjekt der Art zu finden ſei. Du kannſt gewiß glauben, daß ich in dieſer Angelegenheit nichts verſäumen werde, aber ſie macht mir viel Kopfbrechen. Nach dem Eſſen ging ich mit Carolinen zur Staël,**) die ſeit ſechs Tagen von Berlin zurückgekommen war. Neckers Tod wirſt Du längſt erfahren haben. Die arme Staël empfing die Nachricht ſeiner Krankheit durch eine Stafette in Berlin und reiſte ſogleich von da ab. In Weimar erfuhr ſie den Tod ihres Vaters. Sie ſoll ganz außer ſich geweſen ſein. Mir tat ihr Anblick wohl und wehe. Der Anblick eines wahren, tiefen Schmerzes hat immer etwas ſehr Ergreifendes, und wenn man ihn ſelbſt in der Seele trägt, ſo möcht ich beinahe ſagen etwas Be-

*) Carl Ludwig Fernow, Schriftſteller, war von 1794 bis 1802 in Rom: Seit 1804 Bibliothekar der verwitweten Herzogin in Weimar. — **) Frau v. Staël, Tochter des franzöſiſchen Miniſters Necker, lebte, ſeit Napoleon I. ſie aus Paris verbannt hatte, viel auf ihrem Schloß Coppet am Genferſee.

ruhigendes. Die Staël macht ſich beinah Vorwürfe, weggereiſt zu ſein, 1804
obgleich ſie ihrem Vater zweimal von unterwegens geſchrieben, ſie wolle zurückkommen, wenn er nur im geringſten ſich leidend fühle. Er hat ſich aber wohler gefühlt wie je, ſie gebeten, ihre Reiſe recht zu benutzen und ſich angenehm zu machen, und hat nur drei Tage eigentlich zuletzt gelitten. Sie war ganz von ihrem Verluſt zerriſſen und wiederholte mir immer, wie ſie ein ganz anderes Verhältnis mit ihm gehabt hätte als das, was gewöhnlich Vater und Kind untereinander hätten. Nichts auf Erden ſei ihr ſo teuer geweſen. Von Dir ſprach ſie mit vieler Liebe und Anhänglichkeit. Ich ſagte ihr, wie ich glaubte, Du habeſt ihr auf ihren Brief aus Frankfurt geſchrieben; ſie aber verſicherte, keinen Brief von Dir ſeitdem bekommen zu haben und zu wiederholten Malen ſagte ſie, es verlange ihr ſehr danach. Sie geht nun nach Coppet und denkt eineinhalb Jahr dort zu bleiben und künftigen Herbſt über ein Jahr nach Italien zu kommen. Sie wollte bloß mit Dir und Melzi*) leben, ſagte ſie. Gegen mich war ſie ſehr freundſchaftlich. Sie hat ihre Tochter und den älteren ihrer Söhne Auguſt bei ſich und hat Auguſt Wilhelm Schlegel auf ein Jahr als Hofmeiſter zu ihren Söhnen genommen. Sie ſchien ſehr eingenommen von der Art, wie er ſich bei ihrer ſchnellen Abreiſe aus Berlin und den obwaltenden Umſtänden genommen und auch von ſeinem Verſtande. Überhaupt ſchien ſie von Deutſchland zufrieden, doch kamen einige ungeheuer franzöſiſche Äußerungen, wie z. B. Bonaparte habe ſie von Paris verwieſen, „l'irritation que cette injustice m'a fait éprouver“, ſagte ſie „me donna le désir de voyager pour établir ma réputation dans d'autres pays“.

Von der Staël ging ich zu Goethe, der mich in ſeinem Garten erwartete, ſehr lieb und gar nicht ceremonieus aufnahm. Die Helwig, geborene Imhof, kam hin, mich zu ſehen. Als wir uns umarmten, ſagte

*) Vizepräſident der italieniſchen Republik, lebte in Mailand.

1804 Goethe, das ſei der Gruß der Eliſabeth. Ich konnte nur ſehr kurz bei ihm bleiben, da der Weg übel war und kein Mondenſchein. Riemer*) kam in den Garten mit Theodor, den ich ihm ſchon früher zugeſchickt hatte. Goethe wird Dir dieſer Tage ſchreiben und freute ſich, ſagte er, auf die Tage, wo ich nach Weimar kommen würde.

Die einzig gute Einrichtung, die man bei dem Aufenthalt in Burgörner durch die preußiſche Verfaſſung**) hat, iſt die Schnelligkeit in Beſorgung der Briefe. Die Briefe, die Mittwoch und Sonntag hier ankommen, ſind Donnerstag und Montag in Burgörner.

Meine Geſundheit iſt über alle Beſchreibung gut. Theodor und Caroline ſind wohl, doch will erſterer noch gar nicht an Fettigkeit zunehmen. Ihn eine gute und geſunde Diät bei Papas gewöhnlichem Tiſch finden zu machen, iſt kein ſchlechtes Kunſtſtück. Papas Magen muß ausgepicht ſein. Heute hat er fünf Sorten ſauren Wein gekoſtet, ſieben Sorten ſchlechten Kaffee und von drei fetten Schüſſeln gegeſſen, am Abend talgigte Waffeln gegeſſen, und doch iſt er wohl.

Tieck***) habe ich in Weimar nicht geſehen, wir haben uns verfehlt, aber einige ſeiner Arbeiten, die gut ſind und denen man dennoch anfühlt, daß er fort ſollte.

Es iſt ein Buch herausgekommen von Schötz in Berlin, was Lagrimas heißt, und von dem Goethe geſagt hat, zu deutſch hieße es Heularſch. Sie wollen haben, ich ſoll es Dir mitbringen.

Mit der Prinzeſſin†) und der Heirat in Petersburg ſoll es noch weitläufig ausſehen. Eigentlich weiß kein Menſch was, denn

*) Der Philologe Riemer war 1803 kurze Zeit als Hofmeiſter im Humboldtſchen Hauſe in Rom geweſen, dann in derſelben Eigenſchaft bei Goethes Sohn, ſpäter Gymnaſialprofeſſor und Bibliothekar in Weimar. — **) Erfurt war ſeit 1802 preußiſch. — ***) Friedrich Tieck der Bildhauer. — †) Großfürſtin Maria Paulowna von Rußland, die im Juli 1804 mit dem Herzog Carl Friedrich von Weimar vermählt wurde.

Wolzogen und der Prinz ſollen ſich nicht getrauen, herauszuſchreiben, 1804
und um allerlei mündlich zu erfahren, hat der Herzog den Sohn des Geheimrats Voigt zu Wolzogen geſchickt. Man ſagt ſogar, der Herzog wolle ſich in Memel ein Rendezvous mit Wolzogen geben. Andre Nachrichten behaupten, der Kaiſer verlange ſchlechterdings, der Herzog ſolle ſeinen Abſchied als preußiſcher General nehmen, eher werde die Vermählung nicht vollzogen. Man redet ſtark von einer Allianz zwiſchen Preußen und Frankreich und daß Preußen Hannover beſetzen werde und vom Kriege mit Rußland. Voilà toutes mes nouvelles politiques.

Und was macht denn meine ſüße, holde Adel und die ſtille Gabriele? Soll ich ſagen, wie innig ich mich freue, daß beinahe zwei Monate, das Viertel meiner Abweſenheit von Rom verfloſſen ſind? Nein, Du weißt es, weißt, wie ich an Dich denke, mich herzlich nach Dir ſehne. Ich möchte auch nicht hier umherſchreiten und denken, daß ich nicht bald wieder in Rom wäre.

Tauſend Küſſe den Kindern und Dir. Addio, anima mia.

68. Caroline an Humboldt

[Erfurt], 4. Mai 1804

Mein hieſiger, nun heut ſchon vierwöchentlicher Aufenthalt nähert ſich ſeinem Ende. Ich gehe den 13. nach Auleben, Papa folgt mir den 14., wir bleiben daſelbſt den 15. und 16., den 17. gehe ich nach Burgörner, und Papa kommt mir dahin den 18. nach. Den 18. oder 19. wird auch mein Bruder mit ſeiner Frau wahrſcheinlich dort eintreffen, und den 28. oder 29. packe ich wieder auf und ſuche mit Relais in einem Tage bis Weimar zu kommen, wo ich dann ſchon Kohlrauſch zu treffen hoffe, oder er kommt ein bis zwei Tage ſpäter. Die Promenade nach

1804 Auleben und Burgörner amüſiert mich gar nicht, und wenn Ernſt nur ein wenig Honnetität hätte, ſo hätte er mich ihr nicht ausgeſetzt, denn wäre Ernſt hierhergekommen, ſo hätte ſich alles trainiert und ich wäre von hier nach Weimar gefahren, wenn Papa nach Auleben abgeſegelt wäre. Ich hatte Ernſten alles detailliert, meine Umſtände, die zugemeſſene, genau mir zugemeſſene Zeit, um vor meiner Entbindung nach Paris zu kommen, und ihn daher gebeten, hierher zu kommen, allein Bedenklichkeiten ohne Ende, Bequemlichkeit, Angſt, zwei Meilen mehr zu fahren und dergleichen Elendigkeiten. Ich will mich mit niemand brouillieren und gehe alſo ohne Widerrede, wohin Papa will den ganzen Mai, aber damit Punktum, denn ich habe ihm deklariert, daß, wenn ich nicht nach Paris ginge, ich meine Wochen in Jena abwarten wollte und ihn immer um dieſelbe Zeit verließe. Zu meiner Pariſer Reiſe macht ſich aber alles ſehr gut. Eben, indem ich dieſes ſchreibe, bekomme ich einen Brief von Caroline mit einer Einlage der Pobeheim*), die ihr aufträgt, mir zu ſagen, daß ſie das Band aus Wilhelms Haaren geflochten für mich habe machen laſſen und es mir aufbewahre. Das iſt alſo das Letzte, was mir noch von ihm zurückkommt, von meinem, von unſerm geliebten Wilhelm. Morgen iſt ſein Geburtstag, Du denkſt gewiß daran wie ich, und unſere Gedanken begegnen ſich bei ſeinem Grabe. Ach, immer bleibt mir etwas Schönes und Eigentümliches in ſeinem frühen Dahinſcheiden; wäre eine Gewißheit des Wiedererkennens, ſo könnte ich eine recht eigentlich tiefe Freude darüber empfinden, daß er vom Leben keine Freuden und keine Leiden genoſſen hat, er, der zu allen mit großen und reichen

*) Pobeheim, Bankier in Paris, der dort Humboldts Geldgeſchäfte verwaltete und durch ſeinen Bankrott ihm empfindliche Verluſte zufügte. Dieſe Geſchäfte, das Zurückziehen der Vollmacht ſowie der Wunſch, ſich nicht von Kohlrauſch zu trennen, der einige Zeit in Paris zubringen mußte, waren die Hauptgründe für die Pariſer Reiſe.

Anlagen von der Natur ausgestattet war. Dürfte man nicht hoffen, 1804
daß in einem wahrscheinlich höheren und reineren Dasein eine so üppige, durch nichts verkümmerte und verschmälerte Blüte sich zum Göttlichsten entfalten würde? Wilhelm, so denk ich immer an Dich, aber die Tränen versiegen mir nimmer, und die Treue meines Gedächtnisses, das mir jeden kleinen Umstand aufbewahrt, ruft mir Tausende von dem Tage, wo er geboren, und ebensoviele von dem, wo er gestorben ist, auf einmal in die Seele zurück. Voriges Jahr sagte er bei Tische: „Nun, das nächste Jahr bekomme ich eine doppelte Zahl wie ‚die Li", und des Abends hatte er sich eine Kindergesellschaft zusammengebeten, die kleinen Geschwister der Keller*) und Ida,**) und wie die Kinder so tobten, gingst Du mit Fernow***) beinahe im Dunkeln in dem großen Zimmer auf und ab — und er war so glücklich mit seinem Biskuitkuchen, seinen Pasten und besonders mit der Schildkröte, die ihm Keller geschenkt hatte, und so eitel auf das goldene Petschaft, was ich ihm hatte stechen lassen, und machte so viel kindische Projekte, woher er nun sich die Uhr verschaffen wollte. Verzeih, daß ich Dich an alles das erinnere, ich denke aber, es geht Dir wie mir, die dauernde Wehmut um ihn ist noch das einzige Leben mit ihm.

5. Mai

Noch einen Gruß, indem ich den Brief zumache, um ihn abzusenden. Ach, es ist heut so schönes, heitres Wetter! Freundlich und hell scheint gewiß die Sonne auf unsres Wilhelms Grab, und es umfängt ihn der tiefblaue Himmel Roms. Du bist schwerlich draußen, Du hast heute zu schreiben, aber Deine Gedanken sind bei ihm. Ich kann nicht an Wilhelm denken, ohne nicht mit einer besonderen Wehmut an Dich zu denken — er war immer so ganz eigen um Dich, er liebte Dich so vorzüglich, er gehörte Dir auf eine so vor-

*) Gattin des Bildhauers. — **) Ida Brun, Tochter der Schriftstellerin. — ***) Vgl. S. 152.

1804 zügliche Art. Ach, hätte ich doch ſein Leben mit dem meinen erhalten können! Küſſe tauſendmal die Adel, die ſüße, ſie hat viel Ähnlichkeit mit ihm, auch Gabrielen grüßt Mutter. Adieu, Geliebteſter, Beſter. Vom 28. Mai bis 4. Juni bin ich in Weimar — den 18. ſpäteſtens in Paris. Adieu.

69. Humboldt an Caroline

Rom, 5. Mai 1804

Ich habe heut einen entſetzlichen Poſttag gehabt, liebe Li, und nun tut es mir ſo leid, daß ich Dir nur werde wenige Zeilen ſchreiben können. Aber es iſt ſpät, die Hand iſt mir ganz lahm, und wir haben ſchon 22 Grad Wärme; es iſt himmliſch. Daß Du Arme das nicht auch genießeſt! Das tut mir ſo oft jetzt leid. Ich habe heute an alle Potentaten zugleich ſchreiben müſſen. Es iſt großer Lärm in Rom. Verneguis iſt an Frankreich ausgeliefert, und Caſſini reiſt auf Befehl des Kaiſers von Rom ab, doch läßt er das Wappen. Der Papſt hat bei ſeiner Abſchiedsaudienz geweint, und der arme Conſalvi*) kann leicht draufgehn. Er iſt ſeit mehreren Wochen krank und hat jetzt viel Blut geſpuckt. — Montag war ich mit dem Prinzen in Albano, L'Ariccia und Palazzuola. Ein himmliſcher Tag, wo ich ewig an Dich gedacht habe. Zu unſerm Grabe konnte ich nicht kommen, weil Benedetto nicht da war. Aber wie iſt mir alles wieder lebendig geworden. Ich habe jetzt auch die Büſte von Keller, ich mag ſie aber immer noch nicht, doch findet jeder, daß etwas Ähnlichkeit darin iſt. Es tut mir jetzt, ſo oft ich Dein Bild anſehe, immer aufs neue leid, daß wir ihn nicht malen ließen. Aber wir glaubten ihn ſo ſicher zu haben! —

Ich habe Deine beiden Briefe vom 7. und 11. April bekommen und danke Dir herzlich. Auch freue ich mich unendlich über die

*) Vgl. S. 150.

glückliche Reiſe. Nur ängſtigt es mich, daß Du ſagſt, daß Theodor 1804
huſtet. Kohlrauſch hat doch keine Furcht mehr, daß ſeine Lunge angegriffen iſt? Jetzt liegt mir nur die Reiſe nach Paris ſehr am Herzen. Ich wünſchte Dich erſt dort. Es iſt mir, als müßteſt Du notwendig da mehrere Monate zubringen. Es wird Dir und Theodor bekommen. Reiſt Caroline*) nicht vielleicht mit?

Der Prinz iſt geſtern früh weg. Ich war noch um 4 Uhr morgens bei ihm. Er weinte faſt und freute ſich, Dich bald wiederzuſehen. Schreibe mir ja recht oft. Es iſt mir ſehr einſam, und ich ſehne mich unglaublich nach Dir.

Ewig Dein H.

70. Caroline an Humboldt

Erfurt, 9. Mai 1804

Dein Brief vom 21. April iſt ſchon den 6. Mai in meinen Händen geweſen, mein innigſtgeliebter Bill, und ich hätte Dir ſchon Montag geantwortet, wenn ich nicht ein paar Tage recht ſehr leidend geweſen wäre. Ich bekam einen Anfall von Magenkrämpfen gerade wie letzten Winter in Rom, und litt ungemein zweimal 24 Stunden. Jetzt iſt aller Schmerz vorbei, ich bin nur noch ſehr matt.

Der Unfall, den Adelheid gehabt hat, hat mich freilich ein wenig erſchreckt, es war mir, als wenn mir eine kalte Hand gerade ins Herz faßte, doch möchte ich nicht, daß Du mir je verſchwiegeſt, wenn ihr oder Gabrielen etwas zuſtieße, oder Dir ſelbſt, mein geliebtes Leben. Um das, was man recht liebt, will man ſich auch ängſtigen, wenn man ſich nicht daran ergötzen und erfreuen und mit dem eigenen Vermögen und Kraft des Herzens ihm beiſtehen kann. Deinen Schreck bei der erſten Nachricht kann ich mir vorſtellen, und

*) Caroline v. Wolzogen.

1804 nachher Deine Angſt und Sorge bei ihrem Fieber. Ach, Du Guter, mußt Du denn ſo ängſtliche Tage in meiner Abweſenheit erleben!

Ich möchte, wir wären erſt alle wieder beiſammen, um uns gegenſeitig beizuſtehen. Caroline iſt ſehr wohl, Theodor auch, doch will ſein Ausſehen mir nicht gefallen, er iſt immer blaß und hat tiefe Ringel um die dunklen, oft brennenden Augen — eigentlich ſah er beſſer auf der Reiſe aus, ſobald das Fieber von ihm gewichen war. Ich weiß nicht, immer zittre ich vor etwas langſam Zerſtörendem, Hektiſchem in dem Knaben — vielleicht iſt indes auch meine Beſorgnis ungegründet. Kohlrauſchens Rückkunft wünſche ich ſehr, beſonders wegen Theodor. Seine Krankheit muß ihn ſehr verſpätet haben, indeſſen trifft er doch gewiß in den letzten Tagen des Mais mit mir in Weimar zuſammen, Du kannſt Dich darauf verlaſſen und daher für meinen Zuſtand ganz außer Sorgen ſein. Ich bin die Zeit her ſehr mit der Einrichtung des kleinen Kinderzeugs beſchäftigt geweſen; da ich nicht ein Stück mehr hatte, hat es mich Zeit und 30 Taler gekoſtet. Ich denke etwa den 18. Junius in Paris einzutreffen.

Wolff hat mir geſchrieben und mich um die Erlaubnis gebeten, mich in Burgörner zu beſuchen; ich habe ihn zur Pfingſtwoche hinbeſchieden. Schiller und Lolo haben aus Berlin noch nichts von ſich hören laſſen. Caroline gedenkt bald Lolos Wochen in Jena abzuwarten, bald nach Wiesbaden, bald nach Dresden zu gehn. Immer tauſend Projekte und wenig Feſtes. Sie wünſcht, Wolzogen bekäme eine Penſion und retirierte ſich, und ſie hofft, es ſoll ſo kommen; Schiller ſoll auch auf den Rückzug denken. Der Schatz*) ſoll Schillern ſehr hübſche Präſente in den letzten Jahren gemacht haben — wie viel weiß ich noch nicht, aber ich bitte Dich, gegen niemand davon Erwähnung zu tun. Das reichliche und ſichere Auskommen hat für

*) Dalberg.

mich dadurch etwas ungemein Reizendes und eigentlich etwas Schönes, 1804
weil es eine gewiſſe Stille und Ruhe dem Charakter gibt, die ich oft bei ſonſt vorzüglichen Menſchen vermiſſe, wenn es fehlt.

Theodor ſchickt der Adel eine ſelbſtgemachte Kompoſition, zeige ſie doch Schick und grüße ihn von mir, auch Wunſch.*) Da Adel ihn ſo lieb hat, muß ich ja wohl auch. Es iſt wirklich ein guter Menſch. Alle die kleinen Details, die Du mir ſchreibſt, vergegenwärtigen mir unausſprechlich Dein Leben und die Exiſtenz der kleinen Geſchöpfchen. Ich danke Dir tauſendmal dafür und bitte Dich, ja nichts ſo unwichtig zu glauben, daß Du es mir nicht ſchriebſt. Du bereiteſt und erhältſt mir die ſüßeſte Freude, die ich in der Entfernung von Dir haben kann. Freilich wärſt Du mir ein Troſt in der Stunde der Entbindung, und ein großer — ach, nicht da allein, Du biſt immer ſo lieb und mild, daß Deine Gegenwart ja immer wohltätig wirkt — aber ich muß nun ſchon diesmal ſo hindurch. Auch bin ich eigentlich ruhig und habe das größte Zutraun auf Kohlrauſch. Letzteres kommt mir nicht ſowohl durch ſeine Kenntniſſe, ſondern durch ſeine Beſonnenheit.

Die alten Erfurter unverwüſtlichen Geſtalten machen übrigens ein ſonderbares Amalgama mit den preußiſchen Figuren. Der alte General Kotulinsky iſt vorige Woche geſtorben. Aus ſeinem Taufſchein hat man erſehen, daß er 101 alt geworden iſt. Allein ſeine Koketterie hat ihm nur erlaubt 94 zu avouieren. Was meinſt Du dazu?

Donnerstag morgen

Ich habe letztens hier unter alten Papieren Deinen erſten oſtenſiblen Brief an mich gefunden, der eine Diſſertation der Billigkeit der Todesſtrafe enthält, und in dem ich zehnmal „gnädiges Fräulein“ genannt werde. Ich habe mich recht daran ergötzt. Theodor war letztens über unſere Kiſten und Kaſten hier geraten und hatte die

*) Vgl. S. 147.

1804 Zeit wahrgenommen, wo ich unten bei Papa war, und wie ich wieder ins Zimmer kam, hatte er mir aufs Sofa die Skelette hingeſtellt, die der Profeſſor in Jena gemacht hat, und die noch ſehr gut konſerviert ſind.

Adieu, Geliebteſter. Tauſend Grüße und Küſſe meiner Adelheid und Gabrielen. Adieu, Teuerſter, Beſter. Ewig Deine

Caroline.

71. Humboldt an Caroline

Rom, 12. Mai 1804

Ich danke Dir herzlich, liebe Li, für Deinen langen, ſchönen Brief vom 18. v. M., den ich am 8. hier bekommen. Er hat mir unglaublich wohlgetan. Jeder Ton von Dir hat etwas ſo unendlich Beruhigendes; er kommt aus unſerm ganzen Leben zuſammen, aus einer Reihe ſo verſchiedener und ſich doch immer in dem Einen Gefühl der Liebe gleicher Stimmungen hervor. Ich kann mir das Leben nicht denken, das ich führen könnte, ohne dieſe Töne zu hören, und ich habe es ſchon oft bei mir bedacht und bin auch gewiß überzeugt, daß wir uns nicht lange einander überleben werden. Es freut mich über alles, liebe Seele, daß es Dir und den Kindern wohlgeht. Zwar leideſt Du gewiß an kleinen Zufällen, ohne daß Du davon ſchreibſt, aber es iſt ſchon viel, wenn es nur im ganzen gut geht. Behalte nur ja guten Mut. Es geht gewiß alles glücklich. Sehr lieb iſt es mir, daß Du mit Ernſt an Paris denkſt. Es iſt der einzige Punkt, der Dir angenehm ſein kann, Du beruhigſt mich beſonders dadurch. Bleibe, liebe Seele, wenigſtens einige Monate da und gehe nicht eher fort, bis es Dir gemütlich iſt. Wer weiß, ob Du Dich ſo bald wieder zu einer Reiſe entſchließeſt. Eins nur bitte ich Dich inſtändigſt, reiſe nicht ohne Kohlrauſch. Das allein würde mich ſehr ängſtigen. An Papas Gerede kehre Dich nicht, ſage, Du gehſt Alexandern entgegen, damit

iſt's aus. Eine Reiſe nach Paris iſt ſo etwas Gewöhnliches, und 1804
Du biſt ſo frei, daß Du niemand über Deine Reiſe Rechenſchaft zu geben haſt. Sonſt iſt Alexander und die Beſorgung unſrer Geſchäfte mit Pobeheim*) ein überaus vernünftiger und hinlänglicher Grund. Wegen der Zeiten glaube ich nicht, daß Du das mindeſte weder in Paris noch auf der Reiſe zu befürchten haſt. Nur ſei behutſam überall und ſetze Dich en règle, und wenn Du in Paris biſt, ſchreibe mir nichts, was nicht auch ſchon in Zeitungen ſteht. Ich hätte es ſehr gern geſehen, wenn Du einen Hofmeiſter mit nach Paris hätteſt nehmen können. Es iſt ein Mann mehr, der Dir auf jeden Fall bliebe. Wie ſteht es denn überhaupt damit? Die Schwierigkeit, einen zu finden, ſehe ich freilich ein, und auch darum wäre mir der Landaufenthalt bei Papa fatal. Du biſt noch mehr außer Wege, und nötig iſt der Hofmeiſter doch. Bringſt Du einen guten deutſchen Hofmeiſter mit und eine franzöſiſche Köchin, liebes Kind, ſo biſt Du göttlich. Dann iſt alles in Rom, was wir brauchen. Mit Antonio geht es nur ſehr mäßig. Wenn ich nicht alle Tage dasſelbe äße, ſo käme ich nicht aus. Aber ſo, einen Tag ein Huhn in der Suppe, Gemüſe mit Rindfleiſch und weiche Eier, und den andern Suppe (mit den Überreſten von Huhn für Adel und Gabriele), Gemüſe mit Rindfleiſch und Agnello,**) und ſo ewig fort. Heute haben wir ein ganzes Huhn gehabt, nun kannſt Du pünktlich im Julius und Auguſt wiſſen, was wir eſſen. Wir befinden uns aber alle bei dieſer Weisheit und Mäßigung ſo wohl, daß es mir immer unangenehm iſt, gebeten zu werden, was auch ſelten geſchieht. Nur mit dem Gemüſe für die Adel iſt es zum Verzweifeln. Seit der Broccoli weg iſt, ſchmeckt nichts, auch Erbſen nicht. Heut hat ſie mich gequält, Linſen machen zu laſſen. Ich habe es getan, aber ſie gleich: „Francesco, levate via, questo non mi piace.“***)

*) Vgl. S. 156. — **) Lamm. — ***) „Nehmen Sie das fort, ich mag das nicht.“

1804 Reisbrei kriegt ſie ohne Ausnahme alle Mittag, und den Abend ißt ſie mit Gabrielen den Reſt. Beide ſind ſehr geſund und ſehen blühend aus. Gleich nach dem Fieber hatte Adel immer Hunger und kam alle Augenblick zu mir: „Ich ſchon wieder hungrig, hungrig vom Raſen, ich den ganzen Tag hungrig“, und dazu zuckt ſie die Achſeln. Anaſtaſio mit den Spielſachen iſt auch dieſe Woche gekommen, und ich habe ihm einen Zecchin geſchenkt. Die Freude kannſt Du Dir nicht denken. Sie ſprang immer um den Tiſch herum und ſagte immer: „Eine recht gute Mutter, ſchickt das, liebe Mutter, wird bald wiederkommen.“ Es hat mich zu Tränen gerührt. Was ſie nun behalten hat, hat ſie in das Schubfach ihres kleinen Tiſches gelegt und hält es ſehr ordentlich. Die Puppen ſind auch gekleidet.

Mit den Rechnungen quäle Dich ja nicht, es kann doch zu nichts helfen. Ich bin überzeugt, Du gibſt nichts unnütz aus. Bis jetzt finde ich Deine Reiſe gar nicht teuer. Wenn ich die Francesconi und Dukaten abrechne, die Du noch haſt, ſo macht die ganze Ausgabe nicht, wie Du meinſt, 700 Taler, ſondern nur 570 Taler. Du kannſt mir nie zur Laſt fallen. Mit dem Sparen hier geht's ziemlich. Mir iſt eingefallen, daß Du ſehr gut tun würdeſt, beim Zurückkommen von Florenz wieder nach Livorno zu gehn, es fehlt uns viel an Steingut, und auch müſſen wir wieder Gläſer und ein paar Kronleuchter oder etwas Ähnliches haben. Wenn ich der kleinen Mädchen wegen kann, komme ich Dir entgegen, und dann könnten wir zuſammen gehn.

Es freut mich, Liebe, daß Dir mein Sonett und die Ode nicht mißfallen haben. Das erſte war nur eine Spielerei. Die Ode iſt vielleicht die ſchlimmſte im Pindar, voller Unebenheiten und Unterbrechungen des Sinns. Sie iſt offenbar mit Leidenſchaft gemacht. Ich wählte ſie eigentlich der Schwierigkeit wegen. Iſt ſie gut überſetzt, ſo kann ich auch alle überſetzen. Denn keine iſt mehr ſo ſchlimm.

Dann hat ſie einzelne große Bilder, die Liebe zur Juno, die Ge- 1804
burt des Centauren, und mitunter ſchöne Sentenzen. Du haſt ſehr unrecht, liebe Li, zu glauben, daß ich in Deiner Nähe nicht dieſe Beſchäftigungen jetzt gleich gut forttreiben könnte. Daß ich dies jetzt machte, wurde bloß durch Moltkes Abreiſe veranlaßt. Seitdem habe ich nichts gemacht, nicht weil ich nicht Stimmung gehabt hätte. Aber es koſtet unendliche Zeit, und ich möchte die Basken*) vom Halſe haben. Dieſe ſind ſehr vorgerückt. Aber immer kommt wieder etwas dazwiſchen. Freitag und Sonnabend kann ich einmal ſchon nie daran arbeiten. In der Woche geht auch noch meiſt ein Tag ab, und die zufälligen Störungen, und Du mußt nicht glauben, daß ich durch Deine Abreiſe viel Zeit mehr gewinne. Der einzige Unterſchied iſt vielleicht, daß ich bei Tee und Frühſtück leſe, wirklich bin ich mit dem Arioſt fertig und leſe jetzt den Taſſo, des Abends meiſt den Livius. Von der übermäßigen Bewunderung Arioſts bin ich doch etwas zurückgekommen. Es ſind erſtaunlich leere Geſänge, einige Fabeln, die ganze Verrücktheit Rolands, das Holen ſeines Verſtandes vom Himmel, ſind mir abgeſchmackt und nicht graziös, und es iſt nirgends ein Ganzes, auch nicht einmal in ſeiner Phantaſie. Bei einem auch durchaus rhapſodiſtiſchen Plan mußte er doch eine eigene Welt haben, aber nein, es iſt zuſammengeflickt und oft geborgt. Nur die unbegreifliche Leichtigkeit, die Stärke und Grazie der Sprache reißen immer hin, und daher kann man ihn gewiß ungeheuer oft leſen. Zeige meine Ode Goethen, wenn Du Gelegenheit haſt. Sobald ich mit den Basken fertig bin, will ich den Pindar**) endigen. Hier in Rom, das fühle ich, gelingt mir alles, was ich nur überhaupt machen kann. Ach! liebe Li, alle Abend von 7—9, oft ſpäter, kannſt Du mich auf einſamen Spaziergängen denken. In Geſell-

*) Humboldt arbeitete damals an dem Verſuch einer Monographie des baskiſchen Volksſtammes. — **) Die Pindarüberſetzung iſt nicht vollendet worden. Es ſind 12 vollſtändige Oden und 3 angefangene vorhanden.

1804 ſchaften gehe ich jetzt wenig und oft ſpäter, da jetzt alles ſpät angeht. Es iſt mein größter Genuß, mir jetzt noch unentbehrlicher, da ich Dich nicht hier habe, und das koſtet mich viel Zeit. Ich fange meiſt mit dem Coliſeum an. Der Abendſtern ſcheint jetzt immer ſo herrlich durch die oberen Bögen herein. Wie es dann finſterer wird, gehe ich aufs Kapitol und ſo in die Stadt hinein, meiſt beim Pantheon vorbei nach Hauſe. Jeden Tag ſehe ich faſt ſo dieſelbe Stelle wieder, und jeden iſt ſie mir neu. Die Villa Negroni, in die ich ſonſt ſo oft ging, iſt mir jetzt durch die alte Cumberland, die ſie bewohnt, verleidet, aber ich gehe dann dahinter auf den kleinen Hügel, von dem man alle Gebirge göttlich überſieht. Wenn ich zu Hauſe komme, finde ich die kleine Adel ſchon im Bett und trinke dann wie gewöhnlich Tee. Hitze haben wir drei Tage lang ſchon gut gehabt, 22½ Grad. Indes lebe ich noch im Licht. Es iſt wieder kühler geworden, und man braucht die Sonne noch nicht ganz auszuſchließen. An Theodor ſchreibe ich heute. Der arme, kleine Junge, ich dachte nicht, daß er ſich ſoviel aus Briefen machte.

Weißt Du auch, daß die ehemalige Fräulein Goltz,*) die eben geheiratet hatte, in Wochen geſtorben iſt? Sie ſoll ſich ſehr gequält haben, weil ſie ſehr ungern geſtorben iſt. Ihr Vater iſt ihr zwei Tage darauf auch ins Grab gefolgt.

Adieu, liebe, teure Seele, lebe herzlich wohl und umarme die Kinder. Schreibe doch einmal Kunth. Kommt Burgsdorff nicht zu Dir? Von Herzen adieu! Dein H.

*) Frau v. Wedel, geb. v. Goltz. Vgl. Bd. I.

72. Caroline an Humboldt

Weimar, 16. Mai 1804 1804

Liebſter Wilhelm! Ich habe Deinen Brief vom 28. April den 13. Mai in Erfurt bekommen. Dein Wohlſein und das der Kleinen freut mich unausſprechlich. Jetzt ängſtige ich mich eigentlich nur vor dem Monat Auguſt. Erhitze Dich ja nicht, wenn die eigentlich große Hitze anfängt, und ſuche auch die Kinder ſo kühl wie möglich zu halten.

Ich bin vorgeſtern hierher gefahren, Papa reiſte nach Auleben*) ab, bleibt da den 15. und 16. und kommt morgen nach Burgörner. Ich gehe morgen nachmittags nach Naumburg, und Freitag, den 18., bin ich bei guter Zeit in Burgörner, wo ſelbigen Tages oder den folgenden auch Ernſt eintrifft.

Heute iſt Lichens Geburtstag. Caroline hat ihr einen Roſahut und Theodor ein roſenrotes Tuch geſchenkt; ſie iſt überglücklich. Ich will für meine drei Maitöchterchen in Paris erſt etwas Hübſches kaufen. Morgen iſt Adels Geburtstag. Theodor nimmt nicht ſo zu, wie ich es hoffte und wünſchte. Der Umgang mit anderen Knaben wirkt eigentlich nicht vorteilhaft auf ihn. Adolf**) iſt auch eigentlich kein liebenswürdiges Kind, er hat bis jetzt etwas dezidiert Gemeines und Wildes und ſcheint mir dabei mehr ſchlau als fein. Carolinen finde ich nach und nach wieder, wann ich mich mit ihr ausſpreche, doch hat ihr, dabei bleibe ich, die Heirat und das Prekäre ihrer Lage und der Ausſichten und Pläne ihres Mannes reellen Schaden getan. Lolo und Schiller kommen den 22. wieder, man hat ſie ſehr in Berlin fetiert, ob es zu etwas Reellem geführt hat, werde ich Dir erſt mit eheſtem ſchreiben können. Lolo war alle Abend, wo nicht Schauſpiel war, bei der Hagen.***) Lolo ſchreibt, ſie habe Uhden†) geſprochen, und dieſer habe ihr geſagt, es ſei im

*) Vgl. S. 18. — **) Sohn der Caroline v. Wolzogen. — ***) Frau v. Hagen. Vgl. Bd. I. — †) Vgl. S. 113.

1804 Werk, Dich mit ſehr vorteilhaften Konditionen anderweit in kurzem zu placieren, er ſei genau davon unterrichtet. Mir kommt gerade das Unterrichtetſein ſehr verdächtig vor, ich vermute, Uhden ſucht die Stelle, die Du jetzt haſt, wiederzubekommen.

Beinahe für gewiß ſieht man es an, daß Preußen Hannover bekommen wird und dann ein Krieg mit Rußland entſtehen wird. Willſt Du wegen Deiner Gelder nicht deshalb Dich vorſehen? Der hieſige Herzog reiſt nach Königsberg und hat dort eine Entrevue mit Wolzogen; wenn ein Krieg erfolgt, läßt man die Prinzeſſin*) nicht von Petersburg abreiſen, denn in ganz Deutſchland ſieht man die kleinen Fürſten für ganz zernichtet an, wenn jetzt wieder ein Krieg entſteht, und hier ſitzt man wie auf Kohlen wegen der ganzen Heiratstripotage.**)

Geſtern mittag habe ich im Schloß bei der regierenden Herzogin gegeſſen — er iſt abweſend —, Goethe war auch da, den Abend bei der Witwe Herzogin Tee getrunken. Alle ſehr gnädig und enchantiert. Goethe iſt ungemein lieb und freundlich mit mir. Geſtern abend trat unvermutet Stark***) zu mir ins Zimmer, dümmer wie je, aber außer ſich vor Freuden, mich wiederzuſehen. Er embraſſierte Emilien, ſo war er entzückt. Er hat mich auch ſchönſtens eingeladen nach Jena zu der angenehmen Expedition. Wenn mit Kohlrauſch was dazwiſchen käme, ging ich auch nirgend hin als nach Jena.

Schreibe mir doch gleich, was für Bücher, deutſche, Du etwa haben möchteſt, ich habe geſtern Cotta geſprochen, er kann mir alles franko bis Mailand ſchaffen, und von Mailand aus nehme ich es mit in meinem Wagen im Oktober. Auch was Du aus Paris wünſcheſt, ſage mir ja. Den 15. Junius gedenke ich dort zu ſein. Die Pobeheim ſcheint, entre nous soit dit, ich erſehe es aus ihren ſonderbaren Briefen an Caroline Wolzogen, meine Ankunft gar

*) **) Vgl. S. 154. — ***) Hofrat in Jena.

nicht gern zu ſehen — kann ihr aber nichts helfen. Schreibe doch 1804
an ihn Pobeheim in einer Manier, daß ich autoriſiert mich fühle, wegen unſerer Gelder mit ihm zu ſprechen.

Adieu, mein ſüßes Herz, für heute. Caroline und Theodor grüßen, auch Caroline Wolzogen. Empfiehl mich Schick und allen guten Bekannten. Ewig Deine Caroline.

73. Humboldt an Caroline

Rom, 19. Mai 1804

Ich habe heute trotz des Poſttages nicht vermeiden können, mit Schuberts bei Khevenhüller*) zu eſſen, liebe Seele, und komme eben zurück, um noch Dir zu ſchreiben. Es war ein fürchterliches Geſchrei bei Tiſche, weil man glaubte, ſehr luſtig zu ſein, indes tut es mir dennoch leid, daß Khevenhüllers jetzt fortgehen, wie ich einmal mit ihnen bin, ſind ſie mir immer angenehm. Nach Tiſch heute ſchlug man vor, den bedeckten Gang nach Aracoeli hinaufzugehen, den Du von der Straße aus oft geſehen haſt. Es iſt wirklich ſehr närriſch, die Burg des Kapitols von da zu erklimmen. Ich habe aber in dem tiefen Graſe, das nach dem gepflaſterten Gange kommt, eine meiner Schuhſchnallen verloren, was mir ſehr fatal iſt, weil man hier keine elaſtiſchen bekommt. Doch hoffe ich, ſie noch wiederzufinden. Sie, die Schubert, iſt mir immerfort unausſtehlich, wir ſtreiten unaufhörlich, avouieren mit Lachen, daß wir nie einig ſind, und meinen im Ernſt, daß wir uns nicht leiden können. Mit dem Mann bin ich deſto beſſer, er iſt mir nützlich und herzensgutmütig. Auch Moltkes ſind mit ihm ausgeſöhnt. Moltkes ſind gar nicht ſehr erbaut von Neapel zurückgekommen. Sie finden Rom unendlich ſchöner und intereſſanter.

*) Vgl. S. 132.

1804 In Neapel ſei nur die eine Ausſicht, und der Lärm der Stadt gemein, gar nicht groß, wie in Paris, ein niedriges Treiben und ein niedriger Markt, alles ſo wie hier bei Piazza Navona. Sie bleiben nur acht Tage hier und gehn dann durch die Schweiz nach Hauſe und ſinken auf immer zu Boden. Nur wir, liebe Li, bleiben immer in Bewegung, und uns wird die Ruhe nicht eher als im Grabe ereilen. Die Moltke ſtaunte auch über die Geſchwindigkeit Deiner Reiſe. Sie iſt außer ſich darüber, wie man ſo etwas durchſetzen kann. In der Tat aber iſt es wahr, Du haſt Wunder getan.

Nach L'Ariccia will ich gewiß ein paarmal dieſen Sommer, indes nur auf einen Tag. Es hat mich ſo geſchmerzt, liebe Li, gerade jetzt Dich nicht hier zu haben an den Geburtstagen der Kinder. So viele ſüße und wehe Erinnerungen ſind mir durch die Seele gegangen. Ich wußte, daß an demſelben Tage auch Du an nichts anderes dachteſt. Dein Bild iſt mir ein unendlicher Troſt. Ich ſitze oft halbe Stunden davor und ſehe es an. Es hat ſo unendlich Deinen eigentümlichſten und tiefſten Charakter, die ſanfte Stille, den gehaltvollen Reiz, die innige, unausſprechliche Menſchlichkeit. Es gehört recht viel dazu, das ſo aufzufaſſen, und Schick iſt mir noch unendlich lieber dadurch. Du biſt wirklich wunderſchön darin und buchſtäblich wahr, es iſt nicht jünger, es iſt nicht reizender, es iſt gerade nur, wie Du biſt. Auch ſpricht es alle Menſchen an. Ich habe jetzt eine grüne Gardine davor machen laſſen, und es bleibt immer zu, weil es mir meiſt lieber wäre, die Menſchen ſähen es nicht. Aber jeder macht es auf, auch die es wer weiß wie oft geſehen. Die Bachantin ſteht jetzt in der roten Stube, und auf dem Bureau Wilhelms Büſte. Sie muß doch ſehr ähnlich ſein, weil jeder ſie erkennt, ich ſelbſt gewöhne mich, ſein Geſicht, wie ich es in der Phantaſie habe, auf ſie zu übertragen. Allein lieb iſt und wird ſie mir nicht. Es iſt die hölzerne, nicht die ſchöne Ähnlichkeit. Ich habe neulich einen Traum gehabt, der ihn mir lebendiger wieder-

gegeben hat. Er lag auf demſelben Bett wie in L'Ariccia, und tot. 1804
Aber er bewegte ſo unendlich ſanft die Augen, er machte ſie größer und tiefer, wie er ſo oft tat, und ſie waren gleich ſchön, nur verbleicht an Farbe. Ich muß es ewig wiederholen, dies Kind war mir ſo in die Seele gewachſen, daß ich ganze Spaziergänge, halbe Nächte lang alles, was ich von ihm weiß, zurückrufen und dabei unendlich genießen kann. Je länger wir ihn verloren haben, deſto tiefer werden mir dieſe Gefühle; bloß das Streben, alles, was man noch von ihm zu ſehen, zu hören glaubt, recht feſt zu halten, ermüdet und ſpannt ab. Sonſt ſind dieſe Erinnerungen himmliſch, und ich kenne nichts, das an ihre Freude grenzt. Von jeher war es ſo in mir. Wenn ich in Burgörner ein paar Tage bei Dir geweſen war und nun wieder allein ſein mußte. Mit nichts auf Erden hätte ich den ſtillen Genuß vertauſcht. Und ſo iſt es mir jetzt. Manchmal kann ich kaum ſagen, daß ſein Tod mich ſchmerzt. Er iſt ſo leicht, ſo fröhlich hingegangen. Im Leben iſt ſo vieles, was uns abſtumpft und verderbt. Er iſt vorübergeglitten, und ſein Bild hat er rein und ungetrübt gelaſſen. Aber manchmal wieder ergreift mich auch ein recht eigentlicher phyſiſch wehetuender Schmerz. Neulich ging ich, es iſt ſchon eine Zeit, über den ſpaniſchen Platz und ſah Reiter, die hier Künſte machen, über den Platz reiten. Es waren ein paar Knaben auf kleinen Pferden dabei. Es fiel mir nun ſo vorübergehend ein: wenn Wilhelm doch die ſähe, und es ergriff mich ſo, daß ich in die Villa Medicis gehen mußte und lang dableiben. Der Ort feſſelte mich da ſo. Ich war immer da, gerade die nächſten Tage nach ſeinem Tode, und ich erinnere mich ewig, wie mich ſchauderte, als ich zufällig den kleinen Berg hinaufſtieg und den Monte Cavo ſah. —

Ich habe mich ſo gehn laſſen; davon zu ſchreiben, liebe Li, wenn ich täte, wie ich möchte, ſchriebe ich, ſpräche ich ſelten von etwas anderem, und es hat mich oft geſchmerzt den Winter, daß

1804 aus Schonung für Theodor, für Kohlrauſchens Beſorgniſſe, der arme Wilhelm faſt aus unſern Geſprächen verbannt war. Du biſt ſtark und biſt nicht ſo, das weiß ich, Dich und mich wird der Gedanke an den Verluſt nur ſpornen und ſtärken. Mich hat er recht eigentlich geſtählt. Es heißt mit raſcher Hand in die Wunde des Lebens greifen, wenn man ſo einen Verluſt ganz fühlt, und wund iſt immer auch das glücklichſte Leben. Wenn es nicht ſchmerzen ſoll, will es nur halb berührt ſein. Es iſt nicht, daß man litte, aber daß man ſehen muß, daß das Schönſte getrübt iſt, daß man es auch mit dem beſten Willen nur immer halb genießt, daß man von allen göttlichen unendlichen Geſtalten nur Schatten ſieht und nur Schatten iſt, das iſt das Entſetzliche. Ich bin ſo zufrieden mit meinem Leben, daß ich nicht einen Tadel weiß. Ich habe Dich gefunden, mit der ich ſein kann wie mit mir ſelbſt, und aus der ich immer beſſer und ſtärker zurückkehre. Ich habe ſchöne, muntere, frohe Kinder hier und einen dort — wenn es ein Dort gibt —, der mich gewiß liebt wie ich ihn. Aber wenn ich denke, was vielleicht unſern jetzigen Kindern ſelbſt bevorſteht, wieviel Du, liebe Gute, leideſt und ſchon gelitten haſt, wie mit aller Liebe, mit aller Sorgfalt, unter glücklichen Umſtänden ſelbſt, ich ſo manchen Schmerz Dir nicht habe ſparen, Dich nicht ſo glücklich machen können, wie manche kleine Umſtände, am meiſten das zum Leben nötige leidige Treiben, uns ſelbſt gehindert haben, nur uns und unſre Liebe recht zu genießen, ſo wird es mir oft weh. Aber ich komme dann auf Deine tiefe Weisheit zurück. Sich ans Große und Lebendige halten, Schmerz nicht achten, und leben, um das tiefſte Menſchliche zu fühlen und in ſich zu tragen. Und wenn Du mir nur bleibſt. Vom Zuſtand ohne Dich, ſagte ich Dir ſchon neulich, habe ich keinen Begriff und mag ich nie einen haben. Auch ahnde ich, wird uns das Schickſal darin günſtig ſein. Ehe unſre Kinder nicht groß ſind, ſtirbt keiner von uns beiden, gib acht. Das Schickſal richtet ſich nach dem inneren

Menſchen, und wenn ſelbſt das Leben ein Schmerz wäre, würde 1804
keiner von uns beiden ſo lange es verlaſſen wollen, und ſind die Kinder groß, liebe Li, ſo gehören wir nur uns und unſern Gefühlen an. Wir kehren dann wieder in den Zuſtand zurück, wo wir waren, als wir zuſammen kamen, das Leben hat weniger von uns zu fordern, und wir können uns mehr und ungeſtörter der Liebe geben, und die bleibt, ſolange das Leben bleibt. Glaube nicht, gute Li, daß ich wehmütig bin — und doch wehmütig bin ich eigentlich und bin es immer, wenn ich bin, wie ich mich ſelbſt liebe. Die Wehmut iſt nur die Ahndung deſſen, was nicht eigentliches Gefühl werden kann, und ſo iſt alles Große. Weder mich noch Dich noch die Natur kann ich ohne tiefe und innige Wehmut und Rührung faſſen und habe es nie gekonnt. Aber das iſt auch das eigentliche Glück, und ſo glücklich bin ich in hohem Grade. Meine Geſchäfte, weißt Du, ſtören mich nie ſehr. Ich ſchreibe oft und denke an ganz etwas anderes. Die kleinen Mädchen ſind wohl, Adel voll Liebe, Dich hoffe ich wohl, zufrieden mit den Kindern, und wenn Du erſt in Paris biſt, noch heiterer. Meine Sehnſucht nach Dir ſtill' ich bald mit Erinnerungen und bald täuſche ich ſie mit Hoffnungen, es iſt ſelbſt ein ſüßes Gefühl, noch mehr, wenn die erſte brauſende Ungeduld der erſten Jugend ſie nicht zu ſchmerzhaft macht. Die Einſamkeit, in der ich lebe, liebe ich unendlich, ſo geht ein Tag nach dem andern hin, endlich ein Monat, und die Zeit Deiner Zurückkunft tritt immer näher. Bleibe nur auch Du froh und glücklich, liebe, gute Li, und denke an mich, und glaube ſicherlich, daß ich bei Dir und abweſend immer und ewig in meinem Innern eigentlich nur von dem lebe, was Du mir biſt. Umarme Theodor. An Caroline habe ich ſelbſt geſchrieben.

Von inniger Seele Dein H.

1804 **74. Caroline an Humboldt** Burgörner, 20. Mai 1804

Mein teures, liebſtes Leben! Ich bin vorgeſtern glücklich hier angekommen und eile, Dir mit der erſten abgehenden Poſt zu ſchreiben. Donnerstag nachmittags, den 17., fuhr ich nach Naumburg und Freitag über Freiburg und Querfurt hierher. Hinter Freiburg begegneten wir Ernſten, der wohl eingepackt in ſeiner Chaiſe denſelben Weg machte wie ich. Er lud mich mit den Kindern in ſeinen Wagen ein, und wir fuhren von Querfurt bis hierher miteinander, wo wir Papan ſehr munter antrafen. Das Familienleben iſt ganz das alte, wie Du es kennſt, und Burgörner auch. Der Platz vor dem Hauſe iſt noch immer ſo unaufgeräumt wie vor zwölf Jahren. Die unteren Zimmer ſtocken wegen der Feuchtigkeit, die Schwellen faulen. Papa baut den Schafſtall und wird nie mit Bauen fertig werden. Ernſt hat ſich auffallend verändert, er hat äußerſt gezogene Züge, ſieht älter aus wie Papa und iſt grämlich und verdrießlich. Die Gattin,*) der arme Narr, manchmal tut ſie mir doch leid, wenn ich bedenke, wie freudlos ihr das Leben hingeht. Von einem andern Mann hätte ſie doch wohl ein paar Kinder und fühlte ſich in einer gewiſſen Tätigkeit.

Meine Geſundheit iſt gut, meine innigſte Sehnſucht iſt Dir und den holden Kleinen zugewendet und dem ſtillen Grabe meines ewiggeliebten Wilhelm. Ach, wie ſchön, wie warm, wie ſtill und hehr mag es in dieſer Abendſtunde dort ſein! Ich ſuche Dich oft da in Gedanken und in den ſtillen Gängen um den Aventin, mit Adel gehe ich in der Medicis zwiſchen dem hohen Lorbeer ſpazieren und ſchaue mit ihr von Monte Trinità in die wunderbar gemiſchten, ewig wechſelnden Wolken des Abendhimmels. Auch hier iſt das Wetter ſchön nach hieſiger Art, nur kalt, unausſtehlich kalt im Hauſe, wenigſtens in den Zimmern, die die Sonne nicht trifft.

*) Frau v. Dacheröden, geb. v. Carlsburg.

Recht lebhaft denk ich hier unſers allererſten Zuſammenſeins. — Du Guter, Milder, in der Reihe der verfloſſenen Jahre habe ich Dir doch das Leben nicht ſauer gemacht, nicht wahr? aber ich hätte es doch wohl noch beſſer machen können? — 1804

Theodors Ausſehen nimmt wieder ſehr zu, die größere Bewegung, die mit dem Landleben verbunden iſt, tut ihm gut. Caroline iſt ſehr wohl und blühend, der Großpapa hat ihr ein golden Halsband zum Geburtstag geſchenkt.

Schiller kommt den 22. nach Weimar zurück und geht nicht vor dem 15. Junius nach Jena. Ich werde ihn alſo diesmal finden. Adieu, Geliebteſter. Die Kinder grüßen. Papa, Ernſt, die Schwägerin verſteht ſich. Adieu! Ach, wäre es doch morgen abend, damit ich Deinen Brief hätte! —

75. Humboldt an Caroline

Rom, 26. Mai 1804

Du haſt mir eine unendliche Freude gemacht, liebe, gute Li, indem Du mir in einer Woche haſt zwei Briefe zukommen laſſen. Wie glücklich Du mich gemacht haſt, kann ich Dir nicht ſagen. Deine Hand allein iſt mir ſchon ein ſolcher Troſt, ſie ruft mir ſo alle unſere ehemaligen Trennungen zurück, alle Freude, die ich da hatte, Deine lieben Briefe zu erbrechen, daß ich es Dir nicht beſchreiben kann.

Schillers Abreiſe iſt ein wahrer Genieſtreich. Schon öfter haben wir in ihm geſehen, wie es geht, wenn einer, der immer nur in ſeinen Dichtungen lebt, auf einmal ins Leben eingreifen will. Faſt alle Pläne, die wir von ihm noch bisher kannten, waren barock oder wurden ſo ausgeführt. Ich zweifle daran, daß er Glück in Berlin macht. Man hat ſchon Vorurteil gegen ihn, man wird

1804 ihn ſtolz und wenig angenehm finden, und er wird unzufrieden mit der Stadt und den Menſchen zurückkommen, wenn nicht die Sucht, die man jetzt in Berlin zu haben ſcheint, auf einmal alles für Wiſſenſchaft und Kunſt zu tun, auch ihm nützlich wird.

Fernow*) ſollte nur wieder zurückkommen. Er könnte am Ende ſelbſt Theodor zum Teil unterrichten, zum Teil bei ſich haben. Es war ein erzdummer Streich von ihm, fortzugehn; ich hoffte aber, ſein Eigenſinn ſelbſt würde ihn retten. Haſt Du nicht ergründen können, ob es bloß das Klima iſt, was ihn ſo mitgenommen hat, oder ob moraliſche Gründe hinzukommen? Wegen des Hofmeiſters bin ich in äußerſter Verlegenheit. Wenn Du keinen tauglichen mitbringſt, weiß ich keinen Rat. Hier iſt gar niemand. Rehfues**) iſt wirklich nicht zu brauchen. Ich hätte es ſehr gern geſehen, daß der Hofmeiſter während Deiner Wochen bei Theodor geweſen wäre. Du biſt ſo gut, liebe Seele, daß Du nie genug an Dich denkſt. Kommt nun noch Kinderlärm dazu, ſo iſt mir ſehr bange.

Der Staël habe ich wirklich nicht wieder geſchrieben. Es wird mir aber auch allemal ſehr ſauer. Der Briefwechſel mit ihr hat nichts ſehr Befriedigendes, und trotz aller unſrer gegenſeitigen Zuneigung iſt doch eine unendliche Kluft zwiſchen uns beiden. Das habe ich oft gefühlt, auch muß ich geſtehen, iſt ſie meiſt herzlicher mit mir geweſen als ich mit ihr. Eben das, was Du auch anführſt, das Treiben nach Ruhm und Lärm iſt mir durchaus entgegen, ſie hat keine Stille im Gemüt, und wenn ich manchmal mit etwas unzufrieden ſein möchte, ſo iſt es nur, weil das Leben doch auch mich oft hindert, mich der, die in mir iſt, ausſchließend hinzugeben. Im Grunde geht es mir mit ihr, wie ihr mit mir. Jeder

*) Vgl. S. 152. — **) Philipp Joſeph Rehfues, Schriftſteller, hielt ſich von 1801—1805 in Italien auf, beſorgte diplomatiſche Aufträge der Königin Caroline von Neapel und wurde 1806 Bibliothekar bei dem damaligen Kronprinzen, ſpäteren König Wilhelm I. von Württemberg.

von uns beiden hat den andern recht gern, aber jeder kennt doch, 1804
auch der Gattung nach, etwas Beſſeres und ihm Heimiſcheres. Daß Du viel mit der Staël hätteſt leben können, hätte ich ſehr gewünſcht. Ich hätte wiſſen mögen, ob ſie je dahin gekommen ſein würde, Dich tiefer zu kennen. Im Grunde iſt ein Weſen wie das Deine, das ſich immer gleich bleibt, nicht für ſie. Es muß einzelne Blitze geben, wo ſie wahres Feuer erkennen ſoll. Am lächerlichſten war ſie mir mit Alexander. Eigentlich würden ſich beide ſehr gut gefallen haben. Aber aus bloßer Eitelkeit, die ſchon, ehe ein Wort geſprochen wurde, beleidigt war, ſprach er vor ihr ſo gut als gar nicht.

Daß Du ſo wohl biſt, iſt mir ein inniger Troſt, liebe Li. Ach! bleibe nur ſo, mein Einziges, und komme ſo wieder. Froh wie ehemals können wir nicht mehr zuſammen ſein, da wir nicht mehr alles wie ehemals haben, was uns lieb iſt, aber glücklich ſind wir doch in der Gegenwart durch uns und die Kinder und auch in der Vergangenheit durch Erinnerung. Die Stelle in Deinem Brief über Wilhelms Geburtstag hat mich innig gerührt. Sage aber nicht, liebe Li, daß Du ihn hätteſt mit Deinem Leben erhalten mögen. Es läßt ſich darüber nichts ſagen, und das Liebſte läßt ſich nicht wieder mit dem Liebſten erkaufen. Glaube mir, wie lange wir ihn auch überleben möchten, es werden uns, wenn wir tot ſind, nur wenige Tage erſcheinen, daß wir von ihm getrennt waren. Laß uns ſo lange mit Liebe feſt aneinander halten; Du ſagſt ſehr recht, daß es eine ſchöne Idee iſt, daß er unberührt von den wehen Freuden und den Leiden des Lebens hingegangen iſt, und ſein Vorunshingehen hat uns, das fühl ich immer ſo deutlich, die Grenzen des Daſeins erweitert. Ich war noch vor kurzem bei ſeinem Grabe. Es iſt ſo ſtill und ſchön. Die Pyramide immer ſo düſter und ernſt und durch den blauen Himmel ſo göttlich gemildert. Ich bleibe dabei, liebe Li, ich ſtürbe gern hier, und doch hoffe ich es nicht. Wenn ich ſehr lang lebte, käme ich wohl wieder her. Aber ob

1804 wir ſo hier bleiben werden, ob es ſich mit unſern Kindern, dem übrigen Leben vertragen wird, weiß ich nicht. Sehr leid würde es mir tun, Wilhelms Grab zu verlaſſen. Aber wenn die Umſtände fordern, wenn die Vernunft ſpricht. Man lebt glücklicher allein mit der Liebe. Aber laß uns ruhig die Zeit abwarten. Vielleicht macht ſich unſer Schickſal von ſelbſt unſern Wünſchen entſprechend.

Lebe wohl, innigliebe Seele. Grüße Kohlrauſch und umarme die Kinder.

76. Humboldt an Caroline

Rom, 6. Junius 1804

Ich habe heute mittag, liebe Li, Deinen Brief aus Weimar vom 16. Mai empfangen. . . . Kohlrauſch ſchreibt mir von einem tauglichen Subjekt zum Sekretär, aber den kann ich nicht brauchen. Wenn es ein Hofmeiſter wäre! Allein die ſcheinen auf einmal ausgeſtorben. Wegen Theodor ſprich ja recht ausführlich mit Kohlrauſch. Ich kann es Dir nicht bergen, daß ich für ihn doch noch immer ängſtliche Sorge habe. Wenn er nur nichts Hektiſches hat. Es wäre entſetzlich, wenn er nicht leben bliebe. Es ſteckt gewiß ſehr viel in dem kleinen Knaben, eigentlich ein anderer Geiſt als in allen unſeren übrigen Kindern. Der Zufall hat gemacht, daß ich mich weniger mit ihm als mit irgend einem der andern Kinder beſchäftigt habe. Er iſt mir vielleicht auch weniger attachiert als Caroline und jetzt Adelheid und als der gute Wilhelm es war. Aber er war ſehr gerührt beim Wegreiſen. Er kam immer wieder zu mir und küßte mich und machte ſo ſtarre Augen, als verhielte er ſich das Weinen. Umarme ihn tauſendmal von mir. Lis Geſundheit freut mich unglaublich. Die ſehe ich als ganz geborgen an. Die Hitze iſt jetzt hier ſtark,

heute 25¼ Grad, wie ich am Thermometer ſehe. Ich ſetze das letzte im Ernſt hinzu, denn gefühlt habe ich ſie eigentlich nicht. Ohne abſolute Notwendigkeit gehe ich vor 6, 7 Uhr den Abend nicht aus, meiſt aber erſt um 8, 9 bei Sternenlicht aufs Capitolium und den Monte Cavallo, meine alten Gänge. Einmal die Woche mache ich jetzt regelmäßig eine weite Wanderung mit Zoëga*). Aber da nehmen wir kühlere Tage und auch erſt nachmittags, künftig vielleicht ganz früh. Ich genieße Rom noch immer unendlich, und erſt jetzt, da mein einſamer Tee mich des Abends nicht reizt, habe ich die himmliſchen Effekte des Mondes und auch bloß ſternenheller Nächte recht kennen gelernt. Ich ſchlendere meiſt alle Tage eine eineinhalb Stunden ſo herum; ach! wie oft denk ich dann an Dich, wie wir ſonſt ſo lange auf einen Stern warteten und der große Bär über dem Kirchberg**) uns manchmal ſo fürchterlich erſchien. O! liebe Li, ich ſegne noch immer unſer Schickſal, das uns die erſten Jahre unſerer Heirat ſo zurückgezogen und einſam verleben ließ. Ich weiß wohl, daß ich zum eigentlichen Tun dieſe mußereiche Zeit hätte beſſer benutzen können und ſie vielleicht bei mehr äußerem Anſtoß beſſer benutzt hätte. Aber ich habe mich für das ganze Leben in dem Hange beſtärkt, in tiefer Stille was ich liebe, die Natur und mich ſelbſt zu genießen und daraus eine ſolche Ruhe zu ſchöpfen, daß das mancherlei Fremdartige, was jeder im Leben und immerfort tun muß, mich nie mißmutig oder gar bitter macht. Das Leben leicht tragen und tief genießen iſt ja doch die Summe aller Weisheit. Mit niemand hätte mir das letzte ſo unendlich gelingen können als mit Dir, Du liebe, gute Li. Denn in Dir iſt immer und in jedem Augenblick das echte und reine Weſen der Dinge, Du nimmſt ſie immer ganz und unverändert auf, und biſt der treuſte Spiegel der Natur, den ich je geſehen habe.

1804

*) Vgl. S. 126. — **) Bei Burgörner.

1804 Ich lerne auch immer mehr und mehr, daß die Sterne hier wirklich ein ganz anderes Licht haben als bei uns. Die Milchstraße hat mich noch gestern durch ihre unendliche Helligkeit überrascht. Auch die Planeten stehen jetzt wunderschön. Venus ist wie ein kleiner Mond, und Jupiter ist wieder wie zur Zeit unsrer Heirat, unsern des Löwen, nur einige Grade weit vorgerückt. Erinnerst Du Dich wohl der Allee im Garten Colonnas, die das eiserne Tor nach Monte Cavallo zu hat? Es ist eine Art steinerner Bank dabei, und ich setze mich da fast alle Abend ein wenig hin. Die Allee, die so ins Blaue geht, hat etwas sehr Romantisches. Es ist mir oft eingefallen, daß in Deutschland da gewiß viel Rendezvous gewesen wären, der Ort ist wie gemacht dazu.

Uhdens*) Geschwätz in Berlin legst Du ganz richtig aus. Rehfues,**) der davon besser unterrichtet sein müßte und mich sehr beschützt, schreibt mir noch vor 14 Tagen und sagt nichts, er bittet mich nur, wenn dans la suite (das hat er unterstrichen) man mir gute Anerbietungen machte, sie nicht auszuschlagen. Der einzige mögliche Fall wäre also, daß Uhden etwas mit Beyme***) abkartete und man mir gar einen Posten im Lande antrüge. Aber das ist Beymes Idee, wie ich genau weiß, nicht, und dann wird man es doch nicht tun, ohne mich zu fragen. Nach mir mag Uhden in Gottes Namen sein Kegelspiel hier wieder eröffnen; après moi le déluge. Aber noch bin ich hier, und so leicht gehe ich nicht. Die einzige Hoffnung, die Uhden haben kann, wäre, daß den Kindern doch hier die Luft nicht bekäme, oder daß wir beide eigentlich nicht gern in unser Schicksal eingreifen, sondern beide viel vom Gehnlassen halten, ich auch manchmal vom Neuen. Nur Rom finden wir nie wieder. Zoëga hat mich neulich in eine neue Villa geführt, die ich

*) Vgl. S. 167 f. — **) Vgl. S. 176. — ***) Kabinettsrat, später preußischer Justizminister.

noch nicht kannte, die Villa Mandoſi, wo ein tiefes Tal iſt, das 1804
viele für einen Zirkus halten. Sie iſt äußerſt hübſch, ich habe mich die ganze Zeit geärgert, daß Du nie dageweſen warſt. Es iſt auch ein ſehr pittoresker Venustempel darin; ſie iſt faſt der Villa Ludoviſi gegenüber. Suche doch in Paris Visconti*) auf und ſage ihm, daß ich ſeinen Bruder, den Buchhändler, hier oft ſehe und viel mit ihm zu tun habe.

Nun eine große Neuigkeit, liebe Seele. Alexander hat geſchrieben, er iſt unterwegs, hat aber ſeine Reiſepläne geändert und kommt, wie er ſchreibt, im Junius in Paris an. Sollte es auch Auguſt werden, ſo biſt Du ja noch da. Von da will er nach Rom gehn und den Winter bei uns bleiben. Kommt das nicht wie gerufen? Er reiſt nun mit Dir und Kohlrauſch zurück. Du mußt ihn ja, denn verſpäten wird er ſich gewiß, und auch dann in Paris einige Zeit bleiben wollen, abwarten. Überhaupt, liebe Li, habe ich ſchon manchmal bei mir bedacht: Eile nicht zu ſehr von Paris fort! Die Reiſe iſt immer das Schwierigſte, Ermüdendſte und auch Koſtbarſte, die haſt Du nun einmal gemacht. Genieße jetzt Paris. Der Prinz ſagte die letzten Tage hier, als er einmal weitläuftig darüber ſprach oder vielmehr huſtete und räuſperte, wenn er in Deiner Lage wäre, er bliebe ein ganzes Jahr in Paris. Ich dachte bei mir, freilich, wenn die gute Li ſich ſo wenig aus mir und den kleinen Mädchen machte wie er aus ſeinen Verwandten in Deutſchland. Aber im Ernſt, einige Weisheit iſt darin, Du verlierſt viel Zeit mit Deinen Wochen, und genießen mußt Du ſchlechterdings Paris. Alſo etwas länger als Du gewollt haſt bleibe immer. An Kohlrauſch wirſt Du darin einen Widerſacher haben. Er hat eine empfindſame

*) Römiſcher Archäolog, ſeit 1799 in Paris Aufſeher der Sammlungen des Louvre und Profeſſor der Altertümer. Sein Bruder in Rom gab als Fortſetzung des von ſeinem Vater begonnenen „Museo Pio Clementino“ das „Museo Chiaramonti“ heraus.

1804 Liebe zur Einſamkeit in Rom. Aber ich, Liebe, werde gar nicht glauben, daß Du mich und die Kleinen nur einen Augenblick weniger liebſt oder mehr entbehren kannſt, wenn Du auch einige Zeit über die vorgeſetzte zögerteſt. Für die Rückreiſe iſt's einerlei. Denn im Oktober iſt doch Schnee jenſeits der Alpen, und Oktober oder Dezember iſt all eins, auf dem Mont Cenis iſt das à la lettre wahr. Wenn künftigen Winter Alexander mit uns hier wäre, wäre es allerliebſt. Aber nun iſt eine Schwierigkeit. Kunth predigt immer, Alexander ſolle gleich nach Berlin kommen, er könne 2000 bis 3000 Taler Gehalt ohne Arbeit kriegen, und darin habe ich auch bisher mitgeſtimmt. Jetzt aber bedenke ich's anders. Alexanders Plan, denn das vergaß ich Dir zu ſagen, iſt ſo. Sein Brief iſt unglaublich ſchnell gekommen. Er iſt vom 28. März dieſes Jahres aus der Havana. Er will nun gar nicht mehr nach Spanien, ſondern nach Nordamerika gehn. In fünf bis neun Tagen Schiffahrt hofft er von der Havana in Charlestown zu ſein, von da will er ſeine Sachen zu Waſſer nach Philadelphia gehn laſſen und ſelbſt in der Diligence, die nur zwölf Tage braucht, dahin reiſen. Von da ſchifft er ſich gerade nach dem Havre ein. Er ſpart alſo jetzt Zeit, da er keine in Madrid verliert. Käme er nun mit Dir gegen den Winter her und ginge im Frühjahr nach Berlin, ſo wäre es beſſer als umgekehrt, denn ſein großes Augenmerk muß jetzt doch die Reiſebeſchreibung ſein. Die kann er in Rom, ohne alle Bücher, ſchwer machen. Es iſt daher vielleicht beſſer, er ſchiebt den Anfang dazu um einige Monate auf, als daß er ſich, wenn er ſie einmal angefangen hat, unterbricht. Ob man ihn übrigens je nur dahin bringt, nach Berlin zu reiſen, iſt ſehr problematiſch. Denn er ſchreibt wieder ausdrücklich: „faites seulement que je n'aie jamais besoin de revoir les tours de Berlin.“ Ich ſchicke Dir künftigen Poſttag den ganzen, ſehr hübſchen Brief. Jetzt muß ich ihn noch behalten, um der Haeften und Kunth danach zu ſchreiben. Er weiß nun

Haeftens*) und Wilhelms Tod, die er durch einen Brief erfahren 1804
hat. Er ſchreibt ſehr gerührt, doch in ſeiner Art An die Haeften einen Brief, franzöſiſch, von dem ſie kein Wort verſtehen kann, und in dem weit mehr von den Meinungen der Griechen und ſogar der Juden (die beſonders zu Ehren kommen) über Tod und Unſterblichkeit ſteht, als von ihrem armen verſtorbenen Mann und den Kindern. Man kommt der Natur, ſieht man daraus, nicht näher, wenn man aus der ziviliſierten Welt herausgeht. Mir ſchreibt er übrigens von ihr: „la Haeften se marierait-elle de nouveau? Je n'en doute pas (es wäre doch der dritte Mann!) et je le souhaite beaucoup. Je ne l'épouserais pas d'ailleurs."

Adieu. Umarme die Kinder und grüße Kohlrauſch.

Geſtern waren nur ſechs Menſchen bei meinem Tee. Die Künſtler verlaſſen mich ganz. Ich laſſe es hingehn. Man ſpricht ruhiger. Das Volk zu bändigen, brauche ich notwendig auch Dich.

77. Caroline an Humboldt

Mainz, 7. Junius 1804

Tauſendmal bitte ich Dich um Verzeihung, mein geliebtes Herz, Dir die vorige Woche nicht geſchrieben zu haben. Durch eine fatale Kombination von Umſtänden fügte es ſich ſo, daß ich den Poſttag in Weimar verſäumte, und ſeitdem war ich immer auf der Heerſtraße. Ich bin den 28. Mai von Burgörner abgereiſt und kam ſelbigen Tages bis Auerſtedt; zwiſchen Auerſtedt und Naumburg kam mir Kohlrauſch entgegen, der ſchon ſeit dem 26. in Weimar war, und es war ein rührender Moment, wie er uns alle wiederfand. Unſere erſten Worte waren: „Wäre Humboldt jetzt auch da und die kleinen Mädchen!" Dienstag waren

*) Vgl. S. 70 und 72.

1804 wir beizeiten in Weimar, allein Kohlrauſch wollte mir nicht verſtatten, mehr wie zweieinhalb Tage dort zu bleiben, und die Vernunft lehrte mich freilich nachgeben. Ich habe daher diesmal Goethe nicht geſehen, aber Schiller deſto mehr. Goethe war in Jena, wohin auch Kohlrauſch einen der drei Tage fuhr, um ſeinen Freund Thibaut wiederzuſehen, und woſelbſt er von Goethe, an den Schiller ihm ein Billet mitgegeben hatte, ſehr freundlich ſoll aufgenommen worden ſein. Schiller fand an Kohlrauſch ein außerordentliches Gefallen und ſprach ſo recht mit der Luſt mit ihm, die Schiller allein ſo vorzüglich eigen iſt. Leider mußten wir den 1. Juni ſcheiden; wir kamen ſelbigen Tages bis Gotha, den 2. bis Vacha, den 3. nach Neuhof, den 4. bis Aſchaffenburg und blieben daſelbſt den 5. Die raſende, drückende Hitze hatte mich ſehr angegriffen. Ich konnte erſt nachmittags Fritz Dalberg*), ſeine Nichte und Schweſter bei mir ſehen und fuhr dann mit ihnen nach Schönbuſch, wo mich der Kurfürſt mit unbeſchreiblicher Liebe und Zutraulichkeit empfing. Er iſt ſo ganz der alte, daß ich meinte, ich ſei Tages vorher bei ihm geweſen. Aber ſo verliebt habe ich ihn gegen mich nie gekannt — es war zum Totlachen. Ich berührte Baden**) ganz leiſe, und er meinte, daß es ſehr paſſend für Dich und Baden ſein würde, Dich in Rom zu haben.

Den 6. fuhren wir nach Frankfurt und dieſe Nacht hierher, um der Hitze zu entgehn. Ich habe in Frankfurt gebadet und werde es heut abend wiederholen. Das iſt mir das bewährteſte Kühlungsmittel. Mit unſern Paßgeſchäften ſind wir völlig en règle, wir reiſen morgen ab, in Metz bleiben wir zwei Tage, mich auszuruhen, und den 14. treffen wir in Paris ein. R. hatte ſich Päſſe für mich expedieren laſſen, allein es iſt noch nichts an-

*) Bruder des Kurfürſten. — **) Es beſtand die Abſicht, Humboldt auch die Vertretung Badens zu übertragen, wie es von Heſſen-Darmſtadt und dem Fürſtentum Fulda bereits geſchehen war.

gekommen, und eigentlich finde ich es auch größer, so mit Deinem 1804
edlen Paß durch halb Europa durchzukommen.

Deinen lieben Brief vom 18. habe ich in Weimar bekommen und bin innigst über die Güte gerührt, mit der Du mir alle kleinen Details über die Kinder schreibst. Ach, Ihr seid auch der immerwährende Gedanke meiner Seele! seid mir ewig gegenwärtig.

Adieu, Geliebtester.

78. Caroline an Humboldt

Metz, 12. Junius 1804

Mein teurer Geliebter! Wie süß ist es mir, Dir schon von hier zu schreiben und Dir sagen zu können, daß unsere Reise glücklich von statten geht und mich nicht unmäßig fatigiert. Den 15. werden wir in Paris eintreffen und überhaupt nur noch eine Nacht zwischen hier und Paris unterwegens sein. Ich bin zwei Tage hier geblieben, um mich gründlich auszuruhen, und fühle mich heute sehr gestärkt. Das einzige, was mir abgeht, sind Deine lieben Briefe, die ich nun schon seit heut vor 14 Tagen entbehre.

In Weimar gab mir Schiller den Tell zu lesen im Manuskript. Es ist ein wirklich großes Werk seines Genies, das ich weit über die Braut [von Messina] hinaussetze. Mit bewunderungswürdigem Geiste hat er die sehr vereinzelten Gestalten, die in dem Stück auftreten und die die Geschichte nennt, und die zerstreuten Fakta in einem Ganzen zu vereinigen gewußt und Tell, den Helden des Stücks, auf eine wunderbare Weise dadurch herausgehoben, daß er ihn zuerst bei der lebensgefährlichen Rettung eines andern auf eine hohe Art zeigt, ihn dann von allen gemeinschaftlichen Beratungen der unterdrückten Schweizer entfernt hält, bis zum Augenblick, wo er handelnd wieder erscheint und ohne Beistand, bloß durch den Rat

1804 geleitet, den er aus ſeiner eigenen, tief durch Vatergefühle verwundeten Bruſt nimmt, den tyranniſchen Vogt ſtürzt. In dem Stück iſt nichts Unnützes, nichts Weitſchweifiges, nichts, was wegbleiben könnte, auch nicht ein Wort. Mich verlangt ſehr, es in Deinen Händen zu wiſſen, denn Du wirſt eine große Freude und Genuß daran haben.

Was machen denn meine ſüßen, kleinen Mädchen? Tauſendmal küſſe ich ſie in Gedanken und werde ſchöne Kleider und Puppen mitbringen. Ich freue mich wie ein Kind auf Paris und danke Dir herzlich, daß Du mir die Freude gemacht haſt. Schon hier lacht mich das franzöſiſche manierliche Weſen des gemeinen Volks an. Ach, wäreſt Du da und die Kinder, und müßte nicht für immer der Eine bleiben in dem fremden Boden, könnte ich mich recht freuen. Ich denke ſeiner mit Heiterkeit, aber immer mit derſelben tiefen Wehmut.

Ich umarme Dich und die Kleinen herzlich in Gedanken.

79. Humboldt an Caroline

Rom, 13. Junius 1804

Es hat mich geſchmerzt, liebe Li, keinen Brief geſtern von Dir zu bekommen, aber ich vermutete es eigentlich vorher. Deine Reiſe von Weimar nach Burgörner wird ſchuld ſein.

Ich habe neulich, und das hat mich ſehr glücklich gemacht, von Dir geträumt. Es war, als ſchliefeſt Du in der grünen Stube und wollteſt eben am Morgen zu mir kommen, als ich Dir entgegenkam. Du warſt ganz weiß angezogen. Ich fragte Dich: „Was macht der Kleine?“ Aber ich wachte auf, ehe Du antworten konnteſt. Du warſt ſehr hübſch. Ich habe lange keinen ſo lebendigen Traum

gehabt. Es ist mir dabei noch recht lebhaft geworden, daß doch 1804
eigentlich nichts über das Vergnügen ginge, wenn man sein Träumen in seiner Gewalt hätte, wenn man nur bestimmen könnte, wovon man, und nur im ganzen, in welcher Art man träumen wollte. Es wäre gewiß manchmal noch mehr als die Wirklichkeit, weil es etwas Magisches und ganz ohne Zerstreuung auf einen Gegenstand Konzentriertes, sogar etwas Innigeres hat.

Alle Augenblick kommt der Kandidat und sagt: „Es muß heute wieder etwas Besonderes in der Luft sein. Vicenza, ich, der Apotheker sind wieder krank", und alle Augenblicke drohen Fieberanfälle. Ich begreife die Menschen nicht. Ich bin immer wohl und kann mir gar nicht einbilden, daß hinter dem tiefblauen Himmel eine solche Tücke versteckt sei. Wunsch hat aber auch wirklich eine schwächliche Natur. Er ist übrigens zu großen Ehren gekommen. Er ist Assistenzarzt im Spital von S. Giovanni (beim Lateran) geworden. Diese Stelle wird durch einen Konkurs vergeben, und ich hatte Wunschen sehr dringend an den Kardinal empfohlen, der darüber gesetzt ist. Dabei hat er sich gut gehalten, und so ist er ernannt worden. Die Römer wüten und schäumen darüber, und versichern, die Fremden kriegten alles, und es gehe bloß nach Empfehlung. Er hat dort freie Wohnung, frei Essen und 2 Sc. noch monatlich, auch einen eigenen geistlichen Habit, und diese Herrlichkeit dauert drei Jahre. So ist der Menschen Schicksal. Er kam mit so ungewissen Aussichten her, und ist doch nun wenigstens für drei Jahre gesichert, auf den sieben Hügeln zu bleiben. Er hat jetzt mehr wie ich, denn ich kann jeden Tag weggeholt werden. Müßte er gleich seinen Dienst antreten, so wäre es mir indes doch nicht lieb. Allein er braucht erst vermutlich gegen den Winter hineinzugehn. Er fängt sich aber auch jetzt an einzubilden, daß er wirklich ein Arzt ist, und ich muß ihn manchmal reprimieren. Immer die Nemesis, wenn er auch nur Gehilfe in einem Spital ist, eine

1804 Würde, von der vielen der Kopf nicht ſchwindeln würde. Da der Kardinal vorzüglich von mir ſeine Keuſchheit garantiert verlangte, ſo habe ich ihm ſchriftlich mit Unterſchrift und Siegel gegeben, daß ich ſo gut als nichts Männliches je an ihm geſpürt hätte. Kurz, wir haben viel gelacht, manchmal zuſammen und manchmal ich allein. Jetzt ſoll er nun zum Doktor gemacht werden, und das koſtet neue Schwierigkeiten.

Ich habe ein unbeſchreibliches Verlangen, Dich, liebes Kind, in Paris zu wiſſen, und es ärgert mich nur, daß Du zur Zeit der Feten, vom 14. Juli an, vermutlich nicht mehr ausgehn kannſt. Ich leſe jetzt die Pariſer Zeitungen mit einem ganz anderen Anteil als ehemals. Von der neuen Brücke, auf der zu beiden Seiten Blumen ſtehen, wird viel Weſens gemacht. Ich ſehe Dich ſchon im Geiſte, liebe Seele, da ſpazieren gehn mit Caroline und Theodor. Amüſiere Dich nur recht, ich bitte Dich inſtändig; ſpare auch ja nicht. Wer weiß, wann Du wieder nach Paris kommſt. Doch habe ich eigentlich eine Ahndung, daß wir noch auf lange in Paris wohnen werden. Es iſt ordentlich närriſch damit. Ich glaube gar nicht, daß ich je Geſandter dort ſein werde, ich wünſchte es auch kaum. Allein es iſt mir, als würden wir ſo lange da ſein, und nach Rom wäre mir keine Stadt gleich lieb. Um unſer Geld mußt Du Dich wohl recht ordentlich bekümmern, ich bitte Dich ſehr darum.

Ich gehe höchſt wenig aus, faſt nur ſpazieren. Die Leute, von denen ich etwas erfahre, kommen meiſt zu mir, und das ſtört doch weniger als das Ausgehn. Der Dienstag geht, aber ohne meine Schuld, faſt ein. Geſtern waren fünf Menſchen da und keine Künſtler ſeit Wochen. Du ſiehſt, liebe Li, wie mich alles verläßt, wenn Du fehlſt. Ich bleibe immer ruhig zu Hauſe, man ſpricht mit wenigen deſto vernünftiger, und ich habe auch einige Wachslichter ökonomiert, weil weniger Menſchen doch nicht ſo viel Licht brauchen. Darüber iſt der Kandidat beſonders erfreut, der ſeit

geſtern auch die Talg-Simonie, die bisher noch in den Händen des 1804
Volks war, übernommen hat und ſo alle Gewalten in ſich vereinigt. Das Volk haßt ihn aber auch entſetzlich. Vor Antonios Verrücktheit ſei außer Sorge. Wir verſchließen alle Türen, und außer ſeiner eignen Tochter kann er niemand morden. Auch iſt er ziemlich vernünftig.

Lebe herzlich wohl. Ewig von ganzer Seele Dein H.

80. Humboldt an Caroline

Rom, 19. Junius 1804

Es iſt Dienstag, liebe Li, und ich habe heute Mittag Deinen Brief Nr. 13 bekommen. Deine Schilderung Burgörners iſt himmliſch. Wie kannſt Du aber ſagen, liebes, teures Weſen, daß Du es in der Reihe der Jahre, die wir miteinander verlebt haben, doch wohl noch beſſer hätteſt machen können? Du mußt immer geſehen haben, wie ruhig, wie zufrieden, wie mit Dir und den Kleinen glücklich beſchäftigt ich mit Dir gelebt habe. Du haſt mir nie einen Kummer gemacht und mir ſo viele und ſo große Freuden geſchenkt, die größeſte durch Deine bloße Exiſtenz neben und mit mir. Den meiſten Menſchen, auch den Männern, werden beim Heiraten die ſchönſten und zarteſten Gefühle abgeſtumpft. Es gehört viel dazu, wen die Alltäglichkeiten des Lebens nicht herabziehen, nicht gleichgültig machen ſollen; beſonders überleben ungeheuer ſelten die Frauen dieſe Epoche, und natürlich, weil ſich ihre Lage mehr ändert und aus gänzlicher Freiheit und Muße in weit größere Geſchäftigkeit übergeht. Darum muß ich wohl ſagen, bin ich im ganzen dem Heiraten gar nicht ſonderlich gut. Du biſt Dir immer nicht nur ſo ganz und unendlich gleich geblieben, ſondern

1804 Du haſt aus jeder neuen Epoche des Lebens auch immer das Beſte und Höchſte geſchöpft. Du haſt in den mannigfaltigen Verhältniſſen mit mir, mit den Kindern, nur tiefer ins Leben eingegriffen, alle Gefühle, möchte ich ſagen, mit mehr gediegener Wirklichkeit umkleidet, aber alle in ihrer urſprünglichen idealen Reinheit und Höhe gelaſſen. Wir ſind immer darin beide einander ſehr ähnlich geweſen, daß wir uns nur immer ans Einfachſte und Höchſte im Leben gewandt haben, daß uns das Reinmenſchliche über alles gegangen iſt, und daß uns davon nichts abgewandt hat. Aber glaube mir ſicherlich, wenn ich auf dieſem Wege geblieben bin, iſt es vor allem dadurch geſchehen, daß ich Dich immer ſo ganz und allein darauf geſehen habe. Du glaubſt es vielleicht nicht, wie viel mehr ich mich in jedem Augenblick mit Dir beſchäftige als Du denkſt, und immer beſtätige ich mich in der feſten und unerſchütterlichen Überzeugung, daß Du das reinſte, einfachſte und höchſte menſchliche Weſen biſt, das ich je geſehen habe und je ſehen werde. Auch haſt Du nie einen gefunden, der Dir darin gleich geſtanden hätte; die meiſten, mit denen Du vertraut warſt, Frauen und Männer, haben immer nur halb Dich erkannt, der wahre Schlüſſel zu Deinem Weſen hat ihnen immer gefehlt. Auch meiner ſelbſt würde ich darin nicht gewiß ſein, wenn mich nicht das gewiß machte, daß mich immer jeder folgende Tag feſter in der Meinung und Anſicht des vorigen beſtärkt hat, daß ich in der ganzen Reihe der Zeiten, in denen ich Dich gekannt, vom erſten Mal in Burgörner an bis jetzt (wo Dich ſo auf einmal verglichen alle ſo unendlich verſchieden glauben würden) Dich immer durchaus gleich gefunden, daß Du mir immer gleich einfach und groß in Deinen Anſichten, gleich wahr, milde und tief in Deinen Gefühlen, und ich kann es mit Wahrheit hinzuſetzen, gleich ausdrucksvoll und reizend in Deiner äußeren Geſtalt erſchienen biſt. Denn Du biſt immer ganz das geweſen, was Du in jedem Moment ſein mußteſt. Es iſt indes kein Wunder, daß die wenigſten das erkennen.

Die meiſten haben höchſtens in ihrem Leben einen Augenblick eine dunkle 1804
Ahndung deſſen, was eigentlich das Leben iſt. Hernach verlaſſen ſie entweder dieſe beſſeren Gefühle ganz oder tragen ſie ſchwärmeriſcherweiſe in eine Wirklichkeit über, in die ſie nicht gehören, und vermiſchen beſtändig das Innere mit dem Äußeren, auf deſſen reine Scheidung alles ankommt. Sie glauben immer, das Leben müſſe einen andern Zweck haben als das Leben ſelbſt, da es doch nichts ſein ſollte als eine ewige Sehnſucht, ſich tiefer und tiefer in das Schickſal der Menſchheit zu verſenken, von dem man nie anders etwas ergründet, dem man nie etwas ablernt, als dadurch, daß man ſich ſelber, in ſeinem ganzen Sein und Weſen, mehr und tiefer ihm gemäß ſtimmt. Wer nicht dieſe innere Exiſtenz mit Sorgfalt hegt, wer nicht ſchon eine unwiderſtehliche Begierde in ſich trägt, die ganze Menſchheit rein durch ſich ſelbſt auszumeſſen, wer gar dies höchſte Daſein äußeren, auch noch ſo guten Zwecken unterordnet, der iſt immer von der wahren Anſicht entfernt. Ich glaube ihr ſo nahe zu ſein, als ich mit meinen Kräften kommen kann, aber wenn ich es ihr bin, das iſt gewiß buchſtäblich wahr, danke ich es allein oder doch ganz vorzüglich Dir. Die Liebe ſchließt ganz neue Kräfte und neue Sinne auf, und Dich, die Du ſo ganz auf dieſem Wege wandelſt, in dem Alter, in dem ich am empfänglichſten war, zuerſt geliebt und ganz mit Dir in den gleichen Gefühlen fortgelebt zu haben, immer gefühlt zu haben, daß Du die gleiche Liebe mit mir teilteſt, hat mich ſehen und empfinden laſſen, was mir ſonſt ewig verborgen geblieben wäre. Erhalte Dich darum, liebe, gute Seele, in froher Heiterkeit des Lebens, mache, daß wir noch lange zuſammen wie jetzt leben können, je länger wir es tun, je mehr behalten wir einer vom andern, wenn uns das Schickſal je trennte, und je feſter ſind wir auch künftig, da es irgend ein Künftig in jedem Fall doch immer gibt, Eins.

Das einzige, was ich manchmal an Dir tadeln möchte, iſt, daß Du Dir nicht immer von äußeren Dingen genug Freiheit läſſeſt, die

1804 inneren, die Du immer ſo rein bewahrſt, ganz zu genießen. Darin, wenn Du mich liebſt und mich, wenn es möglich iſt, noch froher um Dich ſehen willſt, ſchaffe Dir wahre Unabhängigkeit, und laß nicht ſolche äußere Geſchäftigkeit Dir ſo über den Kopf wachſen, daß das Dich körperlich angreift oder zu ſehr zerſtreut. Glaube mir gewiß, liebe, gute Li, das Beſte und Allerbeſte, was Du für mich und die Kinder, die jetzt groß genug werden, Dich zu ahnden, tun kannſt, iſt, recht frei und recht fruchtbar in Ideen und Gefühlen in Dir zu leben. Darum freue ich mich zuerſt ſehr auf Deinen Aufenthalt in Paris. Ich weiß wohl, daß Du ſo ohne die kleinen Mädchen und mich immer nicht ganz ruhig und nicht ſo eigentlich glücklich und heiter dort leben wirſt. Allein die Gegenſtände, die Dir ſonſt lieb waren und die es jetzt wieder ſein werden, der Umgang mit Schlabrendorff*) und die ganze mannigfaltige Welt um Dich werden Dich aufs neue beleben, und auf dieſe Belebung halte ich ſehr viel. Sie gibt Dir noch beſſeren und höheren Stoff und Stimmung, und ich bitte und beſchwöre Dich noch einmal, genieße es recht nach Luſt und ohne Dich einzuſchränken.

Meine Geſundheit iſt gerade, wie ich ſie mir wünſchen kann. Ich leide nicht das mindeſte, und ich fühle mich, ſelbſt wenn ich wie neulich den Sonnabend vom Morgen um 7 Uhr bis um 10 Uhr den Abend ſchreibe, ſo wenig müde, daß ich neulich an demſelben Tage noch um 9 Uhr einen Brief beantwortet habe, der ebenſogut auch noch länger hätte warten können.

Lebe innigſt wohl, gute Liebe, umarme die Kinder. Adieu!

*) Vgl. S. 74.

81. Caroline an Humboldt

Paris, 21. Junius 1804 1804

Deine geliebten Briefe vom 26. und 30. Mai haben mich hier empfangen, mein teurer Wilhelm, woselbst ich den 15., nachmittags, angekommen bin. Verzeih, daß ich Dir nicht schon früher schrieb. Allein in dem Wirrwarr des ersten Ankommens war es mir eigentlich unmöglich, und Kohlrausch verlor mehrere Vormittage mit den Paßgeschichten. Alles ist aber nun in Ordnung. Unser Minister hat Kohlrausch sehr zuvorkommend empfangen, und er ist auch einen Vormittag sehr lange bei mir gewesen. Meine Gesundheit ist für meinen Zustand und die Fatige, die ich mir in der letzten Zeit zugemutet habe, gut. Ich habe nicht die mindeste Besorgnis, und bitte Dich, mein teures Leben, inständig, Dich ja nicht zu beunruhigen.

Ich habe Paris mit einer Freude wiedergesehen, die ich Dir kaum beschreiben kann, und die vollkommen wäre, wenn Du und die geliebten Kinder mir nicht fehlten. Meines Wilhelms schöne Haare, zu einem sehr geschmackvollen Kollier geflochten, haben mich hier empfangen. Du wirst es mit inniger Rührung sehen. Ach, wo ich hier hintrete, begegnet mir immer und immer die schöne Gestalt, und alles, was ihn gekannt hat, tritt mit Tränen in den Augen zu mir. Schlabrendorff ist täglich einige Stunden bei mir, sein Äußeres hat sich nicht verändert, sein Auge ist womöglich noch klarer und geistvoller geworden; den großen Schmerz seines Lebens trägt er wie immer in der tiefbewegten Brust, aber sein Ausdruck hat darüber vielleicht etwas Milderes bekommen. Er reist, wie es seiner Geschäfte wegen unumgänglich notwendig ist, im künftigen Monat ab. Sein Zimmer ist aufgeräumter, man sieht, daß die Probebogen der Stereotypen nicht mehr darin herrschen, und seine Toilette ist viel soignierter wie ehemals. Er hustet auf eine beunruhigende Weise und scheint selber es nicht für unbedenklich zu

1804 halten. Zu Kohlrausch hat er ein schnelles Zutrauen gefaßt und braucht ihn ordentlich als Arzt, und nimmt die Medizin, die er sonst gewöhnlich nur besieht. Seine Stereotypen hat er ganz aufgegeben wie es scheint; doch bin ich noch nicht mit ihm dahin gekommen, davon zu sprechen. Was ihm wohl die Zeit her am wehesten getan haben mag, ist die Entfernung, in die er mit Red..... gekommen ist und zu der die Pobeheim-Geschichten die erste Veranlassung gegeben haben. Der Klatsch bei dieser Gelegenheit ist unsäglich. Mich jammert nichts in dem allen als er, der um allen Glauben an die Menschheit kommt. Mich umarmte er schon einige Male mit Tränen in den Augen und einer konvulsivischen Bewegung. „Es ist", sagte er mir einmal, „der Rest meines menschlichen Gefühls, mit dem ich Dich an meine Brust drücke." —

Für heute muß ich abbrechen, um die Post nicht zu versäumen. Deinen Brief vom 6. Juni habe ich gestern mittag bekommen, und er hat uns aus großer Verlegenheit wegen der über Alexander verbreiteten Nachricht gezogen.

Alles übrige mit ehestem. Tausend Küsse den holden Kleinen.
Ewig Deine Li.

Meine direkte Adresse ist Rue St. Marc Nr. 167, Grand Hotel Montmorency.

82. Caroline an Humboldt

Paris, 22. Junius 1804

Heute, zu Deinem Geburtstage, mein geliebter Wilhelm, wußte ich den Kindern keinen besseren Spaß zu machen, als sie in das Panorama von Rom zu führen, was eben aufgestellt ist, aber leider übermorgen abgenommen wird, sonst ginge ich öfter hin, denn es gibt doch eine sehr lebendige Darstellung. Der Standpunkt, den man genommen hat und von dem herab man

in die Stadt und auch die Gegend ſieht, iſt der Turm des Kapitols. 1804
Was uns am meiſten ergriff, war, wie Du wohl denken kannſt, der Monte della Trinità, der den Kindern mit der Villa Medicis und der Kirche gleich in die Augen ſchoß, und nach wenigen Augenblicken entdeckte Kohlrauſch wirklich die Loge auf unſerem Hauſe. Die ganze Ausſicht, die wir aus unſren Zimmern haben, lag vor mir, die Villa Mellini mit der abenteuerlichen, ausgezeichneten Pinie, der Campo Vaccino, das Coliſeum, die Gebirgsmaſſen, der furchtbare Monte Cavo, näher das Priorat, in der Tiefe die Tiber, die Weinberge, die Via Appia und die ernſte Pyramide. Die Lage aller Gegenſtände und ihre Form waren höchſt richtig und ihr Effekt darum unleugbar, aber die Farbe ganz verfehlt, ſowohl die des Himmels, der in die Ebene hinein dunkel und nur mit einzeln aufgeriſſenen Wolken erhellt war, als auch die Beleuchtung auf der Gegend und den Monumenten. Dennoch konnten wir uns lange, lange nicht losreißen, die Kinder entdeckten immer noch etwas Neues, und meine Bruſt erleichterte ſich mit vielen Tränen. Bald ſah ich Adeln auf der Höhe beim Obelisk vorbei mit Wunſch in die Medicis gehn, bald ſuchte ich Dich in den einſamen Gängen um das Coliſeum, bald begegneten wir uns bei ſeinem Grabe. Vielleicht wareſt Du wirklich heute da und überließeſt Dich ganz und ungeſtört dem tiefſten Schmerz Deines Lebens. Er war Dir der Liebſte, er mußte es Dir ſein, und nun erreicht ihn keine Sehnſucht, keine Stimme der Liebe! Gott, wo iſt er, wo werden wir ſein, wohin führt die Nacht, die ſeine glänzenden Augen auf einmal deckte! Noch immer knie ich an dieſem Bette und empfinde immer neu das entſetzliche Schrecken, das mich ergriff, ihn mir fremd zu fühlen, mein Kind, mein in meinem Schoß und an meiner Bruſt genährtes Kind, durch eine furchtbare Gewalt mir entfremdet und gleichſam wie mit einem Zauberkreis umgeben, in den ich nicht und nichts Lebendes zu treten vermochte. — Wie fröhlich ſprang er voriges Jahr um Dich an

1804 dieſem Tage herum und machte Dir ſein kleines Geſchenk. Dieſes Jahr hat Dir niemand etwas geſchenkt, Du biſt allein — mir kann mannigmal das Herz darüber vor Wehmut brechen. Du weißt, wie ich Paris liebte, ich habe es auch mit dem Wohlgefallen wiedergeſehen, was ich an dieſer Stadt als Stadt trage, aber ohne Theodors Geſundheit, für die ich es denn doch ernſtlich unerläßlich halte, den Sommer außer Italien zu ſein, wüßte ich kaum, wie ich ſo lange von Dir entfernt bliebe.

Den 24. Junius

Den Hofmeiſter habe ich nicht aus den Augen gelaſſen. Hier habe ich mich an Schweighäuſer*) gewendet. Allein mit dem iſt nichts mehr auszurichten.

Ich bin unterbrochen und endige hier. Wäre nur der Julius und Auguſt vorüber!

83. Humboldt an Caroline

Rom, 3. Julius 1804

Du kannſt nicht glücklicher über Deine Ankunft in Paris ſein, liebe Seele, als ich es bin. Ich habe Deinen lieben, lieben Brief aus Metz erhalten und danke Dir herzlich für alle umſtändlichen Nachrichten, die Du mir gibſt. Es geht unglaublich gut mit der Reiſe, und der Mut, mit dem Du ſie, wie Kohlrauſch mir ſchreibt, faſt gegen ſeinen Rat unternommen haſt, iſt prächtig. Wirklich war es in jeder Hinſicht beſſer, als an den vaterländiſchen Erdſchollen zu kleben. Jetzt bin ich ganz außer Sorge und denke Dich mit abſoluter Gewißheit in Paris.

Hier geht alles ſehr gut. Adel und Gabriele ſind wohl, und Adel wird mit jedem Tag lieblicher. Ihr Sprechen mit den kleinen

*) Sohn des Straßburger Profeſſors, war vom Herbſt 1798 bis Juli 1799 als Hofmeiſter im Humboldtſchen Hauſe.

Mienen dazu entzückt alle Menſchen. Sie ſpricht jetzt Italieniſch 1804
gleich geläufig und richtiger als Deutſch, wo ſie noch immer „genehmt, gebringt“ uſw. ſagt; wenn man ſie aber fragt, was ſie lieber ſpricht, ſagt ſie gleich mit einem Geſicht, als wenn's eine Sünde wäre, es anders zu tun: Deutſch. Sie ſcheint es ordentlich für etwas Edleres anzuſehen.

Ich habe beide Mädchen mit Vicenza und Wunſch nach Marino geſchickt, meine Sachen geſchwind auch arrangiert und gehe in einigen Stunden heute nach. Dies ſchien mir ſchlechterdings nötig. Ohne außerordentliche Umſtände bleibe ich bis zum 18., 19. d. in Marino. Dann komme ich zur Poſt herein, gehe nachher hinaus und treibe dies bis zum 1. Auguſt. Sei gewiß ohne Sorge, liebe Li. Die Kinder ſollen nur immer einen, höchſtens zwei Tage ohne mich ſein, und Wunſchen könnte man ſie allein anvertrauen. Er kommt nicht von Adelheids Seite und iſt von einer unbeſchreiblichen Treue. Wäre ich je abweſend, ſchickte er mir bei der größten Kleinigkeit einen Boten. Vicenza, die hier doch halb melancholiſch wurde, iſt außer ſich vor Freuden. In der Hitze (die hier aber doch nur 25 °, nicht, wie Kohlrauſch ſchreibt, bei Euch 31—33 ° iſt) muß man die Gemüter des Volks erheitern. Darum habe ich auch Marino gewählt. Ich habe dort Uhdens Palaſt, den ich ſchon gehörig reinigen und ſäubern laſſen will. Ich arbeite in Marino wie hier. Wo ich einen Tiſch habe, liebes Kind, und die Kleinen, habe ich auch die Welt. Meine einzige Angſt bei dieſem Entſchluß iſt geweſen, ob er Dir recht ſein würde! Aber ich konnte nicht anders und ſehe nichts als Vorteile dabei.

Marino, 4. Julius

Ich hatte nicht Zeit, den Brief geſtern in Rom zu endigen; ich fuhr den Abend nach Marino, Wunſch kam mir mit der Adel entgegen, und die rief gleich: „Ich immer an Vater gedenkt!“ Sie fiel mir ſo herzlich um den Hals. Wie wird ſie es nicht mit Dir

1804 machen; es vergeht kein Tag, wo ſie nicht mehrmals von Dir ſpricht. Heute iſt Wunſch nach Rom geritten, in Schuh und Strümpfen mit einem Sporn, um ſich examinieren zu laſſen und zu promovieren. Heute abend kommt er zurück. Es koſtet aber 50 Scudi. Um 5 hat er mit den zwölf Doktoren, die das Kollegium ausmachen, 14 Tage lang gehandelt. Er iſt eine unerſchöpfliche Quelle des Amüſements. Man muß lachen, wenn man ihn anſieht. Der Palazzino, in dem ich hier wohne, iſt freilich nicht brillant, aber es riecht jetzt gar nicht, und ich wohne in der kleinen Stube, wo die Centauren gemalt ſind. Der Kanonikus hatte das große Projekt, mich wie Uhden bei ſich eſſen zu laſſen, aber daraus iſt nichts geworden, er kocht in unſerm Palaſt. Ich halte mich immer nobel, wie Du ſiehſt. Nun muß ich Dir die großen Dinge ſagen, die ich für Dich und uns in Rom gemacht habe. Ich laſſe bauen, Du kriegſt ein Bad im Hauſe. Die Badeſtube iſt ſehr gut, gewölbt, mit gemaltem Plafond. Das Waſſer bekommſt Du aus der Fontäne auf dem Hof. Ich laſſe Dir auch einen Kamin darin machen zum An- und Ausziehen. Graf Tomati*) iſt mit allem zufrieden und geht immer ganz vergnügt oben unter ſeinen Tauben herum.

Pautti iſt ſehr traurig. Lucian Bonaparte**) wollte ſeinen Faun kaufen. Allein der alte Barberini hat es dahin gebracht, daß ſein eigener Verkauf des Fauns iſt für ungültig erklärt worden, und Pautti hat den Faun an ihn zurückliefern müſſen, und hat nichts als ſein Kaufgeld zurückbekommen. Das Kaufgeld beſteht in nicht mehr als in 1200 Scudi!!! Man muß geſtehen, daß die Sache von beiden Seiten ſehr ehrlich iſt.

Die Prinzeſſin Borgheſe***) iſt noch in Florenz und genießt alle mögliche Ehre dort. Canova hat ihre Statue gemacht, die jetzt in Gips in ſeinem Atelier ſteht und ſehr ähnlich ſein ſoll. Sie liegt

*) Vgl. S. 113. — **) ***) Geſchwiſter Napoleons.

halb hingelehnt auf einem Sofa und ist von oben bis unter der 1804
Brust unbekleidet. Der Rücken ist es ganz. Außerdem hat Canova noch eine Venus gemacht.

Für die ausführliche Nachricht*) danke ich Dir herzlich. Ich billige alles. Überhaupt glaubst Du nicht, was es mich freut, wenn Du Dich so selbständig bewegst. Wenn Du mit mir bist, lässest Du immer mich alles entscheiden. Es ist mir ordentlich manchmal traurig gewesen, als wenn ich Dir allen Willen nähme.

Lebewohl, liebe, beste Li, umarme die Kinder tausendmal. Von inniger Seele Dein H.

84. Humboldt an Caroline

Marino, 11. Julius 1804

Ich habe gestern Deinen Brief vom 21. Junius bekommen, den ersten aus Paris, und habe mich herzlich darüber gefreut, Dich endlich in Paris etabliert zu wissen. Kohlrausch schreibt, daß Du gut wohnest. Ich ängstige mich nicht vor Deiner Niederkunft, schon Dein Mut macht, daß ich glaube, daß alles sehr gut gegangen sein wird. Aber es ist doch mein letzter Gedanke, ehe ich einschlafe, und mein erster beim Erwachen. Du glaubst nicht, wie wunderbar es ist, nun fast mit Gewißheit zu wissen, daß ein Wesen existiert, das einen so nah angeht, und nicht einmal unter einem bestimmten Geschlecht es sich denken zu können. Du hast, sehe ich, einen Brief vom 6. von mir am 21. bekommen, das sind nur 15 Tage. Deiner ist bis Rom 18 Tage geblieben. Vor Montag über 8 Tage ist es unmöglich, daß ich Deine Niederkunft erfahre. Die Nachricht mit Alexander halte ich für ganz falsch. Nicht sowohl wegen seines letzten Briefes an mich, denn

*) Über Burgörner und den dort mit dem Vater und Bruder getroffenen Erbvertrag.

1804 er könnte ſpäter am Gelben Fieber geſtorben ſein, aber wohl deswegen, weil ich mit der letzten ſpaniſchen Poſt keine Briefe bekommen habe. Bei einem Tode durch Krankheit würde wenigſtens niemand früher Nachricht haben als ich, durch Schiffbruch nur könnte es anders ſein. Ich denk noch immer, ihn mit Dir in Rom ankommen zu ſehen, und ich bitte Dich nochmals, wenn es Dir irgend Freude macht, ſo gib zu Deinem Aufenthalte in Paris zu. Ich übernehme die kleine Mühe, die Deine Abweſenheit mir mehr macht, ſo gern, und ſchiebe meine Sehnſucht, Dich wiederzuſehen, auf, wenn ich nur weiß, daß Du froh und glücklich biſt. Ich führe hier in Marino ein Leben, wie ich ſeit nun bald zwei Jahren nicht getan habe, ganz als gäbe es keinen König und keine Geſandtſchaft. Dies iſt der erſte und einzige Brief, den ich ſeit acht Tagen ſchreibe. Ich pflege mich erſtaunlich hier. Ich eſſe mehr als in Rom, ich überlaſſe mich mir ſelbſt und meinen Gedanken, ich genieße das doch auch hier unendlich ſchöne Land. Vorgeſtern abend fuhr ich zu Schiff auf dem Albaner See bei Mondſchein herum. Es war, ich weiß nicht, ob Du es bemerkt haſt, gerade ein ſchönes Phänomen am Himmel, eine Bedeckung der Venus durch den Mond. O! wie oft, verzeih, daß ich Dich von Paris wegwünſche — die Wünſche ſind ja ſo ohnmächtig, und zu mir kämeſt Du doch gern — wie oft aber wünſchte ich Dich her. So ein Himmel, ſo eine Luft, ſo ein balſamiſches Aushauchen aller Pflanzen, dann die maleriſchen Ufer, die ſchattig überhangenen Badeplätze, und immer dabei der ſchöne und große Monte Cavo. Von fünf oder ſechs Uhr abends an gehe ich immer bald allein, bald mit dem Kanonikus, bald zu Fuß, bald demütig zu Eſel ſpazieren, und ſehe erſt jetzt, welch ein töricht Leben der Prinz in Albano führte. Ich kenne hier ſchon alles genau, und habe mitten im Walde, ohne Weg und Steg, himmliſche Plätze gefunden. Es iſt immer freilich der eine See, aber wie reich und mannigfaltig auch! Marino liegt im Grunde nicht ſchön.

Aber der Vorteil, den See an dem ſchönen Gehölz, durch das 1804
Du fuhreſt, zu ſehen, und das ſo nah zu haben, wiegt auch ſehr viel auf. Das Gehölz iſt ein wahrer Park, immer trocken, ohne Staub, faſt ohne Menſchen. Nur muß man immer ſteigen, und für Dich wäre es unbequem. Aber für meine Verachtung der Flöhe, liebe Seele, werde ich recht beſtraft. Glaubſt Du, daß ich die erſten Nächte kein Auge habe zutun können? Millionen! Der Kanonikus hat endlich eine Liſt erſonnen, echt homeriſch. Er hat zwei Mädchen geſagt, ich hätte einen unendlich kleinen, aber koſtbaren Stein in meiner Stube, wo das wahre Neſt war — die andern waren beſſer — verloren, und ſie ſollten ihn ſuchen. Die armen Mädchen krochen nun auf allen Vieren in der Stube herum, und wie der Kanonikus es berechnet hatte, ſo ſprangen alle Flöhe auf ihre Röcke und Hemden. Er ſtand immer ganz liſtig dabei, und wie er ſie ganz ſchwarz ſah, brachte er ſie zum Hauſe heraus. Seitdem aber hat ſich gefunden, daß eine Frau neben mir ſich alle Morgen ausflöht und mir die Flöhe an das Fenſter auf die berühmte Loge wirft, von wo Uhden die ſchöne Ausſicht pries. Der Kanonikus hat das zwar unterſagt, allein ſie meinte, ſie hätte kein ander Fenſter, und behalten könnte ſie die Flöhe nicht. Der unermüdete Kanonikus hat aber den Vice-duca, den Gendarmen des Orts, dahin gebracht, ein eigenes Mandat ausgehn zu laſſen, durch welches der Frau bei ſechs Piaſter Strafe verboten wird, ſich an dem Fenſter, das nach S. Exzellenz Loge geht, auszuflöhen, und der Kanonikus hält von Tagesanbruch an ein Mädchen gegenüber, um ſcharf auf die Dame zu wachen. Wie die Unglückliche ſeitdem nun ihre Flöhe ſelbſt verarbeiten mag, weiß Gott! Verzeih die lange Geſchichte, aber Du mußt doch, wo Du ſo von allen Wegen der Flöhe entfernt wohnſt, nicht ganz Italien vergeſſen. Die Adel hat weniger gelitten, in ihrer Stube ſind weniger.

Gabrielle iſt von einer Luſtigkeit hier, die unbeſchreiblich iſt, ſie lacht und ſpricht durch das ganze Haus. Nur wachſen tut ſie nicht.

1804 Sie muß aber wirklich in Marino heiraten, denn es hat einen unglaublich guten Einfluß auf sie und ihre Gesundheit. . . . Die Adel hat hier einen ganz sicheren Balkon, auf dem sie manchmal steht, und der nach der Straße geht. Von da herab hält sie Konversationen mit den Kindern, die sich unten versammeln, wirft auch wohl manchmal einen Bajocco hinunter, aber selten, weil sie das Aufheben liebt. Neulich hatte sie eine göttliche Szene. Sie erzählte den Kindern sehr weitläufig, daß sie in Paris geboren wäre — das ließen sie nun so hingehen —, daß sie einen Mann hätte — da lachten sie schon — und daß sie sechs Kinder hätte. Darüber machten die unten einen großen Lärm. Adel nahm das aber so übel, daß sie sich auf die Erde warf und fürchterlich weinte. Wie sie indes sah, daß das Weinen nicht half, sprang sie auf einmal auf, lief wieder hin und schimpfte nun aus vollem Halse: „Maledette bestie“ und Gott weiß was für entsetzliche Schimpfwörter, und immer dazwischen: „È vero, è vero, ho sei creature“, zum Totlachen. . . .

Auf das Halsband von Wilhelms Haaren freue ich mich unendlich. Ach! Du glaubst nicht, wie er mich hier beständig und in jedem Augenblick begleitet. Diese achttägige Einsamkeit ist mir vorzüglich darum so lieb gewesen, weil ich so ungestört habe seiner denken können. Es ist mir, als wäre er mir noch näher in diesen Bergen, die ich immer mit ihm sah, als bewohnte er sie auf eine noch eigenere Weise. Ich fühle immer mehr, daß das Gefühl seines Verlustes auch durch nichts nur getauscht werden kann. Jedes unsrer Kinder ist mir unendlich lieb. Aber an keines Stelle läßt sich ein anderes setzen. Adelheid hat wohl einiges von Wilhelm, aber die Art der Sanftmut und der Klugheit, der Fröhlichkeit und des Fleißes hat keines wieder. Ich kann es mir nicht denken, auch jetzt nicht, daß wir ihn nie wiedersehen sollten; schon so oft hier im Gehölz ist es mir gewesen, als müßte er mir begegnen. Wenn er

noch irgend Gefühl und Rückerinnerung irgendwo hat, ſehnt er ſich 1804
gewiß auch nach uns, denn er liebte uns unendlich.

Die Hitze fühlt man hier eigentlich gar nicht, nur den erſten Tag, ehe das Haus durchgelüftet war, war's ſchlimm. Ich laſſe den ganzen Tag die Fenſter offen, und heute iſt es ordentlich kühl. Doch nehme ich mich mit weiten Gängen in acht und bin noch nicht auf Monte Cavo geweſen.

Ewig, ewig Dein H.

85. Humboldt an Caroline

Marino, 18. Julius 1804

Ich habe Deinen lieben Brief an meinem Geburtstag bekommen, liebe Li, und danke Dir unendlich, daß Du ſo liebevoll meiner gedacht haſt. Es geht uns hier äußerſt gut. Leider aber hört dieſe glückliche Zeit übermorgen früh, Freitag, für mich auf. Dann muß ich nach Rom gehn; die Kinder kann ich mich nicht entſchließen vom Lande wegzunehmen. Der Unterſchied der Luft iſt zu ſchön und gut. Stell Dir nur vor, daß wir nie in Marino über 23½° gehabt haben und man mir heute von Rom von 28° ſchreibt. Aber ſei ja ohne Sorgen. Wunſch bleibt hier, und er iſt ſo aufmerkſam, daß er, ſolang er hier iſt, noch nie allein nur einen Spaziergang gemacht hat. Er kommt nicht von Adelheids Seite und iſt die Sorgſamkeit und dabei die Sanftmut ſelbſt. Ich werde die Tage in Rom fürchterlich zu tun haben. Ich habe, wie ich Dir ſchrieb, hier alles liegen laſſen. Dagegen iſt aber auch die Baskenreiſe nun fertig, und ich habe nun nur noch den angenehmeren Teil zu bearbeiten.

Daß Dir das Panorama Freude gemacht hat, gutes Kind, kann ich mir denken, nach Deiner Beſchreibung muß es wirklich täuſchend ſein, und Dir iſt jeder Fleck unſeretwegen und wegen ſo

1804 mancher Erinnerungen teuer. Die Pyramide muß Dich tief ergriffen haben. Ich kann ſie mit meinem Dollond aus dem Fenſter von Marino ſehen und ſehe alle Morgen hin. Marino, Du wirſt mich wieder auslachen, liebe Li, aber ich kann mir nun einmal nicht helfen, hat für mich ſehr gewonnen. Es hat wirklich große Vorzüge, und ich reite immer einen kleinen Eſel, bei dem ich jedesmal an den armen Wilhelm denke. Er iſt noch kleiner als der in Tegel war, ich ſteige von gerader Erde auf und ab, und wunderhübſch und ſehr ſtark dabei. Ich habe mir Wilhelms Sattel kommen laſſen, und Du kannſt denken, wie mir alles, jede Kleinigkeit meiner Spazierritte in Tegel mit ihm neu geworden iſt. An meinem Geburtstag fand ich den kleinen Wunſch, den er mir geſchrieben hatte voriges Jahr. Das Ende war: „Nun mußt Du aber auch recht luſtig ſein, lieber Vater.“ Es hat mir faſt weh getan, es war mir, als wäre ich es manchmal nicht geweſen. Mit ihm aber war ich gewiß immer heiter. Die Gegend hier am Albaner See hat etwas ungemein Feſſelndes; der ernſte Monte Cavo, den man in ſo wechſelnden Geſtalten ſieht, der ſchöne See und dann die weite Ebene nach Rom zu. Ich bin jeden Winkel durchkrochen, ich habe in den Wäldern auf den höchſten Ufern des Sees Ruinen gefunden, und welche, die wohl vom alten Albalonga ſein können. Ich habe mich ganz mir und meinen Empfindungen überlaſſen und bin wirklich recht glücklich in dieſer Zeit geweſen.

Ob wir wohl je noch einmal zuſammen in Paris ſein werden? Daß ich je im Dienſt hinkäme, daran habe ich keinen rechten Glauben, und ich weiß nicht einmal, ob ich es wünſchen ſollte. Und außerdem — das iſt jetzt weit hin, denn fürs erſte bleibe ich doch unſtreitig in dieſer Lage, die unſern äußeren Umſtänden konveniert und mir nichts ſchadet. Ich wäre aber auch recht gern, das kann ich nicht leugnen, in Paris, und ſähe vorzüglich gern Schlabrendorff*)

*) Vgl. S. 74.

wieder. Ich bedaure ihn nach allem, wie ich ihn ſchon ſonſt kannte 1804
und was Du mir ſagſt, recht ernſtlich. Es wäre ihm wirklich das beſte, er käme nach Rom. Er hat eigentlich keine Menſchen, mit denen er ſo gut leben könnte als mit uns. Den Ort ſehe ich mehr für gleichgültig bei ihm an. Indes hat doch Rom auch den Vorzug, daß kein Menſch nach der Toilette fragt. Wäre Schlabrendorff ein Menſch, der eigentlich auf Verbeſſerung ſeines Lebens dächte, ſo könnte man es ihm recht ordentlich vorſchlagen. Aber er iſt unglücklicherweiſe lebensſatt und läßt alles ſo hingehen, und abſcheulich iſt es, daß die Reiſe nach Schleſien wirklich notwendig ſcheint. Sitzt er einmal da, ſo iſt wieder ſchwer an ein Wegkommen zu denken. Aber Paris iſt wirklich kein Ort für ihn, wenigſtens kann es jetzt keinen Reiz haben, der den überwiegt, mit Dir und uns hier zu leben.

Ich bin heute nur bis gegen Caſtello zu ſpazieren gegangen, weil es zu regnen drohte, aber der ſchönſte Teil des Sees iſt, wo Du eigentlich noch nicht warſt, bei Palazzuola. Man ſieht da das Meer in ſeiner ganzen Ausdehnung und wirklich ſehr weit auf ſeine Höhe heraus. Da aber der See unmittelbar vor einem liegt, ſo erſcheint es über dem See am Horizont, und zwiſchen See und Meer läuft nun die Küſte wie ein ſchmaler Streifen hin. Einen dieſer Tage habe ich einen Punkt entdeckt, den ich ſchlechterdings einzig finde, und den ich noch dazu ſehr magiſch beleuchtet ſah. Man nennt die Stelle la grotta di Battiferri. Es iſt zwiſchen Palazzuola und Marino. Das Ufer des Sees, das dort ganz felſig iſt, iſt ſehr hoch über dem Rand des Waſſers unten ganz ausgehöhlt und bildet eine lange und ziemlich tiefe Höhle. Indes muß man ſich nicht eigentlich eine Grotte denken, ſondern nur eine Aushöhlung, über der ein Felſendach halbrund herübergewölbt iſt. In dem Fels ſieht man noch die ausgehöhlten Wellenlinien, die das Waſſer gemacht hat, und es iſt kein Zweifel, daß der See die Aushöhlung gebildet hat. Denn, wie Du weißt, legten die Römer den Emiſſar, durch den er

1804 noch jetzt immerfort abfließt, indes ihm von unten auf neues Waſſer zuquillt, nur an, weil er die Felder überſchwemmte, und wirklich mußte, wenn er die Höhe dieſer Grotte erreichte, er auf der flachen Seite gegenüber ſchon auf dem Felde ſtehen. In der Grotte hat der Fels natürliche Sitze gebildet, und durch die weite, aber doch immer begrenzte Öffnung zeigt ſich nun die ganze himmliſche Gegend, der See, ſeine Ufer und das Meer, wie ein Gemälde. Es war gegen Sonnenuntergang, wie ich hinkam, und ich blieb wohl zwei Stunden da, um die Gegend auch im Mondſchein zu ſehen, der Effekt des Mondes auf dem See iſt unbeſchreiblich. Wenn man den See ſo oft ſieht als ich in dieſen Tagen, ſo hat er wirklich eine ganz eigene Art der Bewegung und viel mehr als ein bloß ſtehendes Gewäſſer, da er immer friſch zuquillt. In dieſen kleinen ſanften Wellen zitterte nun das Mondlicht vom entgegengeſetzten Ufer bis dicht unter meine Füße heran. Ein großer Vorzug iſt noch bei Marino, daß man um Mitternacht noch allein ſicher durch den Wald gehen könnte.

Adieu von ganzer inniger Seele! Ewig Dein H.

86. Caroline an Humboldt

[Paris], 18. Julius 1804

Gottlob, daß ich wieder dazu kommen kann, Dir ſelbſt zu ſchreiben! Meine liebe, teure Seele, wie hat mich danach verlangt, und wie haben Deine ſüßen, lieben Briefe mich in dieſer Zeit ſo beſonders noch gerührt und erquickt! Auch meine Entbindung und ihre nächſten Folgen ſind nun vorüber, und ich bin dem Zeitpunkt mächtig näher gerückt, wo ich Dich, einzig liebes, teures und trautes Weſen, wiederſehen, Dich und die geliebten kleinen Mädchen tauſend-, tauſendmal wieder an meine Bruſt drücken werde. Ich bin in einem eigenen Zuſtand von Rührung und Freude, aber mir

ist wohl. Erhalte nur Dich und die Kinder, und wir sehen uns alle zur 1804
bestimmten Zeit mit der innigsten Freude wieder. Ich billige zwar sehr Dein Weggehn nach Marino, aber die Mühe des Dérangements für Dich ist mir unangenehm gewesen zu überdenken. Wir sind alle wohl. Ich selbst habe mich noch nie so schnell nach einer Niederkunft erholt wie dieses Mal, und doch war ich die nächsten Tage nach der Entbindung, besonders die ersten zwei, sehr krank, hatte ein heftiges Fieber und Nervenschmerzen, von denen mir bis jetzt auch die Vorstellung gefehlt hat. Die Kindlein sind wohl, Caroline blühend wie immer, groß und stark; Theodor nimmt sehr zu, nur ist er seit acht Tagen durch ein sehr erhitztes Auge, in das zuerst ein Stückchen Kalk gefallen, und das er nachher gehörig gerieben und erhitzt hat, etwas verunstaltet, aber seine magern Backen haben zugenommen, und übrigens wirst Du ihn sehr gewachsen finden. Die Kleine, die ich Mathilde Louise Virginie genannt habe und gewöhnlich Louise nenne, ist sehr hübsch. Schöne blaue dunkle Augen, die vielleicht wie die meinen werden, lichtbraune Härchen, deren Farbe indessen wohl noch wechseln wird, eine von der Stirn ziemlich gerade herabsteigende Nase — die Nase selbst liegt freilich noch im Argen — und einen schön geschnittenen, aber nicht sehr kleinen Mund. Was mich daran frappiert hat, ist, daß sie an der Oberlippe ein Zipfelchen hat wie das, was unser geliebter Wilhelm sich durch den Schnitt künstlich gemacht hatte. In dem roten Lippchen der Kleinen ist wie ein feiner vernarbter Strich. Mich soll es sehr wundern, ob sie das auswächst oder behält. Übrigens ist sie schneckenfett und rund auf die Welt gekommen, trinkt ganz entsetzlich am Tage und schläft wie ein Ratz des Nachts.

Den 19. Julius

Ich wurde gestern durch Mad. Rodde und Villers unterbrochen, die den Abend hier zubrachten. Villers und Vanderbourg kommen oft zu mir, Schlabrendorff alle Abend ohne Ausnahme; aber er reist künftige Woche ab. Er wird sich wohl ein paar Wochen in

1804 Weimar aufhalten, und ich denke, nächſt dem Genuß, den Caroline*) dadurch haben ſoll, deren Liebe zu Schlabrendorff Leidenſchaft iſt, inſoweit Caroline Leidenſchaft empfinden kann, ſoll Schiller große Freude an Schlabrendorff haben und er an ihm. Mir tut ſein Weggehn unausſprechlich leid, und nie war er lieber und vertrauender mit mir. Er macht auch Pläne, zu uns nach Rom zu kommen; aber wie ſoll ich daran glauben? — Hier hat er alle ſeine Entrepriſen geendigt.

Haugwitz**) ſoll von Dir geſagt haben, in der Art, wie Du Deine Geſchäfte betriebeſt und Deinem Poſten vorſtändeſt, könne Dir gar keiner abgeſchlagen werden, der vakant ſei und den Du wünſchteſt.

Über alle häuslichen Arrangements ſchreibe ich mit erſter Poſt. Wegen des Hofmeiſters ſei ruhig. Wir bekommen noch einen recht guten. Unſere alte Thereſe habe ich auf vier Jahre engagiert für Köchin. Sie kommt mit mir nach Rom.

Meine kleinen Mädchen umarme ich — ach, wie freue ich mich auf Adels Küſſe. Wunſch grüße ich — ich ſtudiere, was ich ihm wohl mitbringen kann. Adieu.

Ewig, ewig Dein.

87. Humboldt an Caroline

Marino, 24. Julius 1804

Ich bin wieder hier, nachdem ich ein paar Tage in Rom zugebracht habe, und die beiden kleinen Mädchen ſind äußerſt wohl. Ich bin auch wohl, allein nicht ſo frei mehr als die letzten Wochen. Viel mehr muß ich jetzt abmachen, was ſich aufgeſammelt hat, und ſchreibe und chiffriere in Marino und gehe nur eine Stunde am Abend am See ſpazieren. Die Neuchâteler

*) v. Wolzogen. — **) Vgl. S. 56. — ***) Bekanntlich war Neuchâtel damals preußiſch.

geben mir jetzt viel zu tun. Vor einigen Wochen ist hier einer auf 1804
die Galeeren verurteilt worden. Das konnte ich nicht hindern, weil er außer andern dummen Streichen auch für England geworben hatte. Indes machte ich, daß er von der öffentlichen Arbeit weg in eine Festung kam. Er hat aber vorgestellt, daß die Gesellschaft und die freie Luft angenehmer wären und arbeitet nun vermutlich am Bogen des Konstantin oder am Zirkus maximus, da an beiden Stellen jetzt gegraben wird. Ganz neuerlich ist einer beschuldigt, Konterbande in Florenz gemacht zu haben; wie das ablaufen wird, weiß ich noch nicht. Schreibereien machen diese Sachen ohne Ende und gerade unangenehme. Aber das Wetter ist himmlisch, die Luft so kühl, daß ich mich kaum noch erinnere, wie es einem ist, wenn man schwitzt oder friert.

Von Goethe und Schiller höre ich gar nichts. Beide sind mir, wie Du weißt, Briefe schuldig. Überhaupt habe ich noch in keiner Zeit so in aller Rücksicht vereinzelt gelebt. Ich kann indes nicht sagen, daß ich eine andere Sehnsucht als die nach Dir fühlte. Je weniger ich mich gerade gegen andere äußern kann, destomehr lebe ich in mir. Ich lese sehr viel Dichter und bin tief im Dante. Es ist wunderbar, daß gerade je älter ich werde, ich destomehr eigentlich Freiheit in meinem Denken und Empfinden gewinne und der Phantasie viel mehr Rechte lasse als ehemals, da ich sehr jung war. Ich fühle erst jetzt recht lebendig, daß sich das Tiefste und Beste, ja so das recht eigentlich Menschliche nur in der erdichteten Gestalt ausdrückt, und daß die höchste Kunst eigentlich darin bestände, seine ganze Ansicht des Lebens in eine Dichtung zu verwandeln, in der doch der ganze Kern der Erfahrung und Wirklichkeit unverloren bliebe. Und eigentlich ist das wohl leicht möglich, aber leichter zu tun als auszusprechen. Denn in Erfahrung und Dichtung erscheint uns eigentlich dieselbe Gestalt, die Wahrheit des Daseins, dort in seiner unmittelbar empfundenen Anschaulichkeit, hier in seiner schrankenlosen Unendlich-

1804 keit. Ich habe in jedem Zeitpunkte meines Lebens wohl immer eine Richtung gehabt, hierin das eigentlich Rechte zu erkennen. Es iſt dieſelbe Richtung geweſen, die mich an Dich, liebes, teures Weſen, ſo innig angezogen hat, aber ich habe ſo manchmal, was ich beſſer fühlte, mit Raiſonnement vermiſcht, ich begreife erſt jetzt ganz, wie man vom Menſchen, dem Leben und der Welt nichts wiſſen kann, was man nicht tief aus ſeinem eigenen Daſein ſchöpft oder vielmehr an ſich ſelbſt wahr macht. Menſchheit und Natur laſſen ſich nicht begreifen, wie man es nennt; man kann ſich ihnen nur lebendig und durch Aneignung nähern. Nur indem man ſich die tauſendfachen Geſtalten ihres Erſcheinens aneignet, ahndet man einigermaßen ihre Unendlichkeit oder fühlt vielmehr, daß ſie alles und eins ſind. Man lernt dadurch auf den Punkt kommen, von dem aus alles Streitende in den einzelnen Geſtalten verſchwindet und ihre ganze individuelle Kraft doch rein erhalten iſt. Nur auf dieſer Anſicht iſt es möglich, im eigentlichſten Sinne des Worts über dem wirklichen Leben zu ſchweben und es doch ganz auszufüllen, und es gehört nichts dazu, als eine recht tiefe Verachtung des Irdiſchen, das iſt umgekehrt nichts zu tun, zu denken und zu betrachten, als der Idee wegen und für ſie alles zu wagen und zu leiden, und eine womöglich noch ärgere Verachtung alles Phantaſtiſchen, das iſt alles ſogenannten Idealiſchen, dem keine echte Erfahrung und Wirklichkeit zugrunde liegt, um dahin zu gelangen. Iſt man aber da, ſo iſt man auch auf dem Punkte, wo alle menſchlichen Dinge ihre wahre Geſtalt behalten und doch nichts mehr Schrecken und Ekel erregt, der Schmerz ſelbſt durch ſeine bildende Tiefe zu einer fruchtbaren Arbeit des Gemütes wird, wo aus der vollkommenen Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt eine unbeſiegbare innere Heiterkeit hervorgeht, und die kalte eiſerne Notwendigkeit ſelbſt nur als eine Macht erſcheint, an der man ſich und ſein Schickſal vollendet. Je mehr man dazu lebendige Geſtalten in ſich vereinigen kann, je kürzer und leichter iſt der Weg, und Erfahrung und Dichtung bleiben daher

immer die reichſte Quelle des Lebens, weniger ſogar durch das, 1804
was ſie unmittelbar leiſten, als durch die rege Stimmung, in die ſie verſetzen. Dieſe Wirkung habe ich auch jetzt aufs neue wieder ſo in der hieſigen Gegend und dieſem Himmel gefunden. Es gibt wohl eigentlich noch größere und romantiſchere, aber ſo erweckende nirgends, nirgends ſo zugleich durch Form, Farbe und wirkliches liebliches Gefühl ſich anſchmeichelnde. Reinhart*) bin ich jetzt doppelt gut geworden, daß er das ſo zu ſchätzen weiß. Neapel hat gar keinen großen Eindruck auf ihn gemacht, er verſichert, an Schönheit der Vegetation und Mannigfaltigkeit der Lagen wäre die römiſche Gegend unendlich vorzüglicher. Wo Graß**) wollte die üppigſte Vegetation entdeckt haben, hat Reinhart nur einige Bäume gefunden. Graß iſt übrigens mit gleichem Enthuſiasmus jetzt in Palermo geblieben. Er will dort malen und kommt vermutlich erſt im Herbſt zurück. Steinmeyer***) und Schinkel†) ſind wieder hier, aber auch ſehr mit Sizilien zufrieden. Alle bleiben länger als ſie wollten hier.

Vorigen Poſttag habe ich drei ſehr merkwürdige Briefe bekommen . . . Der zweite war von Uhden. Ordentlich verrückt und ſo, daß er mir alles von ihm mit Schiller gehaltene Geſchwätz aufklärt. Die höchſte Sehnſucht nach Rom und Italien, dem Lande, wo er zuerſt einen feſten Charakter bekommen; es ſteht namentlich darin: verzeihen Sie mein langes Stillſchweigen, aber im ſtarren Hinbrüten über Gegenwart und Zukunft ſeien die Momente nicht häufig, in welchen er ſich wie jetzt einmal ſammeln könne. Dann eine Schilderung Berlins, wie zu Sodom und Gomorrha. In vier Wochen hätten ſich dreißig Menſchen ermordet (das iſt wirklich nicht übel, aber gewiß nicht die rechten), die Juden würden gedrückt, die

*) Johann Chriſtian Reinhart, 1761—1847, Maler. — **) Karl Graß, Maler. — ***) †) Steinmeyer, junger Architekt und Freund Karl Friedrich Schinkels.

1804 Katholiken verachtet (das Feuer vom Himmel kann nun wohl unmöglich lange ausbleiben), zuletzt ein Lob von Haugwitz und Erzählungen, aus denen man sah, daß er ihn gesprochen hatte. Vermutlich hat er bei Haugwitz gegessen, und Haugwitz hat ihm vor oder nach Tische gesagt, daß ich gewiß nicht lange hier bleiben, sondern bald versetzt werden würde. Der Brief sieht ganz so aus.

Eben kommt Adel und gibt mir einen Kuß, um spazieren zu gehen. Ich sagte ihr: „Hernach, nicht wahr, kommst du zu mir?", und indem sie wegläuft, schreit sie: „Si, si, alla sera sa?" Sie ist nämlich immer des Abends von 8 bis 9 Uhr an meinem Tisch und schreibt mit meiner Feder (auf die ich sonst so viel halte) Briefe an lauter Kardinäle, und dann wirft sie sie unter den Tisch und sagt: „Ecco Signor Cardinale" und lacht sich halb tot. Lebe wohl, liebes, liebes Kind! Ich lasse den Brief noch offen, bis ich Deinen bekomme.

Ewig Dein H.

Wirklich, liebe Li, habe ich nicht ganz unrecht gehabt. Du bist also den 2. niedergekommen, liebe Li, und hast ein gesundes, hübsches Mädchen. Nur, daß Du doch so krank gewesen bist, schmerzt mich sehr. Jetzt ist alles, wofür mir bange war, vorüber, und ich bin unendlich glücklich. Ich muß heute schließen, weil der Bote drängt. Er will die Nacht fortgehn, um früh in Rom zu sein. Also mit nächster Post mehr. Heute nur noch eine frohe Nachricht, die ich Dich bitte, gleich in Deine französische Zeitung einrücken zu lassen: Der Buchhändler Vaughan aus Philadelphia schreibt mir, daß Alexander glücklich aus der Havanna dort angekommen ist, drei Tage da zugebracht hat und von da nach Washington gegangen ist, um den Präsidenten Jefferson zu sehen. Der Brief ist vom 31. Mai, und Alexander scheint eben denselben Tag oder den Tag vorher abgegangen zu sein. Er hat einen Brief für mich gelassen,

der Buchhändler Vaughan hat aber die Gelegenheit, durch die er 1804
mir ſchreibt, nicht für ſicher genug gehalten.

Aber, daß Du ein hübſches kleines Mädchen haſt, iſt himmliſch. Die ſchönſten Grüße an Kohlrauſch.

88. Caroline an Humboldt

Paris, 29. Julius 1804

Der Wille iſt gut, mein geliebter Wilhelm, aber die Tat ſo ſchwach. Ich hatte mir vorgenommen, Dir mehr zu ſchreiben, und ich bin trotz dem beſten Willen nicht dazu gekommen. Denke auch nicht, daß es mir in etwas abgeht. Nur Deine Liebe und Deine treue Umgebung geht mir ab, und das fühle ich freilich ſchmerzlich. Denke auch nicht, daß ich zu wenig Bedienung hatte bis jetzt; da ich nicht ausging und nicht ausgehn konnte, hatte ich davon hinreichend, allein nun will ich mein liebes Paris ſehen, und Du ſiehſt, ich nehme mir noch ein Mädchen. Meine Geſundheit iſt gut. Theodor hat mich die letzte Woche äußerſt durch ſein ſchlimmes Auge inquiétiert. Ich habe zwei Tage gefürchtet, er würde blind werden, und auch Kohlrauſch war es nicht wohl dabei zu Mute. Die Entzündung hat ſeitdem abgenommen, allein die Pupille iſt noch ſtark verdunkelt. Ich kann ihn nicht ohne Tränen anſehen.

Haugwitzens Abgang vom Miniſterium wird Dir bekannt ſein, wenn Du dieſen Brief bekommſt. Was verſprichſt Du Dir von ſeinem Nachfolger? Der Gräfin Schlabrendorff*) iſt dieſe Veränderung ſehr unangenehm. Ich möchte, ſie ginge, denn ſie inkommodiert mich fürchterlich. Er geht leider wohl noch dieſe Woche. Er iſt nie lieber und zutrauungsvoller gegen mich geweſen als eben jetzt.

*) Nichte des Grafen Guſtav Schlabrendorff, Caroline geborene Gräfin Kalckreuth.

1804 Schreibe mir doch, was Du für Formalitäten beobachtet haſt bei Adelheids Taufe; mich dünkt, Du ließeſt ihren Taufſchein durch die ſchwediſche und preußiſche Geſandtſchaft verifizieren? Ich bitte Dich, vergiß es nicht. In etwa vierzehn Tagen will ich ſie taufen laſſen. Für Deine Arrangements in Rom bin ich Dir ſehr verbunden. Ich fühle ganz Deine waltende, über alles waltende Liebe und Sorgſamkeit darinnen. Sei ſo gut und ſchicke mir an einem Faden ein Maß von der Länge der Kleider von Adelheid und Gabrielen, damit ich den kleinen Dingern ein paar mitbringe, und ein Maß von ihren Füßchen zu Schuhen.

Lebe nun für heute wohl, mein geliebtes Herz. Um die Poſt nicht zu verſäumen, muß ich aufhören. Tauſendmal umarme ich Dich und die geliebten Kleinen. Wie ein Kind habe ich über Deine Mariner Flohgeſchichte und Adelheids Familie gelacht. Ach, Gott gebe, daß der ſchreckliche Monat Auguſt Dir unbeſchadet vorübergehe. Welche Erinnerungen, mein Wilhelm, mein teures Leben!

89. Humboldt an Caroline

Marino, 2. Auguſt 1804

Von Monte Cavo und L'Ariccia muß ich Dir doch noch einiges ſagen. Wir wollten ſchon vorgeſtern von Palazzuola aus hinaufgehn. Zoëga war mit den andern über Albano dorthin gekommen, ich von Marino aus. Aber es kam ein Gewitter, wir ſahen voraus, daß es oben dunkel ſein würde, und ritten alſo alle nach L'Ariccia, dort den Abend und die Nacht zuzubringen. Der Weg dahin iſt himmliſch. Erſt geht er am Albaner See, etwa auf der Mitte der Berge, hin nach den Cappucini in Albano, dann hinter Albano auf der Höhe weg, hinter Chigis Park, und ſo, daß er bei unſerm ehemaligen Hauſe herauskommt. Wir blieben den Abend

alle und die Nacht zum Teil in Reinharts*) Hauſe. Ich ging auf 1804
eine Stunde allein in unſer Kaſino. Du kannſt denken, wie ich es wiedergeſehen habe! Die meiſten Betten ſtanden noch ſo mit Tiſchen und Stühlen, wie wir ſie verlaſſen haben. Es war mir unendlich lieb, alles wiederzuſehen, und jeder kleinſte Umſtand des letzten Tages ſtand wieder lebendig vor mir da. Es iſt mir doch unendlich lieber, daß der arme Wilhelm dort, als in Rom geſtorben iſt. Es bleibt eine einzige Gegend. Der Wald um Galloro war vorgeſtern Abend ſo finſter, und auf dem Meere ruhte ein dichter Nebel. Ich habe lange auf dem Sofa geſeſſen, wo er geſtorben iſt, ich hätte ſo viel darum gegeben, wenn er mir nur Einen Augenblick erſchienen wäre. Aber es war alles ſo öde und verlaſſen und ſtill. Bei jedem Schritt in dem kleinen Hauſe fiel mir ein, was er getan, was er geſagt hatte, und jetzt von dem allen keine Spur mehr als in dem Gedächtnis, wo jedes Jahr wenigſtens ihre Lebendigkeit und Anſchaulichkeit mehr verwiſcht. Der Garten und die Weinlaube ſind ganz verwildert. In die Laube kann man nur mit Mühe durch das hohe Gras hineingehn. Das Haus ſoll verkauft werden, man hat 1000 Scudi für alles geboten, für 1500—1700 würde man es haben.

Am andern Morgen ritten wir ſehr früh durch das Tal von L'Ariccia nach Genzano. Man kommt da über einen Teil der Appiſchen Straße, die dort, dicht unter L'Ariccia, herrliche Subſtruktionen hat. Außer den Mauern um das Forum Nervae ſieht man ſelten ſo ſchöne antike Mauern. Von Genzano gingen wir nach Nemi, unten am See herum, einen Weg, den ich ſchon mit dem Prinzen machte und der bezaubernd ſchön iſt, von Nemi endlich auf den Monte Cavo durch die Fagiola. Einen himmliſcheren Buchwald iſt es unmöglich, zu ſehen. Man hat in der Tat keinen Begriff von ſo ſchönen Bäumen und einer ſo üppigen Vegetation unten herum. Der Monte Cavo aber ſelbſt iſt nicht ſchön. Es iſt eine kleine ebene Spitze, auf der man

*) Vgl. S. 211.

1804 ſich nirgends frei umſehen kann, weil alles verwachſen iſt. Bloß von den Fenſtern des Kloſters überſieht man die Gegend und da nur teilweiſe. Am ſchönſten iſt ſie nach dem Meere zu, und dadurch vorzüglich, daß man ſechs bis ſieben verſchiedene Plane hinter- und übereinander erblickt. Die beiden Seen mit dem Walde dazwiſchen, auf der in der Mitte der Monte Gentile mit ſeinen Bäumen hervorblickt, machen ein göttliches Gemälde. Dabei überſieht man alle kleinen Orte in der Nähe, unſer Haus in L'Ariccia ganz deutlich, und in Marino hätte ich mit dem Fernrohr gewiß die Adel erkannt, wenn ſie gerade auf der Straße geweſen wäre. Das Heruntergehn über Rocca di Papa iſt vorzüglich ſchön. Die Gegend ſieht teilweiſe durch den Wald durch und macht ewig wechſelnde Gemälde. Rocca di Papa, wohinter das ſogenannte Feld des Hannibal liegt, iſt der närriſchſte Ort, den man ſehen kann, aber nicht ſchön noch maleriſch. Nur die Ausſicht iſt himmliſch. Von Rocca kommt man durch einen prächtigen Kaſtanienwald herunter. Von oben ſoll man auch Korſika und Sardinien ſehen können, aber geſtern war es dunkles und ſehr ungünſtiges Wetter. Wie ich zu Hauſe kam, ſtand die Adel ſchon auf dem Balkon und ritt hernach noch auf meinem kleinen Eſel, was jetzt ihr Lieblingsvergnügen iſt.

Adieu, liebſte Li. Ewig mit herzlicher Liebe Dein H.

90. Caroline an Humboldt

Paris, 6. Auguſt 1804

Ich habe mein eigentliches Ausgehn mit dem Muſeum wieder begonnen, was leider nun ein vierzehn Tage, des Arrangements zur Expoſition wegen, ganz inacceſſible ſein wird. Kohlrauſch hat mich auf den ſchönen Faun, den man vom Kapitol genommen hat, aufmerkſam gemacht. Sieh Dir ihn an, wie er auf-

gelegt auf den rechten Arm da ſteht. Es iſt ganz Wilhelms üppiger 1804
Körper und ſeine ſüße Freundlichkeit. Der untere Teil des Geſichts iſt anders, aber der obere iſt ſo unbeſchreiblich ähnlich, daß mich ordentlich die langen Ohren ärgern, die die Statue hat. Ach, geſtern iſt es ein Jahr geweſen, wo er voller Leben mit uns nach Rom hereinfuhr — zum letztenmal. Du drückſt mir ganz meine eigenen Empfindungen aus, wenn Du mir ſagſt, es ſei Dir oft, als müſſe er Dir begegnen. Hier in den Straßen, auf dem Muſeum, überall kommt er mir blühend entgegen, meinem inneren Sinn iſt er auf eine unbegreifliche Art gegenwärtig, und die Tage, die jetzt jährig ſind, bieten mir eine ununterbrochene Reihe von Erinnerungen dar — bis zur letzten, wo ihm die glänzenden Augen brachen und ſein letzter Hauch auf meinen Lippen verſchwebte.

Lebe wohl, mein teures, liebſtes Leben. Ich muß für heute abbrechen. Tauſend Küſſe meinen kleinen Mädchen.

91. Humboldt an Carloine

Marino, 8. Auguſt 1804

Dein lieber Brief vom 18. und 19. v. M. hat mich aus wirklicher Beſorgnis geriſſen. Ich ſehe, daß Du wohl biſt, ſelbſt ſchreibſt, und Dich trotz der Freude, die Du an Paris findeſt, auf die Rückkehr hierher freuſt. Auch wir, liebe, teure Li, erwarten Dich mit unendlicher Sehnſucht, ach! und es iſt himmliſch hier. Alle Nachmittage, ſobald es kühler wird, und es iſt hier um vier Uhr nie mehr warm, gehe ich bis acht aus, durchkrieche alle Winkel und Weinberge und genieße himmliſche Anblicke. Vorgeſtern noch habe ich Deiner mit ſo tiefem Verlangen gedacht. Du erinnerſt Dich vielleicht des Weges von Marino nach Grotta Ferrata, er iſt zu beiden Seiten reich mit Weinbergen und Bäumen beſetzt. Bei der

1804 einen Seite liegt in einem tiefen Tal eine Papiermühle und eine Eisenhütte. Nun gerade über diesem Tal, auf einem hohen Berge, aber ganz vom Wege ab und nach Marino zu, liegt eine Vigne, in der noch viel altes Mauerwerk ist. Da stand ich und konnte mich nicht satt sehen an der Gegend. Zu meinen Füßen war dicht das tiefe Tal mit dem schäumenden Bach und einem schönen Kastanienwald an der Mühle, dann die ganze Reihe der schön bepflanzten Hügel bis Fraskati, auf der andern Seite Monte Cavo mit den Bergen, die Du kennst, und gegenüber Rom und das Meer. Die Sonne ging eben unter am ganz reinen Himmel, ohne ein Gewölk. Es war unmöglich, etwas Majestätischeres zu sehen, und das magische Dämmerlicht, das gleich nachher alle Gegenstände überzieht. Ich dachte es mir so lebhaft, daß auch Du vielleicht die Sonne jetzt untergehn sähest von einer der Brücken aus. Es gibt wirklich kaum einen schöneren, freundlicheren, tröstenderen Gedanken, als daß in jeder Trennung, in jeder Entfernung wenigstens dieselben Gestirne über unsern Häuptern hinwandeln. Je mehr ich aber das Land kenne, destomehr komme ich von der Vorliebe für einen Ort zurück. Wo man hingerät, ist ein unbegreiflicher Reichtum neuer und schöner Ansichten.

Wilhelms Todestag ist jetzt recht nah. Gott! alle Jahreszeiten sind nun über sein Grab gegangen, sein Tod wird schon so fern. Die Zeit verbittert den Schmerz unendlich, ich weiß nicht, was die fühlen, die in ihr eine Linderung finden. Heute ist ein Mittwoch, und einen Mittwoch nahm er zum letztenmal von mir Abschied. Der wahre Jahrestag aber ist erst übermorgen davon. Du denkst gewiß auch an nichts anderes in dieser Woche.

Lebe wohl, geliebtes und teures Wesen, innigst wohl, umarme alle Kinder und grüße Kohlrausch. Ewig Dein H.

92. Caroline an Humboldt

Paris, 14. Auguſt 1804 1804

Es hat mich ſehr gefreut, aus Deinem Brief vom 24. Juli die Beſtätigung zu hören, daß Du meine Niederkunft richtig erfahren haſt, liebe, teure Seele. Als Dein Brief ankam, war ſchon die Nachricht von Alexanders glücklicher Ankunft in Waſhington hier, ich habe alſo nichts in die Zeitungen ſetzen laſſen, und ſeitdem iſt er als glücklich angekommen in Bordeaux verkündigt worden. Geſtern ſchreibt mir Delambre*), er habe ſoeben einen Brief vom 2. Auguſt von Alexander, wo er à l'embouchure de la Garonne Quarantaine halte; er denke, ſchreibt er ihm, den 17. Auguſt hier zu ſein. Er wird ſich wohl ſehr wundern, mich hier zu finden. In dem Brief an Delambre ſchreibt er, er wolle im Januar nach Rom gehn, nachdem er hier alle ſeine Sammlungen geordnet und in Sicherheit gebracht habe. Alſo werde ich wohl nicht mit ihm gehn, denn ich bin nicht geſonnen, länger von Dir zu bleiben, als es nötig iſt. Es hat einmal eine dumme Nachricht hier in den Zeitungen geſtanden, die wohl bei den Spaniern böſes Blut machen wird; es hieß, Alexander komme über Frankreich, denn er traue dem ſpaniſchen Gouvernement nicht in Hinſicht der Sachen, die er mitbringe.

Von Caroline habe ich Briefe aus Weimar gehabt. Lolo iſt dann den 28. Juli mit einer Tochter niedergekommen und ſehr glücklich. Aber Schiller hat einen Tag vorher eine ſolche heftige Kolik gehabt, daß Stark*) und ſein Neveu geglaubt haben, er ſei nicht zu retten, und immer eine Entzündung der Eingeweide befürchtet haben. Er ſelbſt ſoll immer laut geſchrien haben: „Ich halte es nicht mehr aus, wenn es nur ſchon aus wäre.“ Caroline ſchreibt mir, daß er wieder beſſer ſei.

---

*) Aſtronom. — **) Vgl. S. 54.

1804 Ich bin die vorige Woche täglich ein paar Stunden auf dem Muſeum bei den Statuen geweſen, bis auf vorgeſtern, denn ſeit vorgeſtern iſt ein ſolch fürchterlicher Regen und Wind, daß ich mich nicht getraut habe auszufahren, weil ich durch den Zufall an der Bruſt vor vierzehn Tagen ſehr gewitzigt bin. Die Pallas von Velletri und die tragiſche Muſe ſind nun aufgeſtellt, aber ſie machen in dem kleinen und für dieſe Geſtalten niedrigen Zimmer einen ſchlechten Effekt und ſehen weit kleiner aus als die Gipſe in Rom. Überhaupt finde ich, daß man weit mehr genießt und der Künſtler weit mehr zu ſtudieren fähig ſein muß, wo die Geſtalten, die die Kunſt gebildet hat, nicht in ſolcher ungeheuren Menge nebeneinander ſtehen wie hier. Vorigen Sonnabend, wo die Nachricht von Alexander aus Bordeaux zuerſt hier erklang, wurde es von früh 8 Uhr bis Abends um 10 Uhr nicht leer von Leuten bei mir, die ſie mir teils hinterbringen, teils Glück wünſchen wollten. Alexander wird hier in ſüßem Weihrauch leben.

Welch ein Tag heute iſt, ach mein Wilhelm, ich darf es kaum ausſprechen, und doch kann ich nichts anderes denken! Ich möchte nicht, daß Alexander heute oder morgen ankäme, ich möchte nicht, daß uns je in allen dieſen Tagen etwas wahrhaft Erfreuliches begegnete, da das Schickſal uns in ihnen die tiefſten Schmerzen des Lebens empfinden ließ. Geliebtes Kind, ach, es iſt nicht an Deinem Todestage allein, daß ich ſo an Dich denke, denn Dein Bild begleitet mein Leben und weicht mir nicht aus der Seele, aber jedes Wort, das Du noch ausſprachſt, ertönt mir wieder, da es der letzte Deiner Lebenstage war. Ach, wenn er noch irgendwo iſt, empfindet, ſo muß er die unausſprechliche Sehnſucht ahnden, die das Herz der Mutter bewegt. — Werden wir je hinkommen, wo er iſt — werden wir uns wiedererkennen, mein Wilhelm? Die Liebe iſt ja etwas ſo Heiliges, Unendliches; wenn etwas über das Grab hinausreicht, ſo kann es nur ſie ſein!

Theodor iſt geſund und nimmt ſogar an Fleiſch und Derbheit 1804
ſeit einiger Zeit ſehr zu; aber das Auge wird ſo langſam beſſer, daß es kaum merklich iſt. Das Leben iſt ſehr ſchwierig mit ihm; ausgehn darf er ſehr wenig, entweder wegen der Feuchtigkeit der Luft und des Erdbodens oder wegen des Sonnenlichts. Zu Hauſe darf er ſich nicht beſchäftigen, um das Auge nicht anzuſtrengen, und er vergißt nun natürlich durch den gänzlichen Mangel an Übung das wenige, was er konnte. Wir ſchwatzen beinahe den ganzen Tag zuſammen, er ſpricht auch ſchon ſehr leidlich Franzöſiſch, und an eigenen Ideen wirſt Du ihn, glaube ich, ſehr entwickelt finden. Caroline macht viele Fortſchritte auf der Gitarre; aber der franzöſiſche Maitre, der ſehr gut und ein in ſeiner Sprache und Literatur ſehr unterrichteter Mann iſt, iſt weniger mit ihr zufrieden.

Adieu, Geliebteſter. Du magſt einen ſchönen Himmel haben, während wir hier kaum unterſcheiden, ob es Tag oder Nacht iſt. Kohlrauſch grüßt tauſendmal. Er iſt immer in den Spitälern und bei Kadavern des Morgens.

93. Humboldt an Caroline

Marino, 15. Auguſt 1804

Ich habe wieder, teure Li, Montag keinen Brief von Dir empfangen, und wenn ich auch ohne Beſorgnis bleibe, ſo entbehre ich doch ſo ungern Deine ſüßen Zeilen. Vor allem hätte ich ſie gern geſtern gehabt, wo ich ſo unendlich und unaufhörlich Deiner gedacht habe. Auch Du, liebe, teure Li, wirſt von neuem alle Schmerzen des unglücklichen Tages empfunden haben, und Dein Schmerz iſt mir von neuem tief durch die Seele gegangen. Ich habe in dieſer Nacht kein Auge zugetan und habe mir gedacht, daß es auch Dir ſo gehn würde, und daß Du die kleine Louiſe

1804 mit Deinen Tränen benetzen würdeſt. Ach! ſie iſt nun die erſte und einzige unter uns, die ihn nicht kennt, und er hatte eigentlich ſo viel Sinn für Geſchwiſterfreuden, ging immer ſo artig mit der Adel um. Ich wollte geſtern erſt nach L'Ariccia gehn und hätte es getan, wenn Reinhart*) nicht dort wohnte. Aber unbemerkt konnte ich nicht bleiben, und mit einem andern umgehn, war mir unmöglich. Ich bin alſo mit meiner kleinen Adel geblieben. Ich hatte niemand, dem ich nur ſagen mochte, daß es der Tag ſei. Der ſüßen Kleinen hätt ich es wohl geſagt, aber ſie faßt es noch nicht. Für ſie iſt ſein Tod nur eine Nebenidee der Pyramide. Am Abend ſpät war ich noch am Albaner See und ſaß lange da. Es war ein himmliſcher Mondſchein und ein herrlich klarer Himmel. Ich bleibe doch dabei, in einem anderen Lande hätte der Schmerz über den armen Wilhelm etwas Düſteres und Zerreißenderes noch gehabt, etwas, wovor die eigene Seele, ſelbſt bei der heißeſten Liebe zum Gegenſtand, dennoch zurückſchaudert. Aber hier iſt wieder die Sehnſucht unendlicher. Je erweiterter die Bruſt ſich fühlt durch die Größe und ruhige Heiterkeit der Natur, deſto tiefer wird ſie auch durch dies namenloſe Sehnen erſchöpft. Ich lebe trotz dieſer wehen Gefühle in einem großen inneren Genuß. Seit langer Zeit habe ich nicht ſo eigentlich in der Natur zugebracht; ich laſſe auch vieles darüber liegen und bin nicht eben fleißig. Aber der Zug, den dieſe Gegend auf das Gemüt ausübt, iſt unbeſchreiblich, man kann ſich nicht losreißen. Meine Geſchäfte mache ich in Rom ab, und hier laſſe ich mich ganz frei gehn. Das Leben mit ſeinen Empfindungen iſt eigentlich doch das Beſte, was der Menſch hat, die Stimmung dazu iſt ſelten rein; wenn ſie es iſt, muß man den Moment benutzen. Je mehr ich es aber tue, deſtomehr, liebe, teure Seele, fehlſt Du mir, Dein Geſpräch, ja nur Dein Anblick. Es iſt unbegreiflich, wie ſchon das bloße Nebeneinanderleben der Menſchen, die ſich verſtehen und ſich lieben, wirkt; Du fehlſt

*) Vgl. S. 211.

mir jetzt freilich schon lang, aber gegen die Zeit, die wir ungestört 1804
miteinander waren, doch im Grunde nur wenige Monate, und ich empfinde es so unendlich. Ehe Du niedergekommen warst, hat mich unglaublich oft der Gedanke der bloßen Möglichkeit, daß Du mir entrissen würdest, verfolgt. Ich hätte mir keinen schrecklicheren Moment zu denken vermocht. Wenn es je sein soll, so möge es wenigstens erst sein, wenn alle Kinder groß sind und keins mehr der Sorge bedarf. Den tiefsten Schmerz erträgt man nur dann, wenn es nicht mehr notwendig ist, ihn geduldig zu tragen, oder wenn das Herz wenigstens nur mit der Einsamkeit zu leben braucht und mit sich. Aber so ist alles glücklich vorübergegangen, wir werden uns froh wiedersehen und wieder wie bisher leben. Ich freue mich unendlich auf diese Zeit, und jetzt rückt sie mit Macht heran. Aber immer bitte ich Dich, bleibe, solange es Dir Freude macht, und kürze nicht zu sehr ab.

Mit dem Prinzen*) muß etwas vor sein. Er schreibt mir aus Nymphenburg bei München, er werde mir bald eine glückliche Begebenheit melden können. Das kann nur seine bayrische Heirat sein.

Wolf**) und Goethe haben mir auch geschrieben. Ersterer schreibt sehr herzlich von Dir und seiner Zusammenkunft mit Dir in Burgörner, letzterer gleichfalls, aber immer, vermutlich weil en détail, steif und manchmal wie in den Erzählungen der Ausgewanderten. Er will hier eine Medaille auf den Kurfürst-Erzkanzler***) prägen lassen. Es ist eine einfältige Idee, das nicht in Paris zu tun, wo man viel besser schneidet und prägt. Aber die Vorliebe für Rom verdient auch Nachsicht. Er schreibt über Wilhelm Tell wie Du. Ich habe ihn noch immer nicht. Er lobt Fernow†) sehr und scheint über Böttigers††)

*) Georg, Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, der sich indessen erst als Großherzog 1817 mit der Tochter des Landgrafen Friedrich zu Hessen-Kassel vermählte. — **) Vgl. S. 17. — ***) Dalberg. — †) Vgl. S. 152. — ††) Böttiger, klassischer Philologe, seit 1791 Direktor des Gymnasiums in Weimar, ging 1804 als Hofrat nach Dresden, scharf ironisiert im Briefwechsel Schiller-Goethe.

1804 Entfernung von Weimar wie im Himmel. Es liegt in dem Brief auch ein Blatt an Dich, das ich hier beilege. Es iſt vor Deiner Ankunft in Weimar geſchrieben. Du wirſt Dich vielleicht wundern, wie ich ihm anſehe, daß es an Dich iſt, auch hielt ich es wirklich für an mich geſchrieben. Aber in einem zweiten Blatt, das ich nicht ſchicke, weil ich es wegen Kommiſſionen, die darin ſtehen, brauche, ſagt er es ausdrücklich. Er hat, wie er mir ſchreibt, eine Arbeit gemacht, von der ich nicht viel halte. Eine Umarbeitung des Götz fürs Theater. Alles, was Schiller und er in dieſer Art unternommen, iſt mißglückt und muß es. Ich ſehe, Du haſt Wolf und Goethen die Pindariſche Ode gegeben, und danke Dir ſehr dafür. Ich habe ſeitdem nur eine kleine Ode überſetzt. Ich wurde auf eine einfältige Weiſe unterbrochen. Ich kam an eine Stelle, zu der ich notwendig den Scholiaſten*) brauchte und konnte ihn hier ſchlechterdings nicht bekommen. Ich mußte ihn mir alſo aus Deutſchland verſchreiben; ehe er kam, dauerte es zwei Monate, und jetzt, da er da iſt, bin ich noch nicht wieder in die rechte Stimmung gekommen.

Grüße den guten Kohlrauſch herzlich und umarme alle lieben ſüßen Kinder. Lebe innigſt wohl, mein einzig Leben.

Ewig Dein H.

94. Caroline an Humboldt

Paris, 21. Auguſt 1804

Ich habe Deinen lieben Brief vom 2. den 15. Auguſt und den längeren vom 3. den 18. bekommen. Letzteren mußte ich in eigener Perſon von der Poſt abholen, weil er rekommandiert war, und 6 Francs 14 Sous dafür bezahlen. Aber wir haben uns auch alle recht daran erholt, und da für einen jeden von uns ein Zettelchen darinnen lag, ſo jauchzte groß und klein laut

*) Die alten klaſſiſchen Kommentare.

auf. Wie hätte ich mit Dir in der Gegend um Albano und L'Ariccia herumſtreifen und in dem verödeten Gartenhauſe verweilen mögen. Ich hoffe es einſt zu tun; ich ſehne mich unbeſchreiblich nach Dir und den Kindern, nach den großen Monumenten und nach ſeinem Grabe. Er iſt mir ewig gegenwärtig, mit der vorſchreitenden Zeit wächſt ſein Bild und mein Schmerz mir eigentlich immer tiefer in die Seele. 1804

Ich bin geſtört und ſchreibe Dir Freitag wieder und beantworte Deine Fragen. Verzeih, daß ich Dich ſo laſſe. Ich liebe Dich unendlich, aber ich kann heut nicht weiter ſchreiben. Ich umarme die Kinder. Noch iſt Alexander nicht angekommen. Es iſt 11 Uhr vormittags, und man erwartet die Diligence.

95. Caroline an Humboldt

[Paris], 22. Auguſt 1804

Alexander iſt noch nicht angekommen, doch hatte er an jemand hierher aus Bordeaux, alſo nach geendigter Quarantaine, geſchrieben, er werde heut vor acht Tagen abreiſen. Ich begreife nicht, wo er bleibt. Kohlrauſch iſt nun ſchon drei Vormittage um die Stunde der Ankunft der Diligence in den Hof gegangen und hat alle Paſſagiere ausſteigen ſehen, aber immer noch kein Alexander. An den jungen Pommard hat er geſchrieben: qu'il était devenu très vieux, cuivré comme un indien, mais qu'il était toujours très aimable. Qu'il comptait aller en Janvier en Italie pour y voir sa famille, quoiqu'il éprouvât dans ce moment le désagrément qu'il y avait à tenir à une race aussi vagabonde; qu'en suite il s'établirait peut-être à Paris pour quelques années pour publier son voyage. Ich meine aber doch, er kann Berlin nicht ganz umgehn, und vielleicht in dieſem Augenblick und nach der Wendung, die alle politiſchen Verhältniſſe genommen haben,

1804 weniger als je. Auch wünſchte ich aus vielen Urſachen, daß Du, mein geliebter, verſtändiger Wilhelm, mit Deinem milden, ſchonenden und doch treffenden Sinn ihm einen ernſten Brief über das Beibehalten ſeiner Deutſchheit ſchriebeſt. Il va s'enivrer ici d'une vaine gloire, und am Ende lacht man ſich doch hier ins Fäuſtchen, wenn er ſich tête perdue in ihre Arme wirft.

Aus der Miniſterveränderung in Berlin kann man hier nicht recht klug werden. Einmal ſteht ſo und einmal wieder anders in den Zeitungen, aber daß ein Miniſter auswärtiger Geſchäfte die Hälfte des Jahres auf ſeinen Gütern ſein könne, ſcheint mir unmöglich.

Ich erwarte Alexanders Ankunft, um meine Abreiſe ganz zu beſtimmen, aber ich glaube ſchwerlich, daß ich mehr als 14 Tage länger bleibe, als wir übereingekommen ſind. Ich kehre, ſelbſt von Paris, was ich noch eben ſo wie ehemals liebe, mit inniger Freude zu Euch zurück. Freilich genieße ich Pariſer Pläſiers wenige, aber das war's ja auch nie, was ich am meiſten hier liebte. Wilhelms teure, heilige Geſtalt wandelt mir ewig zur Seite. Ich kann nicht in die Tuilerien vom Quai aus hineintreten, ohne daß es mir nicht einfiele, wie er voller Leben hundertmal ſich da von meiner Hand losriß und in den Gängen herumſprang wie ein losgelaſſenes Füllen. Ach, verzeih, daß ich Dir letztens ſo ſehr trübe über ihn ſchrieb, es lebt neben einer großen Heiterkeit und Ruhe ein tiefer, ewiger Schmerz in meiner Seele, den keine Zeit verlöſchen kann. Es frappierte mich, aus Deinem Briefe zu erfahren, daß der Garten mit dem Hauſe in L'Ariccia zu verkaufen iſt — ich möchte ihn wohl haben. Sein Odem weht dort noch in den Lüften, ſeine Füße haben den Boden betreten — werden wir ihn denn je noch wo wiederſehen? Er ſteht ſo lebendig vor mir, er iſt meinem Herzen ſo nah, und nirgend weiß ich ihn mehr zu finden, und doch iſt er mir und Dir nah überall. Wenn es kein fortdauernd Daſein gibt,

ſo iſt und bleibt mir dies Leben ein furchtbares Rätſel, und wenn 1804
es eins gibt, warum begreifen wir es nicht hier? O Wilhelm, wenn Du noch lebſt und Dich unſer erinnerſt, warum kommt kein Laut Deiner Liebe zu uns! Kohlrauſch hat letztens ſo einen ſchönen Traum von ihm gehabt, ich habe keinen ſolchen.

Ich muß hier abbrechen, um den Brief zur Poſt zu bringen.

96. Humboldt an Caroline

Marino, 22. Auguſt 1804

Ich bin Sonntag hier wieder angekommen und habe große Freude gehabt, die Kinder wiederzufinden. Wenn es, wie ich gewiß hoffe, ſo fortgeht, findeſt Du beide nicht bloß größer, ſondern auch runder und ſtärker wieder. Da Gabriele immer in Vicenzas Händen iſt und ſein muß, ſo bin ich mit ihr im Grunde nicht viel mehr bekannt geworden. Doch führt Adelheid ſie jetzt oft an der Hand zu mir und ſagt: „va da papà, dagli un bacio“, und dann ſpielen ſie beide ſehr hübſch bei mir. Aber Adelheid iſt deſto lieber. Alle Abend ſitzt ſie neben mir von 8—½10 an meinem hier ſehr kleinen Tiſch, und ſeit einigen Abenden ſchläft ſie an dieſem Tiſch auf ihren Ärmchen auch ein, und ich trage ſie dann in ihr Bett, daß ſie auch beim Ausziehen nicht aufwacht. Verziehen tu ich ſie freilich, aber ſie iſt auch unendlich lieb.

Haugwitzens*) Abgang weiß ich bis jetzt nur indirekt. Mir iſt er ſehr unlieb. Ich war ihm gut, er war noch menſchlicher, als ich mir Hardenberg denke, und in Geſchäften, beſonders diplomatiſchen, die doch meiſt nur eine Art unnützen Spiels ſind, iſt nichts ſo gut als leben und leben laſſen. Er half nicht leicht einem, weil er allen gleiche Hoffnungen machte, aber er hatte auch ſelten Gegenpläne

*) Vgl. oben S. 226.

1804 und war folglich Null, was mir, da ich andre Unterſtützung hatte, genügte. Indes iſt mir auch Hardenberg ſehr recht, und vielleicht kann ich von ihm noch mehr erwarten, teils weil er an den Geſchäften ernſtlicheren Anteil nimmt als Haugwitz, und ihm alſo auch eher der Gedanke kommen kann, jemanden weiter zu bringen, teils weil er mir und vorzüglich Alexandern gut iſt. Das Schlimme aber, was ich befürchte, iſt, daß, weil Haugwitz, wie ich höre, doch nicht ganz abgeht, ſondern noch Nachricht von den Geſchäften bekommen ſoll und noch einen Teil des Jahres in Berlin zubringen wird, auch Hardenberg ſich nicht als wahrer Chef anſehen wird, und dann hat man eigentlich niemand, an den man ſich halten kann, und das iſt ſchlimm. Es ſind dies die halben Arrangements, die ich nirgends liebe und die man jetzt in Berlin nur zu gern hat. Allen geben und keinem nehmen, wobei keiner zufrieden, keiner eigentlich tätig und keiner reſponſabel iſt. Wer übrigens ſo wenig Pläne macht als ich, dem kann alles ziemlich gleichgültig ſein. Wenn, wie ich hoffe, Theodorn und Euch allen die Luft hier bekommt, verlange ich nichts, als nach und nach eine Zulage, und das werde ich immer noch durchſetzen. Schlabrendorff*) habt Ihr ſehr gut getan zu bereden, mich freut Deinetwegen ſein längeres Bleiben unglaublich. Bei dieſer Gelegenheit, liebe Li, muß ich Dir aber nochmal ans Herz legen, nicht zu geſchwinde aus Paris zu gehn. Ich weiß und fühle recht gut, wie Du Dich nach mir und den Kleinen ſehnſt. Aber ſelbſt dies Sehnen hat etwas Süßes, Du findeſt uns gleich geſund, mit gleicher Liebe zu Dir wieder, die Kinder größer, ſprechender und älter, mich freilich nicht jünger und ſchöner (denn ſchwerlich möchte es eine Athene geben, die mich *μείζονα καὶ πάσσονα***) machte), aber Du weißt, ich bin unalternd *ἤματα πάντα*.***) Ich entbehre Dich ſehr, das kann ich nicht leugnen, aber wenn Du recht ernſtlich

*) Vgl. S. 74. — **) Größer und dicker. — ***) Alle Tage (ewig).

wüßteſt, was mir der Gedanke, daß Du ſo mutig allein nach Paris 1804
gegangen biſt und ſo ſelbſtändig dort wohnſt, für eine ganz eigene Freude gibt, wie er eigentlich jetzt meine Schwachheit iſt, ſo würdeſt Du auch fühlen, wie ich ihn ſogar gewiſſermaßen gegen das Entbehren in Anſchlag bringen kann. Wenn ich jetzt auf dem ſchwarzen Sofa in Rom manchmal Sonnabends beim Kaffee ſitze, denke ich, zu welcher Gloire wir doch eigentlich das Humboldtſche Geſchlecht gebracht haben. Erſt hat es nun Gott weiß wie lange in Hinterpommern geſeſſen und nun in Philadelphia, in Paris, in Marino und in Rom. Keiner im Lande, keiner in Berlin und Tegel, und das alles durch den angeborenen und inneren Trieb zu der Landſtraße. Dann denke ich mir, wie Du Dich an Paris freuſt, wie Du darin herumgehſt, mir dies und das erzählen, mitbringen, den Kindern Geſchenke machen willſt. Deine Liebe zu Paris iſt eine der hübſcheſten Sachen in Dir, die ich kenne. Sie zeigt eigentlich die wahre Freiheit und Jugendlichkeit Deines Weſens. Wenige Menſchen haben Stärke genug, ohne Kontraſte zu lieben. Wenn ihnen die Einſamkeit teuer iſt, wenn tiefe Gefühle es ſind, ſo iſt ihnen Gewühl ein Ekel und die Bewegung einer bloß leichten und anmutigen Maſſe aufs mindeſte gleichgültig. Du aber faſſeſt die Gegenſtände mit Deinem Gefühle da auf, wo die Kontraſte ſich auflöſen, wo der Menſch mit der Welt in reiner Berührung ſteht und die Höhen und Tiefen der Menſchheit keine anderen Schatten werfen, als die nur noch beſtimmter und klarer die Umriſſe zeigen. Warum, liebe Li, wollteſt Du das nicht noch länger genießen? Ein ſolcher Genuß bildet Ideen und Empfindungen aus, die doch das wahre und eigentliche Leben ſind und unleugbar ihre eigene Stimmung, um hervorzukommen, eine eigene Atmoſphäre brauchen, um zu gedeihen. Ihnen kann man mit Recht Opfer bringen, und ein ſolches Opfer iſt das Entbehren Deiner lieben, kleinen Mädchen und meiner. Laß Dich alſo gehn, teure Li, ſolange Du willſt,

1804 reiſe plötzlich ab, nimm keine beſtimmten Vorſätze. Innere und äußere Freiheit gehn über alles. Wenn Du kommſt, empfange ich Dich mit offenen Armen, meine Liebe, Teure, mit der Liebe, deren tiefe Wahrheit Du wohl ſeit dem erſten Augenblick gleich ſtark erkannt haſt. Bleibſt Du länger, als Dein anfänglicher Plan war, ſo freue ich mich an Deinem Genuß, lebe mein Leben ſtill fort und habe wenigſtens einen Genuß mehr, als wenn Du hier biſt, den am Fortrollen der Zeit.

Das Mitbringen des kleinen Kindermädchens ſchien mir ſehr zweckmäßig. Vicenza iſt eine Art Schnecke in Menſchengeſtalt und ohne alles Talent, Kinder zu amüſieren. Antonio iſt oft ſtockkonfus. Auch gegen ſeine ſonſt gerühmte Ehrlichkeit ſind ſonderbare Dinge aufgeſtoßen, da Wunſch, die Rachegöttin des Hauſes, nicht eher geruht hat, bis er einiges ins klare gebracht hat. Francesko iſt unſtreitig der Beſte, immer ſtill, ordentlich, und von Tag zu Tage liebenswürdiger. Nur die Arbeit iſt ſeine Paſſion nicht. Am Peterstage mutete ihm Wunſch zu, ich weiß nicht was zu tun. Da antwortete er aber ganz wehmütig: „Oggi? a S. Pietro, che è il Principe di Roma?“ und ich begünſtige ſolche große Betrachtungen zu ſehr, um da noch Einwendungen zu machen.

Über die Maße muß ich noch ein Wort ſagen, ſie ſind an den Kindern genommen, nämlich hinten im Nacken, wo die Kleider anfangen, bis gerade auf die Erde, weil die Schleppe doch willkürlich iſt.

Von inniger Seele ewig Dein H.

97. Humboldt an Caroline

Rom, 25. Auguſt 1804

Ich bin ſeit geſtern hier, liebe Li, und habe die ganze Stadt in großem Alarm gefunden. Alle Livorner Briefe ſagen, daß ein Embargo durch Frankreich auf die ruſſiſchen, ſchwediſchen und preußiſchen Schiffe gelegt iſt und dieſe drei

Mächte Frankreich den Krieg erklärt haben. Beurteilte man dieſe 1804
Nachricht nach den gewöhnlichen Regeln der Kritik, ſo wäre ſie unbezweifelt wahr. Aber, daß Preußen mit Frankreich Krieg anfinge, iſt mir unglaublich. Wäre es, ſo bitte ich Dich, nimm Deine Vorſichten.

Lebe herzlich wohl und ſchreibe mir ja alle acht Tage. Von inniger Seele Dein H.

98. Caroline an Humboldt

[Paris], 28. Auguſt 1804

Alexander iſt endlich geſtern angekommen,*) und ſeitdem geht es uns wie ein Mühlrad im Kopf herum. Er ſieht ſehr wohl aus, gar nicht ſo cuivré, wie er geſchrieben hatte, und iſt viel fetter geworden. Er iſt ſo unbeſchreiblich noch derſelbe in Manieren, Mienen, Geſtikulationen und Tournüren, ſo daß ich meine, er wäre vorgeſtern erſt von uns gereiſt. Er hatte durch einen verlorenen Brief, den ich ihm nach La Rochelle poste restante geſchrieben, mein Hierſein erfahren, und es ſcheint ihm angenehm zu ſein, mich hier zu finden. Alle europäiſchen Länder gehn ihm im Kopf herum. Er möchte auf einmal hier, in Spanien, in Berlin und bei uns in Rom ſein.

Einen klareren Brief werde ich Dir das nächſte Mal ſchreiben. Um den Brief noch nach der Poſt zu bringen, muß ich hier aufhören. Tauſend Küſſe den Kindern und Dir, mein einzig Leben.

*) Alexander v. Humboldt hatte ſeine große Forſchungsreiſe nach Südamerika in Begleitung des franzöſiſchen Naturforſchers Bonpland im Oktober 1798 angetreten, hatte ſich 1804 einige Monate in den Vereinigten Staaten aufgehalten und am 9. Juli in Philadelphia nach Bordeaux eingeſchifft, wo er am 3. Auguſt gelandet war.

1804 **99. Humboldt an Caroline** Marino, 29. Auguſt 1804

Liebe, teure Li. Ich habe wieder keinen Brief geſtern von Dir bekommen, ich hoffe, es wird das letztemal ſein, wo mich dieſe Unordnung der Poſt Nachrichten von Dir und den Kindern entbehren läßt. Aber ſo gern hätte ich diesmal Briefe gehabt. Alexander mußte ſchon bei Dir ſein, als Du den ſchriebſt, der heute hätte ankommen ſollen. Er hat mir von Bordeaux aus geſchrieben. Es hat mich gerührt, daß er von Bonpland,*) der zu den Seinigen nach La Rochelle gehn wollte, mit einer Art Wehmut ſagt: „Er ſieht nun ſo bald die wieder, die er liebt!“ Er ahndete nicht, daß er nun nur wenige Tagereiſen von Dir und den drei Kindern entfernt war. Sein Erſtaunen und ſeine Freude werden unendlich geweſen ſein. Ich lege einen Brief für ihn bei. Euer Zuſammenſein macht mich unausſprechlich glücklich. Alles das iſt Folge Deiner Liebe für Paris, gute Li, und Deines heldenmäßigen Reiſemuts. Genieße es nun in vollem Maße. Alexandern in Paris ankommen zu ſehen, muß himmliſch ſein. Er wird wie ein Wundertier angeſtaunt werden, es wird unerhörte Effekte geben, und ich hoffe, er wird die Klugheit haben, nicht das Erkalten derſelben abzuwarten. Schreibe mir alles haarklein, ich bitte Dich. Über ſeine Pläne ſchreibe ich ihm ſelbſt. Ich ſehe aus ſeinem Briefe, daß er Berlin zu ſehr zurückſetzt. Das iſt in keiner Art klug. Vor der Welt muß man das Vaterland ehren, wenn es auch eine Sandwüſte iſt. Das Weſentliche meines Rats geht bloß dahin, daß er dem König um Urlaub ſchreiben ſoll. Auf dieſen Brief, bitte ich Dich inſtändigſt, habe ein wachſames Auge. Laß ihn alles vermeiden, was nicht für den ſchlichteſten Menſchen gemacht iſt. Daß er jetzt einige Monate in Paris bleibt, daß er nach Madrid geht, daß er uns in Rom beſucht, alles das iſt auch meine Meinung.

*) Vgl. S. 231.

Allerdings wäre viel auch für einen anderen Plan zu ſagen. Er 1804
könnte nach Berlin von Paris aus, dann von Berlin nach Rom und von hier nach Madrid gehn. Er käme ſo kürzer in Berlin ab und bezeigte doch mehr Eifer. Aber ich habe ihm dieſen Plan nur angegeben. Es war mir unmöglich, ihn eigentlich anzuempfehlen, da ich ihn dabei ſpäter ſähe, und auch ihm, wie ich weiß, die Berliner Reiſe die widrigſte iſt. Wer weiß überdies, ob nicht Dich in Paris zu finden, ihn wieder ganz neue Pläne bilden läßt. Für mich ſchreibt er von Reiſen nach Griechenland, Korfu und Petersburg. Wenn er nur aber erſt gefühlt haben wird, wie die ſieben Hügel feſſeln, und wie in dieſem Zauberkreiſe alle Reiſeluſt erſtirbt! In mir iſt es buchſtäblich wahr. Ich wäre jetzt ſo herzlich gern mitten unter Euch, ich empfinde manchmal eine ſo innige, ſelbſt wehe Sehnſucht danach, aber ich müßte die Wahrheit leugnen, wenn ich ſagte, daß ich nur den mindeſten Wunſch nach einer Pariſer Straße oder einer Pariſer Geſellſchaft hätte. Ich glaube darum nicht, daß ich immer und ununterbrochen hier bleiben werde, aber wahr bleibt es immer, daß ich nie in ſo vollkommener und ungeſtörter Harmonie mit meinem Aufenthalte geſtanden habe. Alexander hier zu haben, wird ein unendlicher Genuß ſein. Rom und die Gegend werden ihm ein hohes Intereſſe einflößen, und ſeine gewöhnliche Heiterkeit wird in unſerm ruhigen einſamen Zirkel doppelt groß ſein. Wenn ich auf die Zeit zurückblicke, in welcher Alexander uns verließ, ſo haben wir indes eigentlich ſehr wichtige Epochen verlebt, und wenn wir uns auch ſcheinbar ſehr gleich geblieben ſind, ſo haben wir doch in unſerm Innern große Umänderungen erfahren. Die unglückliche Begebenheit, die unſer inneres Schickſal am entſchiedenſten beſtimmt hat, wird er mit Dir jetzt fühlen — obgleich den Verluſt eines Kindes der nicht empfinden kann, der nie Vater war, und auch außerdem der Schmerz um jeden beſtimmten Menſchen ſo rein individuell iſt, daß es eigentlich gar kein Mitgefühl gibt, und daher gegen jeden andern

1804 als gegen Dich hierüber nur halbe, ich möchte ſagen gleichgültige Worte über meine Lippen gehn. Aber auch kleinere Dinge, die Verpflanzung nach Italien, ſelbſt die Spaniſche Reiſe, vorzüglich, daß an die Stelle unbeſtimmter Zwecke eine Lebensart getreten iſt, die wenigſtens alle Zweifel über die Art der Tätigkeit ausſchließt, hat tief auf mich gewirkt. Ich bin begierig, ob Alexander das gehörig ahnden wird. Fortſchritte im Reich der inneren Erfahrung bleiben ihm ſonſt leicht unbemerkt. Er iſt ſeit ſeinem Weggehn, wenn es möglich iſt, nur noch mehr aus ſich herausgegangen; ich bin ſeitdem im Gegenteil in dem entgegengeſetzten Syſtem recht feſt geworden. Er hat immer neues Streben, neue Zwecke; ich vergrabe mich ſo gern in dem Punkt, auf den mich der Zufall führt. Er hält ausſchließlich auf die Tätigkeit, die außer ſich etwas hervorbringt, und mir geht mehr als je jetzt der Genuß über alles, der das Innere bereichert. Ich kann und werde ſeine Art zu ſein in hohem Grade genießen, aber ſchwerlich dürfte er mit mir recht zufrieden ſein.

Verzeih dieſe Entgegenſtellung, teure Li, aber ich konnte mich nicht enthalten, ein ſolches Prognoſtikon bei ſeiner Rückkehr zu ſtellen, und Du wirſt ſehen, ob ich wahr geraten habe.

Mir wäre es Montag nacht beinah ſchlimm ergangen, ſo endigte es indes bloß komiſch. Ich ging mit dem Kanonikus allein in dem hieſigen Park, der Colonna gehört, ſpazieren. Da er ganz nah iſt, ſo gingen wir etwa nur eine Stunde vor Sonnenuntergang aus. Dieſer Park, mußt Du nun wiſſen, iſt ein tiefes und enges Tal, auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſen, auf denen die Mauer läuft, die aber an einigen Stellen zerbrochen iſt. Durch eine ſolche Stelle kamen wir hinein. Inwendig iſt alles verwachſenes Geſträuch und hohe Bäume, himmliſche Gruppen mitunter. Wir hielten uns eine gute Stunde auf und gingen darauf zurück. Im Zurückgehn durch den Park verloren wir den engen und verwachſenen

Fußſteig, aber da der Kanonikus immer glaubte, gleich die Mauer 1804
wiederzufinden, ſo arbeiteten wir uns geduldig mit manchem blutigen Riß durch die Dornengebüſche durch. Aber alles Arbeiten war vergeblich, wir kamen dicker und dicker hinein, und die Nacht brach an. Wir hielten Rat, gingen nach allen Seiten, aber keiner von uns wußte mehr Weg noch Richtung, und wenn wir auch die letztere an den Sternen ſahen, ſo verlor man ſich gleich beim Hin- und Herdrehen in dem Dickicht. Endlich kamen wir auf einen leeren Fleck wie eine Stube groß, wo ein alter Baumſtamm lag, der ein ſehr natürliches Kanapee abgab. Wir ruhten da ein wenig aus, hörten faſt die Leute in Marino ſprechen, waren aber ſo von Dorngebüſch eingeſchloſſen, daß der Kanonikus verſicherte, es ſei vergeblich, wir müßten die Nacht da bleiben. Ich ſetzte mich alſo geduldig auf den Baumſtamm und freute mich an dem prächtigen Himmel. Der Fomahaut ging gerade hinter Monte Cavo auf und erinnerte mich deutlich an den Burgörner Kirchberg. Der ſtets geſchwätzige Kanonikus erzählte mir bei der Gelegenheit, daß ein Wolf in der Nähe ſei, der ſchon viel Eſel zerriſſen habe, er habe aber ein Meſſer und einen Dornſtock, und es habe nichts zu ſagen. Ich hatte zwar nur ein kleines Rohr, das jetzt mein ewiger Begleiter iſt, ich dachte aber bei mir, daß er dieſen Kampf allein beſtehen ſollte, ich hätte mich auf einem Baumſtamm verſchanzt. So blieben wir ruhig, bis der Kanonikus ausrechnete, wir hätten bis zum Tag noch acht Stunden zu warten. Die Betrachtung war zu ernſthaft, ich verſicherte ihm alſo, wir müßten, wie es auch werde, durchbrechen, und ſo kamen wir wirklich nach unglaublichen Mühſeligkeiten und der Kanonikus mit zerlumpten Strümpfen und zerriſſenen Händen zu Hauſe an, wo Wunſch uns eben hatte wollen mit vielen Menſchen aufſuchen laſſen.

Heute früh habe ich um ½4 wieder mit dem Kanonikus einen weiten Ritt nach Ruinen gemacht. Der Kanonikus iſt aufs Theater

1804 zu bringen. Er wollte mich in tiefe Höhlen führen und brachte gestern abend alle Waffen zusammen. Die Pistolen wurden geladen, er nahm ein Stilett, einen großen Knüttel, Gott weiß was mit und versicherte, es gäbe da Wölfe, Schlangen und Eulen. Ich sollte mich auch bewaffnen. Ich versicherte ihm aber, daß ich den Krieg ganz ihm überließe, ehe die Ungeheuer ihn aufgefressen hätten, würde ich schon über die Seite kommen, und nun haben wir nichts als unschuldige Eidechsen gesehen, obgleich er immer mit gespanntem Hahn ging.

So, liebe Li, vertreibe ich mir die Zeit und wiege das sehnsuchtsvolle Gefühl Deiner Abwesenheit ein. Die Possen dabei unterhalten mich natürlich nur auf Augenblicke. Die Ruinen beweisen auch in der Regel nicht viel mehr, als daß die Campagna di Roma ehemals, wie jetzt, von Menschen bewohnt war, und unvergleichbar mehr. Aber das Eigentliche ist das Vertrautwerden mit dieser einzigen Gegend, immer neue himmlische Standpunkte zu finden, die Gipfel der geliebten Berge in andern und andern Richtungen und Beleuchtungen zu sehen, dann die Sonnenauf- und Untergänge und die heimlichen Gedanken, die das einsame Betreten dieser Wege weckt und nährt. Immer komme ich dann reiner und heiterer gestimmt zur süßen Adel zurück, die mir jedesmal mit offenen Armen entgegenläuft.

Der Prinz*) ist, wie Du weißt, verlobt. Er schreibt mir mit äußerster Freundschaft und bittet mich um die Besorgung geheimnisvoller Aufträge, die aber so ungeschickt angelegt sind, daß sie gar nicht glücken können. Es tut mir leid, denn ihm ist so viel daran gelegen, daß er sogar, mich mehr zu gewinnen, mir Grüße von der Königin**) schreibt. Übrigens, schreibt er, sei er nicht verliebt, werde aber sehr glücklich sein, auch außer Rom, weil er vernunft-

*) Vgl. S. 223. — **) Königin Luise.

mäßig handeln müſſe. Wir, liebe Li, ſagten immer in Auleben, 1804
wie Du wohl noch weißt: hohe Weisheit, tritt zurück, weiche vor der Liebe! und damit halte ich es noch. Umarme die Kinder und lebe innigſt wohl! Ewig Dein H.

100. Caroline an Humboldt

[Paris], 3. September 1804

Ich bin einige Tage in großer Beſorgnis um die kleine Louiſe geweſen, mein teurer Wilhelm. Die liebe Kleine bekam von freien Stücken, wenigſtens iſt uns keine veranlaſſende Urſache klar geworden, heftige Krämpfe und Fieber. Ich habe unbeſchreiblich gelitten, wie Du denken kannſt, um ſo mehr, da ich eigentlich niemand ſagen wollte, daß zu den Schmerzen der Gegenwart alle Schmerzen der Erinnerung hinzukamen.

Kohlrauſch hat das Kind ſehr einfach und gut behandelt, ſeit geſtern iſt ſie beſſer, und ich hoffe, es wird ſo übergehn. Immer aber muß man doch durch etwas geſtört werden. Kaum war Theodors Auge beſſer, ſo kam nun dieſes, und vorgeſtern abend erſchreckte uns Theodor durch einen Fall aufs Knie. Theodors Auge hat mir, ich will es nun, wo er gewiß nichts davontragen wird, nur geſtehen, die größte Angſt gemacht. Es war ſo ſchrecklich verdunkelt, daß ich nicht glaubte, daß es je wieder werden könnte. Nun aber bin ich ruhig, er ſieht auch ſchon wieder beinah ganz deutlich, und die Verdunkelung nimmt noch täglich ab. Carolinens Geſundheit hält ſich vortrefflich, es liegt mir ordentlich etwas Moraliſch-Edles in dieſer feſten Geſundheit.

Alexander lebt die acht Tage, ſo er nun hier iſt, unendlich beſchäftigt und fetiert. Er kommt meiſtens des Morgens um ſechs Uhr her zu Kohlrauſch, arbeitet hier oder ſchwatzt. Um neun Uhr kommt er zu mir hinüber, und wir frühſtücken zuſammen. Wenn

1804 er nicht ausgebeten iſt, ſo ißt er bei mir. Auf ſeine Reiſegefährten habe ich mich nicht eingelaſſen, ſie zum Eſſen zu haben, aber Alexander nimmt vorlieb. Er iſt unendlich zärtlich mit mir. Gegen Kohlrauſch iſt er die Freundlichkeit ſelbſt. Heute ſchreibt er an den König, und darum wird er Dir ſchwerlich ſchreiben können; er hat ſich entſchloſſen, eine ſeiner Kollektionen nach Berlin zu ſchicken. Er rechnet noch wie ehemals beſtändig ſein Vermögen durch, und nach ſeinen Rechnungen hat er immer nichts ausgegeben. Aber ich meine doch, es muß anders ſein. Schreibe ihm ja einen ernſthaften Brief über ſeine Lage, wie Du ſie anſiehſt; er hat doch im Grunde des Herzens einen tiefen Reſpekt vor Dir. Alexander beſchwört mich, hier zu bleiben und mit ihm zurück nach Rom zu gehn. Allein es dauert mir zu lange, und ich kann mich nicht entſchließen, vier Monate ſpäter bei Dir zu ſein. Alles, was ich zugeben kann, iſt noch ein wenig in den Oktober hinein. Die Rückreiſe denke ich in drei Wochen zu machen. Von hier nach Lyon mit dem Velocifère iſt eine Sache von drei Tagen, und da bin ich Dir ſchon ein Stück Weges näher. Ach, Lieber, man iſt nie in einer ſonderbareren Stimmung geweſen, man iſt nicht lieber in Paris als ich, aber man geht auch nicht lieber nach Hauſe zurück als ich.

Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon geſchrieben habe, daß wir den Lacondamine*) für drei Francs haben. Corai hat mir den Heliodor**) in zwei dicken Bänden für Dich zugeſchickt. Clavier kommt zuweilen auch zu mir. Villochin hat im Inſtitut verſichert, daß ich die gelehrteſte Frau wäre, die er kennte, und wer wüßte, ob es in Paris noch einen ebenſo griechiſch gelehrten Mann gäbe. Das iſt doch ein unverdientes Lob. Adieu, Geliebter. Tauſend Küſſe den Kindern. Gott, wie verlangt es mich, ſie und Dich wiederzuſehen.

*) Reiſender und Mathematiker. — **) Griechiſcher Grammatiker des 1. Jahrhunderts n. Chr.

101. Humboldt an Caroline

Marino, 5. September 1804 1804

Es ist ein himmlischer Morgen, teure Li; Rom und der Soracte liegen mit unglaublicher Klarheit vor mir. Wir hatten in den letzten Tagen Augusts und den ersten Septembers eine wirklich größere Hitze als fast vorher, nun sind Gewitter gekommen, und in diesen Frühstunden heute weht eine ordentlich herbstliche Luft. Über den Soracte hinaus blicke ich ins Blaue nach Dir. Da bist Du, da kommst Du wieder her und schenkst mir wieder einen Himmel von Liebe und stillem, ruhigem Dasein. Glaube aber nicht, daß ich mich unglücklich fühlte oder gefühlt hätte. Auch die Einsamkeit hat mir wohlgetan, gerade durchaus allein, mit niemand, mit dem ich nur eine Silbe vertrauten Gefühls hätte wechseln können, habe ich Dich und mich und unsre Kinder und die Natur tiefer empfunden, und mich tiefer in das versenkt, was sich jeder ernster Gesinnte als eine innere, tröstende und beglückende Heimat bildet. Das freie Herumschweifen auf dem Lande hat mir einen unendlichen Genuß gewährt, und auch künftig werde ich mit Freude auch an diesen Sommer zurückdenken. Ich sage Dir das so frei, liebe, teure Seele, weil ich weiß, daß Du fühlst, wie unendlich mehr und froher ich genieße, wenn ich mich Deiner Nähe erfreuen kann. Aber wahr ist es, solange die Liebe bleibt, solange ich mein Dasein mit Zuversicht denselben Gefühlen vertrauen kann, die es nun so viele Jahre hindurch trugen und hegten, solange ich Dich dabei gesund und auch von Gegenständen umgeben weiß, die Du liebst, so lange kann ich nicht unglücklich sein. Nur die Farben freilich sind anders. Die leichte Heiterkeit, das fröhliche Hineilen der Tage — das alles ist nur da, wo Du bist, mit dem unerschöpflichen Schatz ernster und froher, tiefer und leichter Gefühle, mit der ewig sorgenden Liebe. Jetzt schläfst Du gewiß noch mit der kleinen Louise im Arm. Ich freue mich unbegreiflich, sie zu sehen. Schon

1804 jetzt rührt es mich manchmal, zu denken, daß ich eigentlich an nichts nur einmal ein Bild von ihr festhalten kann. Schicke mir ein paar Härchen von ihr, damit ich doch ein anschaubares Zeichen ihrer Existenz habe.

Daß Hardenberg*) das Departement übernimmt, ist mir endlich gestern offiziell bekannt gemacht worden. Es heißt in dem Reskript, que le Roi a déféré à la demande du Comte de Haugwitz de lui accorder la permission illimitée de se rendre à ses terres, et d'y séjourner selon sa convenance et le besoin de sa santé et de ses affaires particulières, und daß er Hardenbergen die direction permanente du Dép. des affaires étrangères übergeben hat. Der eine ist also abgetan und der andere allein alles. Das freut mich daran. Sonst liebte ich Haugwitz und verliere ihn ungern. Der neue hat schon in seiner Namensunterschrift etwas zu Steifes und Pedantisches. Man muß nun sehen, wie alles wird. Mir kann es noch am ersten gleich viel gelten. Ich liebe Rom und Italien, und am Ende brauchen wir den Dienst nicht, wenn er einmal unangenehm würde.

Schillers Übel**) hat mich sehr erschreckt. Indes scheint es mir fast ein gutes Zeichen für seine Konstitution überhaupt, daß er kurzdauernde und heftige Übel bekommt, und lieb ist es mir, daß das, an dem er jetzt so fürchterlich gelitten, nicht in der Anstrengung seiner Arbeiten seinen Grund gehabt haben kann. Denn bewunderungswürdig bleibt es in der Tat, daß dieses fortwährende Produzieren ihn nicht sichtbar angreift. Es ist eine der schönsten Seiten an Schiller. Es zeigt, daß er in dieser schaffenden Phantasie wie in seinem Elemente leben kann, auch braucht er wirklich nicht einmal andere leichtere Beschäftigungen, um besser zu jenen zurückzukehren, wie Goethe so offenbar. Die Trennung von Schiller wird mir ewig schmerzhaft bleiben. Er ist immer der einzige gewesen, mit dem ich

*) Vgl. S. 56. — **) Vgl. S. 219.

recht eigentlich habe reden und leben können, dem ich wirklich Genuß 1804
gab und von dem ich Genuß und Stimmung zugleich erhielt. Allein, und auch das freut mich, ich kann meinen Aufenthalt im Auslande nicht anklagen, mich dieses Vorteils zu berauben. Schiller muß in Weimar bleiben. Er hätte im höchsten Grade unrecht, diesen einzigen Ort, in dem ein Mensch in seiner Lage gut existieren kann, zu verlassen, und ich hätte gerade, um in Weimar zu leben, alle übrigen Rücksichten der einen, mit ihm vereint zu sein, aufopfern müssen. Daß er mir nicht schreibt, begreife ich, ob es mir gleich leid tut. Wenn die Entfernung groß und die Hoffnung, wieder beisammen zu sein, fast Null ist, so erstirbt nach und nach das Interesse an jedem Briefwechsel. Indes wird man sich darum nicht fremd. Den Tell habe ich noch nicht, weiß auch nicht, ob er gedruckt ist. Sonst aber wirst Du in Mailand bei Bignami allerlei Bücher für mich finden; kannst Du sie nicht selbst mitbringen, wie ich vermute, so laß nur Kohlrausch besorgen, daß man sie mir schicken läßt.

Lolos leichte Niederkunft wäre wirklich hübsch, wenn sie selbst nicht überall so schlaff wäre. Aber so, fürchte ich immer, entfährt sie einmal sich selber bei einer solchen Gelegenheit.

Die fixen Ideen setzen sich immer ohne menschliches Zutun durch, den Glauben lasse ich mir nicht nehmen, und so glaube ich auch, werden wir einmal und als etabliert in Paris leben. Aber ich schwerlich als Gesandter, wenigstens nicht leicht als preußischer. Daran habe ich keinen Glauben. Daß ich Paris liebe, weißt Du; es ist freilich nur die Liebe vom zweiten Grad, es leuchtet mir nur erst ein, wenn ich dort bin, Sehnsucht von hier aus habe ich nicht danach. Doch kann ich selbst nicht ableugnen — eine der allerfroheſten halben Stunden, die ich je gehabt habe, war beim Hereinfahren bei der Rückreise von Spanien mit den vier Schimmeln von der Barriere de l'Eufa bis zum Boulevard. Da lebte auch Wilhelm noch und hatte eine sehr liebenswürdige Periode. Als ich allein

1804 von Spanien kam, empfand ich zu viel Ungeduld und eine zu bange Sehnſucht. Ich bleibe noch dabei, daß ich da ein inneres Vorgefühl gehabt habe, daß wir Wilhelm nicht behalten würden. Wie ſchmerzlich ich mich da nach ihm geſehnt habe, habe ich nie ganz ſagen mögen. Jetzt, bei einer Baskenreiſe, wüßte ich noch ſo manche Stelle anzugeben. Ich kürzte ſie offenbar darum ab, und nahm mir ſo feſt vor, nie wieder, bis er groß ſei, ohne ihn zu bleiben! Ich träume hier ſehr oft von ihm, und das und die Gegend und die einſame Beſchäftigung mit ſeinem Andenken haben mir ſein Bild wieder viel lebendiger zurückgeführt. Auch in Adelheid finde ich Züge der Ähnlichkeit. Arme, liebe Li, die Überſchrift Deines Briefes hat mich wieder ſo tief ergriffen. Wie unendlich viel mußt auch Du in dieſer Woche gelitten haben. Aber er ſchläft ruhig und wir einſt bei ihm. Doch lebte er auch ſo glücklich, und da ich jetzt wieder viel den Homer leſe, fällt es mir immer auf, daß in keines mir bekannten Menſchen Lippen die Worte ſo gepaßt hätten, die Achill zu Odyſſeus in der Unterwelt ſpricht, als in die ſeinen:

*ἦ πᾶσιν νεκύεσσι καταφθιμένοισιν ἀνάσσειν!**)

Und doch war es vielleicht beſſer, daß er nur die ſchöne Empfindung des Lebens mit hinwegnahm.

Lebe wohl, teure, innigſtgeliebte Seele. Umarme Theodor und grüße Alexander und Kohlrauſch.

Von Herzen und ewig der Deine. H.

*) Als die ganze Schar vermoderter Toten beherrſchen. (Odyſſee XI, V. 491.

102. Caroline an Humboldt

[Paris], Sonnabend, 8. September 1804 — 1804

Dein Brief vom 22. Auguſt iſt mir vorgeſtern abend zugekommen, mein geliebter Wilhelm. Recht als wenn ich nie ohne einige Sorge ſein ſollte, plagt uns nun wieder Theodors Knie. Ich ſagte Dir ſchon letztens, daß er im Garten meines Hotels beim Spielen mit andern Knaben gefallen ſei, ſeitdem hat ſich ein Blutgeſchwür formiert, mit dem er nun fünf Tage im Bett liegt. Louiſe iſt wieder wohl, ſie iſt ſo vollkommen proportioniert wie Caroline es war, und hat unausſprechlich ſchöne, blaue Augen. Es iſt mir immer ein wunderbarer Gedanke, wenn ich ſie anſehe, daß Du ſie noch nicht kennſt. Ach, wenn nicht Wilhelm eine ſolche ſchreckliche Lücke in unſerm Kreiſe gemacht hätte, könnte man doch keine ſchönere Familie ſehen. Denkſt Du nicht auch, daß wir ſie künftigen Winter malen laſſen? Wer weiß, was uns noch bevorſteht. An Theodors Leben kann ich noch immer nicht recht glauben — überhaupt ſind mir die Kinder alle nicht mehr ſicher, ſeitdem der blühendſte ſo dahingegangen iſt, und letztens, wie Louiſe ſo krank war, gab ich ſie ſchon auf. Morgen über acht Tage ſoll ſie getauft werden. Ich wollte bloß Alexander und die Gräfin Schlabrendorff*) zu Gevatter nehmen, allein Alexander beſteht auf Kohlrauſch und behauptet, es ginge gar nicht anders. Er ſelbſt war weit entfernt, dieſe Prätenſion zu machen, allein Du weißt ja, wie Alexander iſt; wenn er jemand liebt, ſo engouiert er ſich auch dermaßen, daß alles mit und durch ihn iſt.

Verzeih, daß ich Dir von ſo manchen Menſchen noch nicht ſchrieb. Eigentlich glaubſt Du nicht, wie knapp mir oft die Zeit zugemeſſen iſt; ich habe mir ſchon oft vorgeworfen, daß ich Dir zu kurze und gar dumme Briefe von hier aus ſchreibe. Dalberg**) iſt nach Mann-

*) Vgl. S. 213. — **) Neffe des Kurerzkanzlers, ſeit 1803 badiſcher Geſandter in Paris, ſpäter in franzöſiſchem Staatsdienſt und von Napoleon zum Herzog gemacht.

1804 heim gereiſt, ſein Vater iſt hoffnungslos krank, er iſt mehr zeremoniös als freundſchaftlich mit mir geweſen, tout le rebours ſeiner beiden Onkels in Aſchaffenburg. Sollte Rehberg*) vor uns in Rom ankommen, ſo laß Du ihn hübſch kalt ablaufen. Ich weiß ohnbezweiflig, daß er in Deutſchland ausgeſprengt hat, wir lebten ſehr übel zuſammen, würden uns wahrſcheinlich trennen, meine Reiſe ſei eine Präparation dazu uſw. Dieſe Gerüchte fallen freilich wieder von ſelbſt, allein ich weiß nicht, warum man dem, der ſo wie Rehberg de gaieté de coeur verleumdet, freundlich tun ſoll. Auch iſt es mir nicht entgangen, wie das alberne Geſchwätz doch hier und da Eingang gefunden hat; z. B. bei Kunth, der mich denn doch eigentlich etwas beſſer kennen ſollte. Burgsdorff, nach welchem Du mich einmal fragſt, hatte ich kurz nach meiner Ankunft in Erfurt einmal geſchrieben, ſo auch Kunth. Burgsdorffs Antwort kam mir erſt in Frankfurt zu. Er dolierte über meine Pariſer Reiſe und hatte ſo viele kleine Reiſen ins Bad und Gott weiß wohin vor ſich mit Tieck, daß er natürlich mich nicht ſehen konnte. Am Ende iſt es mir auch recht, man hätte wahrſcheinlich eine neue Geſchichte daraus erſonnen.

Adieu, Geliebter. Verzeih den ſchnellen Schluß, Kohlrauſch treibt mich ſo. Ewig Dein.

103. Humboldt an Caroline

Marino, 11. September 1804

Wir ſind ſo gut als in der Mitte des Septembers, liebe Li, und die beiden Mädchen ſind geſund und wundermunter. Habe alſo ja keine Sorge. Theodors Auge, ſehe ich, iſt noch immer verbunden. Du ſchriebſt einmal, die Pupille ſei ver-

*) Auguſt Wilhelm Rehberg, 1757—1836, Kanzleiſekretär, ſpäter Kabinettsrat in Hannover.

finſtert. Aber die Pupille, liebe Seele, iſt ein bloßes Loch. Es iſt 1804
alſo wohl die Kriſtallinſe, die verfinſtert iſt. Das Wohlbefinden der Li freut mich unendlich und ebenſo ihr Sinn für Muſik. Wenn ſich nur eine Pforte erſt öffnet, durch die das eindringt, was mehr als irdiſch iſt, ſo fängt der Menſch ſchon an, geborgen zu ſein und bereitet ſich eine innere Heimat. Ich habe immer in Carolinen den Punkt erwartet, auf dem ſich ein höheres Intereſſe in ihr zeigte; ſollteſt Du auch glauben, daß ihr Sinn für Muſik ſie dahin führt, ſo müſſen wir es hier nun ernſtlicher betreiben und ihr ein weniger ſpielendes Inſtrument geben, daß ſie ſich an eine tiefere und vollere Harmonie gewöhnt.

Daß Du mir trüb über Wilhelm ſchriebſt, darüber entſchuldige Dich nicht, teures, liebes Weſen. Du ſiehſt auch aus meinen Briefen, wie ich mich gehn laſſe, und ich weiß, daß Dich manche Stelle meiner Briefe nicht anders als wehmütig machen kann. Aber wir haben immer beide die ſogenannten Schonungen gehaßt, und mir und Dir iſt es gleich verhaßt, den Empfindungen willkürliche Schranken zu ſetzen. Wohl haſt Du recht, daß ſein Tod die Folge der Verkettung einer Menge kleiner Umſtände war. Aber, liebe Li, wie überall, ſo ſind auch hier dies nur ſcheinbare Urſachen. Das Leben des Menſchen hängt nicht von dieſen unbedeutenden Ereigniſſen ab. Wenn er geboren wird, trägt er den Keim ſeines Todes wie ſeines Lebens in ſich; nicht die Umſtände ſind es, die über ihn gebieten, ſeine Beſtimmung lenkt und ordnet ſie ſelbſt. Schon darum hätten wir recht, uns keine Vorwürfe zu machen, aber es iſt auch nicht einmal, daß wir ſeinen Tod veranlaßt hätten. Daß wir ihn nach L'Ariccia zurückſchickten, war vielleicht noch das einzige, das ſich ſagen ließe. Und welcher Anſchein auch nur von Gefahr war dabei? Wir taten nichts, was nicht in jeder Rückſicht unſchuldig, was nicht ſogar beſſer war als das Gegenteil. Hätteſt Du dem Arzt nicht folgen wollen, der nun einmal der einzige war, den Du haben konnteſt, ſo hätteſt Du im

1804 Blinden getappt und wärſt dem Schickſal ſelbſt und dann wirklich mit Schuld entgegengegangen.

Glaube mir, liebe Li, das iſt das eigentlich Geheimnisvolle, Furchtbare, aber auch Wohltätige in des Menſchen Exiſtenz, daß er und das Schickſal in zwei verſchiedenen Sphären wandeln, die er aber doch, nur in unabſehbaren Fernen, vereinigt erblickt oder ahndet. Der Menſch muß nie nach etwas anderem als nach der Notwendigkeit des Augenblicks handeln; der Erfolg muß ihn unbekümmert laſſen; wenn den alsdann das Geſchick zu einem großen Glück oder einem großen Unglück lenkt, dann führt ihn Schmerz oder Genuß in eine unbekannte Region ein, dann erkennt er eine ihm unerreichbare und doch verwandte Macht, entdeckt Kräfte in ſich, die ihm wirklich bis dahin fremd waren, zu verknüpfen, was ſonſt widerſtrebend ſchien, Gewißheit zu fühlen, wo er ſich nur Ahndung erlaubte. So bildet ſich das, worauf alle innere Größe und alles innere Glück beruht: der unwiderſtehliche Hang, ſein eigentliches Daſein nur da zu ſuchen, wo ſich die recht tief empfundene Wirklichkeit in Unendlichkeit auflöſt; und im handelnden Leben die Ruhe und Beſonnenheit, die ſich in jeder Lage nur nach demjenigen beſtimmt, was der Moment und die Vernunft gebieten; und aus dieſer Feſtigkeit des Handelns und der Ruhe jenes Daſeins geht die Kraft hervor, der auch der Glückliche bedarf, das Leben zu ertragen, den Zwieſpalt des Geſchicks mit den Wünſchen der Bruſt ſelbſt noch zu einer neuen Quelle, wenn nicht des Glücks, doch des Genuſſes ſelbſt im Schmerz, und wenigſtens immer größerer und tieferer Gefühle zu machen. Dem eigenen Vorwurf kann daher der Menſch nicht entgehn, wenn er handelt, wie er nicht ſoll; aber Veranlaſſung eines Erfolges kann er nie ſich nennen, und das iſt wirklich eine der größeſten Wohltaten des Himmels, unſere Handlungen gleichgültig gemacht zu haben für den Weltlauf und nur wichtig für die innere Anſicht und die innere Zurechnung. Wer wie wir, und vor allem wie Du, teure Li, gegen

ſeine Kinder immer nur aus reiner anſpruchsloſer und uneigennütziger 1804
Liebe handelt, der kann ihnen nur Glück geben, wenn ſie früh oder ſpät mit Freude dieſe Liebe erkennen. Das Unglück, und wäre es ſogar reine Folge ſeiner gutgemeinten Handlungen, lege er ruhig in die Hand des Schickſals und freue ſich, es zu dürfen, denn auch das Schickſal kann nur eine wohltätige Macht ſein, und aller wahre Schmerz iſt nur eine Dumpfheit, die ſich nach der Freiheit ſehnt, deren künftigen ungeſtörten Genuß ſie mit Sicherheit ahndet. Verzeih, liebe Li, daß ich mich meinen Gedanken überlaſſe, da ich Dir von mir, von den Kindern erzählen könnte. Aber was mich ſo oft, ſo unaufhörlich im Inneren bei meinen einſamen Spaziergängen bewegt hat, das kommt mir von ſelbſt zurück, wenn ich mit Dir rede, die Du ſo innig mit mir empfindeſt und handelſt. Ich habe wirklich an Sicherheit meiner inneren Überzeugungen in dieſem Sommer ſehr zugenommen. Ich hatte lange nicht eigentlich die Natur genoſſen, und nun ergriff mich hier auf einmal eine ſo wundergroße und magiſch reizende. Könnte ich Dir nur die Sonnenuntergänge hinzaubern. Mir iſt es jetzt zum Bedürfnis geworden, ſie zu ſehen; ginge ich auch gar nicht aus, ſo bin ich in der Stunde gewiß nicht in der Stube; und habe ich in Rom auch noch ſo viel zu tun, ſo liege ich da im Fenſter. Ich denke dann an Dich, an die Kinder, daß wieder eine Nacht mich dem Augenblick näher bringt, wo ich mich von Eurer Liebe umgeben fühle. Ich liebe auch darum die italieniſche Uhr; ach! überhaupt, liebe Li, Du wirſt mich ungeheuer italieniſch wiederfinden, davor fürchte ich mich ordentlich.

Alexander muß doch nun endlich angekommen ſein. Du wirſt nun aus meinem Briefe geſehen haben, daß mein Plan iſt, daß er von Paris gerade nach Berlin geht. Ich habe es einigermaßen leiſe ſagen müſſen, damit er nicht denkt, daß ich ihn weniger gern in Rom ſehe. Wie nah wir auch verbunden ſind, kann er weniger fühlen, daß ich einen eigentlichen Genuß habe, mit ihm zu leben,

1804 als er nur zu lebhaft bemerkt und oft beredet hat, daß wir faſt entgegengeſetzte Pole ſind. Das würde mir doppelt darum leid tun, weil er weich und empfindlich und bei aller Größe und Ruhm ſeines eigenen Wertes weniger gewiß iſt als irgend jemand. Ihn eigentlich an ſeine Deutſchheit zu erinnern, und ihn überhaupt von der ivresse de la vaine gloire zum Ernſt zurückzuführen, dazu muß man einige Zeit abwarten. In gewiſſer Art fürchte ich da nicht. Er hat wahren Ehrgeiz. Er fühlt gewiß, daß, wenn er nicht in Deutſchland Ruhm erwirbt, es außerhalb nichts iſt. Sollte er ſelbſt das Unglück haben, was jetzt das Beſte in Deutſchland iſt, wenig zu achten, ſo iſt er doch fein und merkt ſelbſt, wie die Umſtände des Augenblicks ſtehen. Die Miniſterveränderung*) iſt ein neuer Grund, nach Berlin zu gehn. Du wirſt jetzt wiſſen, daß ſie, wie natürlich, radikal iſt. Aber Hardenberg (der Graf) ſchreibt mir, der Miniſter Hardenberg wollte nicht Ansbach und Baireuth abgeben, und wünſchte einen zweiten Miniſter neben ſich. Dies werde Keller werden.

Gegen den Namen Louiſe habe ich gar nichts, liebe Li, laß ihn ja. Aber iſt denn das Kind getauft? und wer hat Gevatter geſtanden? Alexander könnte ſeine europäiſche Karriere damit wieder anfangen, ſowie Bonpland**) ſeine amerikaniſche. Sage Alexandern, daß in der Jenaer (der beſten) Literariſchen Zeitung bei Gelegenheit des Buches von Volney***) über Amerika ſteht: „Wir können den erſten Teil dieſes Werks (den wiſſenſchaftlichen) bloß Männern empfehlen wie Humboldt und Steffens,†) deren Geiſt mit Energie über der Erde ſchwebt und von ihrer Finſternis Licht zu ſcheiden ſucht.

*) Vgl. S. 227. — **) Vgl. S. 231. — ***) Beſchreibung einer Reiſe, die Volney 1795—98 durch Nordamerika gemacht. — †) Steffens, Philoſoph, Naturforſcher und Dichter, 1773—1845, Anhänger von Schillings Naturphiloſophie in Jena.

Moſes*) findet hier alle weiblichen Geſtalten gegen Paris 1804
häßlich, und mir geht es nun damit wie mit der Campagna di Roma, die ich auch protégiere. Mir begegnen auf jedem Schritt die hübſcheſten Perſonen, aber ich rede mit niemand mehr davon. Aber freilich, Charmeuſen, wie in Paris, gibt es nicht hier, und Burgsdorff würde hinzuſetzen: auch nicht ſolche Manier, über den Rinnſtein zu treten. Aber an einer römiſchen Immondezzaia**) ſcheiterte gewiß auch alle Pariſer Kunſt.

Adieu nun, liebe Li, umarme herzlich die Kleinen! Dein H.

104. Caroline an Humboldt

[Paris], 12. September 1804

Die Einlage, die in Deinem geſtrigen Briefe für Alexander war, hat ihm Kohlrauſch heute morgen zugeſtellt, denn ich ſah ihn geſtern abend nicht mehr. Alexander kommt alle Morgen zwiſchen fünf und ſechs Uhr hierher, meiſtens bleibt er und frühſtückt gegen neun Uhr mit mir, aber heut iſt er weggegangen, ehe ich aufgeſtanden bin, und Kohlrauſch ſagt mir, er habe Geſichter bei Deinem Briefe geſchnitten. Was Du ihm in Deinem Briefe empfiehlſt, das Schreiben an den König und das Nichtvernachläſſigen ſeiner Verhältniſſe in Deutſchland und namentlich in Berlin, iſt geſchehen, und ich habe mein möglichſtes getan, den Brief zu ſimplifizieren. Er hat bei Gelegenheit ſeines Wunſches, den Winter in Italien zuzubringen, des Klimas erwähnt; allein ich glaube nicht, daß es, auf die Art wie es geſchehen iſt, ihm übel aufgenommen werden kann. Für Alexander, halte ich dafür, iſt es ein reelles Glück geweſen, mich hier in Paris gefunden zu haben, er hätte ſich ſonſt ſo tief hier eingelaſſen, daß er nie wieder herausgekonnt hätte.

*) Wohl Mendelsſohn. — **) Schmutz.

1804 So denke ich, ist alles leidlich eingeleitet, und er wird, denke ich, bald und angenehme Nachrichten von Berlin bekommen. Die Kaiserin hat ihm ein sehr schönes Kupferwerk ihrer Pflanzen in Malmaison zugeschickt, und er hat ihr schriftlich dafür gedankt und mir und Schlabrendorff erst das Konzept seines Briefes gezeigt.

Den 16. September

Mit dem besten Willen komme ich immer nicht dazu, Dir so viel zu schreiben, wie ich es eigentlich wünschte, mein teurer Wilhelm. Alexander fährt fort, den größten Effekt hier zu machen. Er ißt selten bei mir seit den ersten Tagen seines Hierseins, weil alle ihn haben wollen. Manchmal aßen wir freilich auch zusammen aus; so letztens zweimal bei der Delambre und einmal bei Souzas,*) künftigen Mittwoch bei Luccheſinis.**) Wegen Berlin muß ich den Alexander beständig zügeln, ich spiele mit ihm eine ordentliche Hofmeisterrolle. Seine Sammlungen sind ungeheuer; alles zu bearbeiten, vergleichen, alle Ideen auszuspinnen, die ihm gekommen sind, braucht er wenigstens fünf bis sechs Jahre. Wenn es nur in Rom mehr Hilfsmittel, Bibliotheken u. dgl. gäbe, würde die Lokalität des Orts, die Stille und Größe sehr wohltätig auf ihn wirken, allein so wird es doch nicht gehn. Wir werden ihn nur einige Monate haben, und Alexander ist es nicht gut, ganz ungezügelt sich selbst überlassen zu bleiben. Für seinen Charakter, für seinen inneren Menschen ist mir eigentlich bange. Ach, welch ein stilles, großes Wesen bist Du mir dagegen, mein geliebter Wilhelm. Wer Dich tief erkennt, der fühlt auch in Dir das ewig sich gleiche Streben nach dem Höchsten; der empfindet Dich nur bewegt von diesem und also auch unbeweglicher gegen die Zufälligkeiten des Lebens. Wenn meine Liebe mich je nicht mehr an Dich halten könnte, so würde es Deine Größe.

*) Portugiesischer Gesandter in Paris. Mme. de Souza, geb. Gräfin Flahaut, war Schriftstellerin. — **) Preußischer Gesandter in Paris.

Alexander ſchreibt Dir heute nicht, weil er nicht Zeit hat. Er 1804
lieſt heute zum erſtenmal den Anfang einer Reiſebeſchreibung im Inſtitut vor, welche eigentlich nur ein Proſpektus ſeiner Reiſe iſt. Von zwölf bis drei Uhr hat Alexander beinahe täglich viele Menſchen bei ſich, um ſeine Sammlungen, Zeichnungen uſw. zu beſehen.

Ich habe mich beinahe entſchloſſen, bis zwei Tage nach der Krönung, d. h. bis zum 12. November, zu bleiben. Alexander bittet mich dringend darum und macht mir Hoffnung, daß er dann vielleicht mit mir gehn kann, und alle Leute finden es ganz ridikül, eine ſo merkwürdige Sache wie die Krönung nicht ſehen zu wollen. Freilich komme ich um einen Monat ſpäter zu Dir, und Gott weiß, wie weh mir das tut.

Adieu, Geliebteſter.

105. Humboldt an Caroline

Marino, 18. September 1804

Ich habe geſtern zwei Deiner lieben Briefe auf einmal bekommen, teure Li, und diesmal ſind ſie wie ſie ſollten gegangen. . . . Das Wetter iſt himmliſch, des Morgens ſchon ſehr friſch, die Sonne, wenn es nicht hoch Mittag iſt, ordentlich angenehm, die Untergänge himmliſch, die Farben der Berge ſo, daß jede Gegend in andern Ländern, deren ich mich erinnere, farblos erſcheint. Beinah hätte ich Freitag den Entſchluß gefaßt, auf zwei Tage nach Neapel zu gehn. In ſechs Tagen war die ganze Reiſe gemacht. Aber ich tue es nicht. Ich bin dann ſechs Tage den Kindern unerreichbar, und was kann in ſechs Tagen vorfallen! *Πολλὰ μέταξυ κυλίκος καὶ χείλεός ἐστιν.**) Sonſt iſt jetzt in Neapel zu ſehen, was vielleicht in vielen Jahren nicht wiederkommt, der Veſuv

*) Vieles iſt zwiſchen Kelch und Lippe.

1804 ſpeit. Der Krater ſoll ganz ausgefüllt ſein, und die Lava fließt in einem breiten Strom aus zwei Mündungen. Der Strom iſt langſam, und man kann dicht hinangehn. Er iſt aber ſo breit, daß man ihn von Gaëta aus ſieht. Der Krater wirft zwar noch glühende Steine aus, doch das ſtarke Auswerfen, das nachts gerade wie die Girandola ausgeſehen haben ſoll, iſt vorüber. Alle verſichern, daß es ein himmliſcher Anblick iſt.

Wenn Alexander, wie ich, da er einmal dem König geſchrieben hat, als entſchieden anſehe, erſt nach Rom und nachher nach Berlin geht, ſo treffe einen Mittelweg mit ihm. Er wollte, denke ich, den 1. Januar von Paris weggehn. Verſprich ihm, wenn er einen Monat abgehn will, ſechs Wochen zuzugeben, und bleibe bis zum 1. Dezember. Dann ſeid Ihr mit dem neuen Jahre hier, findet mich am Kamin, das Jahr geht aufwärts. Die Reiſe wird durch Alexanders Begleitung angenehmer und in vieler Hinſicht leichter, der Unterſchied der Zeit ſind ſechs Wochen. Das ſind ſechs Poſttage, liebe Li, die ich mich länger gedulde, mich länger auf den freue, der Dich nun endlich mir mit den lieben Kindern und der kleinen Unbekannten bringt. Alexander wird es nicht daran fehlen laſſen, Dir zuzureden, Kohlrauſch wird jetzt wieder entgegen ſein und von Alexander beſiegt werden. An Überredungskunſt hat es uns beiden nie gemangelt.

Über Alexander ſchreibſt Du ganz recht. Seine unverkennbare Gutmütigkeit, ſeine gleich große Weichheit machen ihm ſelbſt nur Schmerzen, genießen tut er durch Liebe nicht leicht. Doch kann man nicht ſagen, daß er durch die Sucht, Effekt zu machen, getrieben wird. Das iſt nur die Außenſeite der tiefen inneren Regſamkeit, die auf etwas Beſſeres und Höheres hinausgeht. Darin iſt er doch auch wieder echt deutſch und wahrhaft zu achten. Immer aber bleibt es unbegreiflich, wie ſo unleugbar große Eigenſchaften ſo locker und loſe in ihm zuſammenhängen und wie es möglich iſt, für die Natur und das Weltall einen ſo großen, wirklich ausreichenden und für

die Menſchheit und ſich einen ſo auffallend kleinen Maßſtab zu haben. Er ſelbſt leidet am meiſten dabei; denn er hat ein Gefühl ſeiner Mängel, und die Ahndung des Höheren fehlt ihm nicht, Glanz und Ruhm freuen und unterhalten ihn unglaublich und genügen ihm doch nicht. Der halbe Beifall oder gar der Tadel auch noch ſo weniger iſt ihm nie gleichgültig, er hat nicht ſelten ſchwermütige Gefühle und verfolgt ſie nie ſo weit, daß der Mißklang ſich wieder in Ruhe, wenn auch Ruhe des Schmerzes, auflöſte. Es wäre weit beſſer, er könnte dieſen halb idealiſchen Teil, der ihn nur ſtört, ganz abwerfen, und vielleicht hat er es getan, ſeitdem er ſich gewöhnt hat, ſo ſicher in Ruhm und Größe zu ſchwimmen. Er ſchreibt mir auch mit großer Zärtlichkeit von Dir und ſagt ausdrücklich, daß er Dich gar nicht verändert finde. Daß er es nicht iſt, begreife ich. Weder er noch ich werden uns je ändern, und es kommt unſtreitig daher, daß man uns bis in eine ſehr ſpäte Jugend ein ſo einſames und ernſtes Leben hat führen laſſen, daß der natürliche Einfluß der Lebensalter und ihr eigentlicher Wechſel für uns null geworden iſt. Kohlrauſch findet unverkennbare Ähnlichkeit in der Sprache zwiſchen uns beiden. Das haſt, dünkt mich, auch Du ſchon behauptet. 1804

Mein Leben, liebe Li, iſt ſo einförmig, daß nichts darüber zu ſagen iſt. Nur kann ich wenig oder keine Zeit, wie ich wünſchte, anwenden. Bin ich in Rom, ſo wird es faſt nie leer bei mir, tauſend Leute kommen, und im Annehmen bin ich jetzt wie die Staël. Es iſt wirklich nötig. Die übrige Zeit muß ich ausgehn. In Marino muß ich alſo alle Briefe abmachen, dabei gehe ich freilich viel ſpazieren. Sobald ich erſt wieder ganz in Rom bin, wird alles beſſer gehn. Doch bin ich ſehr heiter, ſehr ruhig und in mir auch ſehr tätig. Auch das wenige, was ich noch an Unruhe, an Treiben, an Plänen hatte, habe ich verloren; ich komme immer mehr dahin, ich möchte ſagen, das reine Leben zu genießen, und meine Sicher-

1804 heit wird immer größer, daß es auch nun immer ſo bleiben wird. Das Gefühl der Größe, das einen hier umwallt, iſt von einer unbeſchreiblichen Wirkung. Wenn man einmal dieſe Stadt, dieſe Trümmer, dieſe einfache und ſo rein vollendete Natur ſieht, was bleibt da zu wünſchen übrig? Ich habe hier alles, was ſich wechſelweis fordert, die Stille und Schönheit der Natur und die Stille meines Andenkens an Deine Liebe, an die Kinder, den immer wiederkehrenden Genuß eines ganzen Lebens mit Dir, die ſanfte Melancholie, die dieſer Gegend ſo eigen iſt, und die ſchmerzliche Erinnerung an Wilhelm, der ihr nun auf ewig angehört, endlich die Überreſte des Altertums, in dem ich immer am liebſten gelebt habe und noch lebe! Alſo denke auch mit Freuden, liebe Li, an meine Einſamkeit hier. Es iſt ein Vorrecht, einer gewiſſen Art zu ſein, der, in welcher uns unſer Zuſammenleben gegenſeitig beſtärkt hat, immer denſelben Grundton in der Seele zu erhalten, wenn er auch nach Verſchiedenheit der Lagen anders und anders ausklingt.

Lebe wohl! Ewig Dein H.

106. Caroline an Humboldt

[Paris], 1. Oktober 1804

Über meine Abreiſe habe ich folgendes beſchloſſen. Iſt die Krönung*) den 9. November — einige Leute bezweifeln es und meinen, ſie werde noch aufgeſchoben werden —, ſo ſuche ich ſie zu ſehen und reiſe den 12. ab. Iſt ſie ſpäter als den 9. November, ſo warte ich ſie nicht ab, und ſobald ich es gewiß weiß, mache ich meine Anſtalten, um zwiſchen dem 1. und 8. November abzureiſen. Wie innig ich mich freue, Dich, meine Seele, und die holden, kleinen Mädchen wiederzuſehen, ach, das kann ich nicht

*) Vgl. S. 251.

ſagen. Ich denke nur an Euch und träume immer von Euch. Gabrielle 1804
hat mich ſehr gerührt; das kleine Ding wird ein ganz neues Kind für mich ſein, es hat mich ſehr frappiert, daß ſie ſo zuſammenhängend ſpricht, die liebe, liebe Kleine! Ich küſſe und küſſe ſie tauſendmal und will nur für ſie leben, wenn ich wieder bei Euch ſein werde. In Adelheids Seele haſt Du mein Andenken erhalten, teures, liebſtes Herz. Louiſe iſt geſtern getauft worden, die Gräfin Schlabrendorff, Alexander und Kohlrauſch haben Gevatter geſtanden, auch ich war mit den Kindern in der Kapelle gegenwärtig. Morgen ſoll Louiſe vacciniert werden. Aber ich ſage immer noch Louiſe und vergeſſe, daß Alexander durchaus haben will, daß ſie Mathilde gerufen werde. Mir iſt es einerlei, auch Dir, alſo künftig Mathilde. Sie wird alle Tage hübſcher und wird Dich ſehr freuen.

Ich bin heut vor acht Tagen ausgezogen, das macht einem immer einige unheimliche Tage, überdem habe ich viel Unannehmlichkeiten mit der vorigen Wirtin über Reparaturen u. dgl. gehabt. Ich wohne nicht ſo ſchön jetzt, aber zum Ausgehn und beſonders zum Beſuchen der Galerien und Muſeen weit gelegener, zehn Schritt vom Pont des Arts.

Deinen Brief vom 11. September habe ich den 29. bekommen. Ach, welch ein Brief! Er hat mir die tiefſte Seele bewegt. Wohl weiß ich und bin mir der reinſten Abſichten gegen meine Kinder immer bewußt, aber mein Schmerz über Wilhelms Tod iſt oft ſo brennend in mir, daß er mir alle reine Vorſtellung und Erinnerung nimmt, und die Qual meines Herzens und meiner Gedanken überſteigt allen Glauben. Auch das muß ſein; auch darin laſſe ich mich gehn und fühle, daß ſelbſt aus dieſen zerreißenden Schmerzen eine höhere Vollendung des inneren Weſens hervorgeht.

Theodors Geſundheit manifeſtiert ſich ſeit einiger Zeit ſehr, er wird auffallend größer und dicker und ſieht ſehr blühend aus. Das Auge hat wieder dieſelbe Größe wie das andere und beinah den

1804 Glanz des andern, auch ſieht er wieder alle Gegenſtände vollkommen nah und fern. Das Auge und Mathildens Arm*) haben mir ſchreckliche Tage gemacht. Dem Himmel ſei Dank, daß alles vorüber iſt.

Ich bin abgehalten worden, geſtern weiter zu ſchreiben, mein Teurer, und ſchließe hier, um den Brief nicht aufzuhalten.

Adieu. Ich umarme Dich tauſendmal und die lieben Kinder.

107. Humboldt an Caroline

Marino, 2. Oktober 1804.

Deine Briefe kommen jetzt, liebe Li, ſehr richtig an. Ich habe jetzt den vom 8. vorigen Monats erhalten . . . Es hat mich geſchmerzt, liebe Li, daß Rehbergs**) dummes Gerede Dir weh getan hat und daß Du ſogar deshalb zufrieden biſt, daß Burgsdorff nicht zu Dir gekommen iſt. Wie wir miteinander gelebt haben, ſüßes Kind, und noch leben, wie wir nie einen Moment uneins geweſen ſind, um nur das zu nennen, was auch die platteſten Menſchen begreifen müſſen, ſo kann ein vernünftiger Menſch an ein ſo albernes Gerücht nie glauben. Auch Kunth hat das gewiß nicht. Du ſchreibſt mir nicht, woraus Du es ſchließeſt. Allein wenn es aus ſeinem Brief iſt, ſo weißt Du, wie unbegreiflich albern Kunth ſelbſt mit mir manchmal geweſen iſt. Er iſt ein guter Menſch eigentlich und mit mir jetzt in der engſten Freundlichkeit. Aber ſo kleinlich, daß er nicht einmal je zu berechnen iſt. Nur Uneinigkeit zwiſchen uns beiden und Pläne zu Trennung hat er ſicherlich nicht geglaubt. Ich begreife wohl, daß nur unendlich wenige Menſchen Dich und mich kennen, um ſo weniger, weil wir beide ſchwer zu kennen ſind und uns nie Mühe geben, uns zu zeigen. Aber ſoviel ich habe ſehen können, haben doch die

*) An dem ſich plötzlich eine Lähmung gezeigt hatte. — **) Vgl. S. 244.

Menſchen immer ſo eine Art heiliger Scheu gehabt, etwas über 1804
uns zu ſagen, daß ſie es ſchwerlich je nur halblaut getan haben. Unbegreiflich iſt es überhaupt, wie Rehberg mit ſeinen Albernheiten könnte Glauben gefunden haben, da doch mehrere aus Deutſchland uns hier jetzt geſehen hatten und in der Art unſres Zuſammenſeins das Gegenteil müſſen gefunden haben. Übrigens iſt Rehberg nach Petersburg gegangen. Er ſchreibt mir aus Helſingör. Für meinen Empfang ſei ruhig. Ich bin immer ſehr kalt gegen ihn geweſen, und Du erinnerſt Dich wohl, liebe Li, daß ich mich manchmal gewundert habe, daß Du freundlicher mit ihm warſt. Er iſt ein elender und gewiß ſchlechter Menſch.

Überhaupt, liebe, teure Li, der Menſchen, die eigentlich durch ihre ſchlichte Natur gleichſam genötigt das Rechte erwählen, die idealiſch ſind ohne ſchwärmeriſch, und natürlich ohne gemein zu ſein, die menſchlich in jeder Rückſicht dem rein menſchlichen Charakter noch ein Gepräge der Eigentümlichkeit aufzudrücken verſtehen, deren gibt es unendlich wenige. Du biſt ſo, möchte es uns möglich ſein, unſre Kinder Dir gleich zu machen. Das iſt mein einziger und mein heißeſter Wunſch. Wenn ſie, bis ſie erwachſen ſind, unter Deinen Augen leben können, verzweifle ich nicht daran. In Carolinen liegt viel, ſehr viel, und über alles noch eine Anlage, ſich allein und ohne fremde Hilfe zu entwickeln. Glaube mir, Du hilfſt den Kindern unglaublich, das Machen und alles Tun iſt wenig. Nur das Wahre und Rechte und Eigentliche immer vor ſich zu ſehen, immer um ſich zu empfinden, ſtärkt und veredelt wie die Luft, die man einatmet. Ach! ich ſage es Dir ſo oft, damit Du Dich mehr ſchonſt, Dich nicht bloß meiner Liebe, auch den Kindern erhältſt. Werde auch nicht zu unſicher über ihre phyſiſche Exiſtenz. Ich fühle wohl, wie Wilhelms Tod Dich unſicher gemacht hat. Aber das war ein Schlag, der kommt nicht wieder, mit Sorgſamkeit bleiben uns die übrigen. Der arme Wilhelm hatte zu ſeinem Un-

1804 glück anſcheinende Stärke und innere Schwäche. An dieſem Mißverhältnis erlag er. Ganz ſtark wie Li, oder ſchwächlich wie Theodor überſtand auch er vermutlich die fürchterliche Krankheit.

Ich war Sonntag abend bei ſeinem Grabe. Das Laub fällt nun ſchon herbſtlich darauf. Alle Jahreszeiten ſind darüber hingegangen und fangen von neuem an. Nur er iſt in dieſem ewigen Kreiſe ſtill und unbeweglich. Den Faun*) habe ich gleich aufgeſucht, ich weiß aber nicht, ob es der Fehler der Art iſt, wie er im Muſeum ſteht, ich finde ihn nicht ſo ähnlich. Ein Abguß iſt hier leider nicht von ihm zu haben, ſonſt hätteſt Du ihn in der roten Stube aufgeſtellt gefunden. Es hat mir ſehr leid getan.

Ich habe in meiner gewöhnlichen Art gelebt, nur mit mehr Geſchäften. Hardenberg hat mir einen eigenhändigen, zwei Seiten langen Brief geſchrieben, eine Antwort auf zwei Briefe, die über ein Jahr alt ſind, alſo eine große Aufmerkſamkeit. Er bittet mich ſogar um die Fortdauer meines Vertrauens in ſeinen neuen Verhältniſſen. Der Kurfürſt-Erzkanzler**) hat mir auch geantwortet, ſehr freundſchaftlich.

Jetzt lebe herzlich wohl, innig liebes Weſen. Grüße Alexander und Kohlrauſch und die Kinder.

Ewig Dein H.

Frage Alexander, ob er am 22. September an des ſeligen Papas Geburtstag gedacht hat.

*) Vgl. S. 217. — **) Dalberg.

108. Caroline an Humboldt

Paris, 8. Oktober 1804 1804

Es ſchreibt Dir heute niemand wie ich, und auch ich wohl nur kurz, weil ich, lache nur, die Zeit verſchlafen habe. Mathilde war wieder einige Tage unpaß, das ſtörte mich geſtern ſo, daß ich beſonders die vorletzte Nacht kein Auge ſchloß und dieſe habe ich es nachgeholt. Mit meiner Reiſe bleibt es, wie ich Dir ſchrieb, teures Weſen, den 1. Dezember bin ich entweder ſchon bei Dir oder doch zwiſchen Florenz und Rom.

Adieu, Geliebter.

109. Humboldt an Caroline

Rom, 9. Oktober 1804

Du wirſt Dich wundern, liebe Li, mich einen Dienstag noch hier zu ſehen, aber die Abreiſe des Papſtes zur Krönung, die auf den 3. November feſtgeſetzt iſt, hatte ſich vorigen Sonnabend ſo ſpät entſchieden, daß ich nicht mehr davon ſchreiben konnte. Ich mache alſo meinen Poſt-Mittwoch ab und bleibe dann bis Freitag über acht Tage hintereinander in Marino. Ich muß allen meinen Potentaten bei dieſer Gelegenheit ſchreiben und bin alſo nicht wenig beſchäftigt. Die Kinder ſind wohl, gewiß fällt nichts vor. Sie ſind einmal en train mit der Geſundheit. Aber Du armes Kind biſt ja ordentlich verfolgt von Unglücksfällen. Der Arm der Kleinen hat mich ſehr erſchreckt, und ich fühle, wie es Dich angegriffen haben muß. Schone Dich ja, ſoviel Du kannſt. Auch darum iſt es mir lieb, daß Du noch einige Wochen länger bleibſt. Zwar wird die Krönung nun wohl nicht den 18. Brumaire ſein. Der Papſt geht nicht zu dieſem Tage, und man wird ihn doch abwarten wollen. Hier ſagt man, die Krönung werde am 24. Dezember ſein. Doch verſichert mir Feſch,*) daß niemand es

*) Kardinal, Bruder von Napoleons Mutter.

1804 wiſſe, noch wiſſen könne. Wäre ſie da, ſo hielte ſie Dich bis zum neuen Jahre. Hier habe ich bis jetzt immer geſagt, Du würdeſt nicht zur Krönung bleiben. Die alten Kardinäle freuen ſich dann entſetzlich, und wenn ich hinzufüge: „Chiunque ha visto una funzione di S. Pietro, non vuol più veder altra“, ſo fangen ſie ganz ſüß zu lächeln an. In der Tat glaube ich aber, daß es wohl der Mühe wert iſt, dazu da zu bleiben. Es muß außer der Pracht ein barockes Schauſpiel ſein; da Du einen guten Platz haben würdeſt, würdeſt Du auch die Perſonen nah ſehen können, und es iſt immer ſpaßhaft, zu ſehen, wie ſich einer bei einer Komödie geſtaltet. Alſo folge Deiner Luſt, liebe Li. Ich bin überzeugt, daß Du mit Alexander ſehr vergnügt lebſt, er kann in ſeinen Briefen nicht genug rühmen, wie gut Du gegen ihn biſt und wie glücklich er ſich fühlt, Dich gefunden zu haben. Was Du mir, liebe Li, in Deinem Brief im Gegenſatz mit Alexander ſagſt, hat mich tief gerührt. Ich kann nicht ſagen, daß ich eben glaube, in irgend einer Art über ihm zu ſtehen. Aber ſeit unſerer Kindheit ſind wir wie zwei entgegengeſetzte Pole auseinandergegangen, obgleich wir uns immer geliebt haben und ſogar vertraut miteinander geweſen ſind. Er hat von früh an nach außen geſtrebt, und ich habe mir ganz früh ſchon nur ein inneres Leben erwählt, und glaube mir, darin liegt alles. Ich habe nie das Talent gehabt, bei Einer Sache wie bei einem Zweck ſtehen zu bleiben, und habe es noch nicht, und im Leben ſchadet es mir oft. Die Frage, was denn am Ende bei dem allen herauskommt, was übrigbleibt, warum dies und jenes verſchwindet, war immer die erſte bei mir. So hat ſich in meinem Inneren etwas gebildet, was mich nie verlaſſen kann als mit dem Daſein ſelbſt, was mir eine tiefe Ruhe, eine dauernde Selbſtändigkeit gibt, in der ich immer mich und das Leben und das Schickſal wiederfinde, und das, wenn es je einen Augenblick verdunkelt wird, ein einziger Spaziergang, ein Gedanke an Dich, ein Blick auf die Kinder, ein

Gedanke an die Vergangenheit wieder in aller ſeiner Stärke und 1804
Fülle hervorruft. Glaube mir, liebe Li, es iſt kein Verdienſt, das gefunden zu haben, es iſt ein Glück, es zu beſitzen. Es kann nicht genommen werden, aber es wird gegeben. Es wäre auch nicht gut, wenn viele ſo wären; denn man genießt mehr dabei, als man Genuß gewährt, und es ſchlägt die Tätigkeit nieder, durch die wieder doch nur auch das Höchſte gedeiht. Der Menſch muß ſich eigentlich ein beſchränktes, beſtimmtes Objekt machen und an das ſich wenigſtens auf eine Zeitlang verlieren können. Du wirſt das in Goethe und Schiller oft bemerkt haben. Schiller iſt nur darin freier, weniger gebunden durch ſeine Natur, daß er ſein Objekt mit mehr Unabhängigkeit wählt und es, wenn die Arbeit vorbei iſt und die Ruhe zurückkehrt, mit allgemeinerem Blick überſchaut. Aber beide heften ſich feſt, vergeſſen eigentlich immer über einem alles, wenn ſie gleich das All in dem einen darſtellen wollen; im bloßen Leben, im Denken und Empfinden wird dem, wer wie ich geſtimmt iſt, leicht ſcheinen, auf einem höheren Standpunkt zu ſtehen, und wird es in der Tat. Aber er wird immer jener bedürfen und durch ſich ſelbſt nur wenig das weiter bringen, was ihm ſelber doch über alles iſt. Man braucht eigentlich eine Handhabe, eine ſinnliche Geſtalt, das Höchſte zu erfaſſen, und mir fehlt es an einer mir durch die Natur ſelbſt gegebenen. Ich ſehe es vielſeitiger und reiner, davon bin ich ſelbſt überzeugt, weil ich mich nie an eine Geſtalt binde, aber ich kann es auch nicht ſo lange und beſtimmt feſthalten. Nur eins, glaube ich, iſt mir eigentümlich, und das danke ich großenteils Dir, liebe Li, das Höchſte gerade durch das Medium des menſchlichen Weſens zu erkennen, am liebſten gerade die Menſchen in ihrem natürlichen Sein und Tun zu beobachten und dadurch auf das Reinſte und Höchſte zu kommen. In den meiſten Menſchen ſchadet die Phantaſie dem Gefühl, die Dichtungskraft der reinen Beobachtung der Alltagswirklichkeit und dieſe jener. Darin glaube ich allein mir

1804 einen eigenen Weg entdeckt zu haben. Ich gehe gerade am liebſten aus der ſchlichteſten Beobachtung zu dem über, das ſich gar nicht mehr anſchauen läßt, und nicht ungern ebendahin aus dem natürlichen, ſelbſt ſinnlichen Gefühl. Bei denjenigen Gegenſtänden, die ſchon von ſelbſt das Gepräge einer reinen Geſetzmäßigkeit an ſich tragen, die ſchon für und durch die Phantaſie geformt ſcheinen, ſehe ich dasſelbe wohl auch bei anderen. So erhebt häufig der Genuß der Natur und weckt zu Bildung und Dichtung. Aber gerade das Regelloſeſte, das in der Allgemeinheit am wenigſten Reine und Geſetzmäßige, die Menſchen, wie man ſie findet und ſieht, zu ſolchem Stoff brauchen zu können, iſt ſchwerer und doch unendlich dankbarer. Denn wie verdunkelt es auch oft zufällig ſein mag, ſo drückt ſich das Höchſte doch im Menſchen am reinſten aus; wo es ſich in der Seele verwiſcht hat, rettet es ſich oft noch in die Form, die ihre urſprüngliche Reinheit ſicherer bewahrt; in einzelnen Fällen ſieht man es immer in ſeiner vollen Schönheit ſtrahlen, und wenn man nur erſt dahin gekommen iſt, recht zu fühlen, daß das höchſte Menſchliche nur eine hell und rein entfaltete Erſcheinung des ſchlicht und einfach Natürlichen iſt, ſo findet man überall ſeine Spuren. Freilich aber erſchließt ſich das nur einem ſelbſt ähnlich gebildeten Sinn, und je mehr man alſo auf dieſe Weiſe im Leben nur den Menſchen ſucht und im Menſchen das Leben findet, deſto reicher, ſich ſelbſt genügender, unabhängiger wird man ſelbſt, deſto menſchlicher und menſchlichen Gefühlen berührbarer in allen Punkten ſeines Weſens und von allen Seiten der Schöpfung her. Das iſt es eigentlich, liebe Li, wohin mich meine Natur treibt und worin ich lebe und webe. Hier iſt für mich der letzte Schlüſſel alles Verlangens, der Hafen, von dem aus man keine Segel mehr ſpannt. Denn darüber geht nun nichts, das dient nicht mehr zu etwas anderem, ſondern hat ſeinen Zweck und ſein Ende in ſich ſelbſt. Wer, wenn er ſtirbt, ſich ſagen kann: „Ich habe ſo viel Welt, als ich konnte,

erfaßt und in meine Menſchheit verwandelt", der hat ſein Ziel er- 1804
füllt, der kann nicht wünſchen, wieder anzufangen, um nun erſt das Rechte zu ergreifen. Er hat getan, was im höheren Sinne des Worts Leben heißt, und es iſt Torheit, das Leben einem fremden Zweck unterwerfen zu wollen. Man ſpinnt es aus wie der Seidenwurm, ſolange der Faden reicht, und damit iſt es am Ende. Verzeih, liebe Li, daß ich ſo ſchwatze, aber ich laſſe mich ſo gern gehn mit Dir. Dir danke ich die ſchönſten Freuden, die innerſte Bildung, ohne Dich hätte ſich nie mir das Höchſte erſchloſſen, über das Innerſte kann ich mit niemand reden als mit Dir. Glaube mir auch, liebe Li, uns wird ſelbſt der Tod nicht trennen. Ein gewiſſes Aufnehmen der Seele ineinander iſt und muß ewig ſein. —

Grüße den guten Kohlrauſch, der ſich ſo treu nach Hauſe ſehnt, und umarme Alexander und die Kinder. H.

110. Caroline an Humboldt

Paris, 14. Oktober 1804

Deine lieben Zeilen vom 25. September habe ich richtig empfangen, mein teures, liebes Herz, und danke Dir tauſendmal. Es ſchmerzt mich ſehr, daß Du ſo viel zu tun haſt, und ich habe mich den 1. Oktober ſehr gefreut, zu denken, daß Du nun einen Monat lang Ferien haben wirſt. Ich glaube immer, mein Liebſter, Du mußt künftig auf einen Sekretär denken, oder der Hofmeiſter müßte Dir darin dienlich ſein können, denn wenn es ſo bleibt und die Geſchäfte ſo wachſend gehn, wie ſeitdem Du die Stelle haſt, hältſt Du es nicht aus. Sollte man Dir von Berlin aus nicht eine Gehaltzulage für einen Sekretär geben? Ich habe keinen Zweifel daran, und Deine Geſundheit macht es mich ſehr wünſchen.

1804 Habe ich Dir ſchon geſagt, daß Schönberger, mit dem wir in Dresden und Wien viel umgingen, wieder hier iſt? Er hat drei Bilder auf der Ausſtellung, den Rheinfall, eine Gegend bei Bajä und die Kaskatellen von Tivoli. Es ſind unſtreitig die beſten Landſchaften, die dort ſind, und doch befriedigen ſie mich nicht. Du wirſt Dich erinnern, Schönbergers Stärke war, Waſſer zu malen. Das Waſſer iſt auch auf allen dieſen Bildern das Beſte, beſonders ſchön iſt das Wolligte, was dies Element im Sturze hat. Allein übrigens iſt nicht die reiche üppige Natur, nicht das tiefe Studium nach ihr ſelbſt, wie in Reinharts*) Bildern, nicht das Gänzlich-Durchdrungenſein von italiſcher Luft und italieniſchem Himmel. Schönberger zeichnet einiges für Alexander, was dieſer wird ſtechen laſſen. Alexanders eigene Zeichnungen von Pflanzen, Tieren, von ganzen aufgenommenen Gegenden ſind ſehr merkwürdig und ſchön, und wenn man die Geſchichte dazu kennt, wie und wo und unter welchen unbequemen Umſtänden ſie gemacht ſind, ſo muß man die Ausdauer und den Fleiß und Sorgſamkeit doppelt bewundern, mit denen ſie gemacht ſind. Alexander wird nun bald das Memoire drucken laſſen, was er dem Inſtitut vorlieſt, Du wirſt ſehr zufrieden damit ſein; bis auf den Anfang, der mir nicht recht gefallen wird, iſt es leicht und mit Grazie geſchrieben. Die Gegenſtände ſind nur leiſe berührt, es ſind nur die Punkte angegeben, und es muß, dünkt mich, die Neugierde für die eigentliche Reiſe ſehr erhöhen. Der König hat ſehr verbindlich geantwortet, Beyme und Hardenberg desgleichen. Alexander lachen die verſprochenen Herrlichkeiten von weitem an.

Er gibt ſehr viel Geld für ſeine Garderobe aus. Kleider bis jetzt, nicht etwa Wäſche, für 1200 Francs, und heute kauft er einen geſtickten Samtrock, der wenigſtens 800 Francs koſten muß.

*) Vgl. S. 211.

Zur Krönung iſt es beinah nicht zu evitieren. Noch hat er den 1804
Kaiſer nicht geſehen, aber ich glaube, er wird es bald. Man ſagt hier, der Kurfürſt-Erzkanzler werde zur Krönung herkommen. Ich würde ihn dann in jedem Fall zu ſehen ſuchen.

Jawohl, liebſtes Weſen, werde ich unendlich viel zu erzählen haben, denn das Schreiben iſt doch eigentlich nur immer ein Behelf. Man ſchreibt ſich nie aus, und beſonders ich nicht, die ich es nicht liebe. Aber bald mündlich! Adieu, Geliebter.

Ewig Deine Caroline.

Auf der Rückſeite desſelben Blattes ſchreibt Alexander an ſeinen Bruder:

Liebſter Bill!

Endlich iſt des Königs Antwort gekommen, freundlicher iſt nun noch wohl nie einem Vaſallen geſchrieben worden. Alle Furcht alſo, daß meine franzöſiſchen Verbindungen den vaterländiſchen ſchaden könnten, iſt eitel geweſen. Ich werde dem König ſogleich freundlichſt antworten. — Ich arbeite hier ſehr viel und glücklich. Der Ruhm iſt größer als je. Es iſt eine Art von Enthuſiasmus, auch geht den Leuten fürchterlich das Mühlrad im Kopfe umher, denn oft in einer Sitzung habe ich aſtronomiſche, chemiſche, botaniſche und aſtrologiſche Dinge im größten Detail vorgebracht. Alle Mitglieder des Inſtituts haben meine Manuſkript-Zeichnungen und Sammlungen durchgeſehen, und es iſt eine Stimme darüber geweſen, daß jeder Teil ſo gründlich behandelt worden iſt, als wenn ich mich mit dieſem allein abgegeben hätte. Gerade Berthollet*) und Laplace**), die ſonſt meine Gegner waren, ſind jetzt die Enthuſiaſtiſchſten. Berthollet rief neulich aus: „Cet homme réunit toute une Académie en lui“. Das Bureau des longitudes berechnet meine aſtronomiſchen Beobachtungen und findet ſie ſehr, ſehr genau. Im Cadaſtre von Prony werden meine fünf-

*) Chemiker und Mitglied des Erhaltungsſenats 1748—1822. — **) Berühmter Aſtronom und Mathematiker. Kanzler des Erhaltungsſenats.

1804 hundert barometrischen Messungen berechnet. Mafford sticht schon meine mexikanischen Altertümer, Silber fängt diese Woche an die Pflanzen zu stechen. Kurz, es ist alles schon im Gange. Das National-Institut ist vollgepfropft, so oft ich lese. Du siehst also, daß das pommersche Geschlecht durch Dich und mich verherrlicht ist. Denn auch Deiner wird hier noch sehr, sehr allgemein gedacht, besonders von Govat, den ich oft bei Laplace sehe. Dem Hofe soll ich künftige Woche vorgestellt werden. Für Bonpland*) glaube ich eine gute Pension zu erhalten.

Ich lebe sehr, sehr innigst mit der Li. Ob ich gleich sehr in der großen Gesellschaft zerstreut bin, so sehen wir uns doch täglich. Sie steht noch an, ob sie sich wird der Kaiserin müssen vorstellen lassen, um die Krönung mit anzusehen. Ich bin gezwungen gewesen, mir für 70 Louisdor samtene gestickte Kleider machen zu lassen, um in aller Pracht zu erscheinen. Man muß nach solcher Reise nicht scheinen auf den Hund gekommen zu sein.

Mein indianischer Bedienter sagt von der schändlichen Gräfin**): „Esta no es mujer, hace de hombre, tiene calzones.“

Du siehst, Guter, daß wir lustig sind und sehr fröhlich. Du allein fehlst uns. Im Dezember seh ich Dich gewiß, guter, guter Bill!

111. Humboldt an Caroline

Marino, 16. Oktober 1804

Ach, liebe Li, wie kalt ist es schon. 16° am höchsten, den Abend 6, 8. Wir haben überhaupt keinen heißen Tag diesen Sommer gehabt. Dennoch mache ich noch kein Kaminfeuer. Ich habe nur einen Kamin und fürchte bei dem Hin-

*) Vgl. S. 231. — **) Die auf S. 213 erwähnte Gräfin Schlabrendorff, die oft Männerkleidung trug.

und Herziehen der Kinder, daß sie sich erkälten. Vielleicht, wenn es 1804
nicht zu unangenehm wird (seit dem 1. Oktober ist hier ewiger Regen und Sturm), bleibe ich noch bis zum 10. November hier. Die Weinbäder, die, da der Wein bis jetzt noch nicht gegoren hatte, erst morgen angehn können, dauern so lange. Gabriele ist zwar sehr wohl, aber die Bäder sind immer gut. Dann hält mich auch der Albaner See. Auch in Sturm und Regen ist er schön. Die Wolken fahren göttlich bald schnell über ihn hin, bald rollen sie sich in ihn hinab, bald bleiben sie auf den Vorgipfeln des Monte Cavo hängen, und Sonne und Mond blicken doch immer stellenweis durch. So ein unbarmherzig behangener Himmel als bei uns ist hier gottlob nicht. Adelheid fährt in ihrer blühenden Gesundheit fort. Sie sagt beständig: „Voglio ingrassarmi“, und sie hält sehr ehrlich Wort. Aber was mir leid tut, der deutsche Laut erstirbt ganz auf ihren Lippen. Wie man auch jetzt Deutsch reden mag, sie versteht alles, aber antwortet immer Italienisch. Ein einziges „Ja!“ habe ich ihr neulich abgepreßt. Wieder ordentlich Deutsch reden zu hören, wird mir ordentlich wohl tun. Wunsch's kauderwelsche Sprache verdient den Namen nicht und Zoëgas auch nur halb. Überdies da jetzt der Baron*) hier ist, zwingt sich auch Wunsch zum Italienischen.

Mit Kunth stehe ich jetzt in sehr lebhaftem und äußerst freundschaftlichem Briefwechsel. Mit Alexander fängt er es ungeschickt an, und ich werde es ihm schreiben. Er scheint ihn ewig anzuklagen, daß er sich in seinem Vermögen zurückbringt, und doch ist das jetzt noch nicht wahr. Wenn Alexander tut, was er tun kann, um die Reise für seine Verhältnisse in Berlin zu benutzen, so ist die Reise gerade ein Mittel, sich auf immer in eine günstige Lage zu setzen. Ob er sich nun in Berlin vernünftig machen wird, ist doch abzuwarten. So wie Kunth es meint, wird er es nicht, aber jeder hat

*) Baron Brown, der in Rom auch im Palazzo Tomati wohnte.

1804 ſeine Art. Er hat mit Menſchen immer bis jetzt eine ſehr gute gehabt, und an Glück hat es ihm auch nicht gefehlt.

Ich träume jetzt ſehr oft von Dir, liebe, teure Li, und das macht mich ſehr glücklich. Dieſe Nacht fuhren wir beide, aber ohne Kinder, in Rom den Abend herum. Die Zeit wird ja auch wieder kommen, und ſie wird mir ein neues Geſchenk ſein. Es iſt recht lange, daß wir getrennt ſind, aber Du biſt mir nie einen Augenblick fern geweſen. Ich weiß nicht, ob Du wohl auch das Gefühl haſt. Wenn man an etwas immer denkt, ſo kommen manchmal, wenn gleich ſelten, Augenblicke, wo man gewahr wird, daß man jetzt nicht daran gedacht hat, und wo man wie bei etwas Sonderbarem auffährt. So iſt es mir in dieſer Abweſenheit noch keinmal gegangen. Der Gedanke an Dich iſt mir ewig, auch bei jeder Beſchäftigung vorſchwebend geblieben, und er wird es bleiben.

Lebe wohl, ewig teure Li! Umarme die Kinder und grüße Alexander und Kohlrauſch. H.

Die Li hat neulich einen Brief von der Goltz*) und ein franzöſiſches Lied aus ihrer Kommode von mir gefordert. Ich habe es aufgeſucht und lege es hier bei. Es wird Dich wundern, daß ich es tue, aber wenn Kinder etwas ſo ordentlich verlangen, kann ich es nicht leiden, es ſo wie einen bloßen Spaß zu behandeln, und der Brief der armen Goltz ſind auch Züge einer Toten, und die nicht glücklich war im Leben. Ich habe bei dieſer Gelegenheit Carolinens ganze Kommode durchſuchen müſſen und wohl eine Stunde zugebracht, ihre Briefe, Gedichte und Gott weiß was zu leſen. Ihre Verſe ſind, wenn man auch ſieht, daß ſie alle aus dem ewigen Leſen der Goethiſchen Lieder entſtanden ſind, doch immer ſehr ſonderbar und die meiſten ſehr zuſammenhängend. Ach! liebe Li, Dein Geiſt ruht auf den lieben, holden Mädchen. Erhalte Dich ihnen lang, ihn

*) Vgl. S. 166.

nach und nach zu entwickeln. Es ist das das Unsichtbare, was 1804
über Tod und Grab hinaus dauert und Geschlechter an Geschlechter reiht und was endlich, denk ich mir immer, so in sich selbst zurückkehrt, daß man fühlt, daß alles nur eins und nur scheinbar getrennt war. Es ist das Höchste, wohin der Mensch gelangen kann, sich eine Gestalt zu geben, die noch außer ihm lebendig fortwirken kann, und das hast Du mehr als irgend jemand besessen. Adieu!

112. Caroline an Humboldt*)

[Paris], Sonntag morgen, 21. Oktober 1804

Du ahndest nicht das Schicksal, das uns getroffen hat, mein geliebter Wilhelm, und Dein lieber Brief vom 2., den ich gestern empfangen habe, spricht mir so freundlich Mut ein. Ich soll nicht zu unsicher über die physische Existenz der Kinder werden, sagst Du mir. Ach, als ich die Zeilen las, lag Louise schon in der Ruhe des Grabes. Gott, bin ich bestimmt, sie auf derselben Brust sterben zu sehen, die sie mit so gänzlicher Hingebung und Treue, ach, mit so heißer, sehnender Liebe und heiligen Hoffnungen nährte, und wohin aus meinen Armen, wohin führt sie der gewaltige Tod? Wohin ist nun ihr süßes Lächeln, ihr himmlischer Blick? Ist sie bei Wilhelm —, pflegt er sie und liebkost sie, und freut sie sich des Gefundenen, und hat der Tod sie schnell zu einem höheren Verständnis gereift? In der Nacht, die ihrem Tode voranging, hat sie oft, indem ihre Lippen mit Heftigkeit die Brust erfaßten, „Mammam" gesagt — vorher war nichts, was einem artikulierten Laute ähnlich gewesen wäre, von ihr gehört worden. Ach, Du hast sie nicht gesehen, mein geliebtes

*) Dieser und der folgende Brief gingen auf verschiedenen Wegen und trafen gleichzeitig am 20. Dezember bei Humboldt ein.

1804 Herz, und gemeine Menſchen werden glauben, daß ihr Verluſt Dir darum weniger empfindlich ſein wird, aber Du ſcheuſt wie ich keinen Schmerz, und Du haſt nun auch weniger ihr Bild voll ſüßer Unſchuld und Liebe in Deiner Seele, und Du erkaufteſt es nicht zu teuer. Ach Wilhelm, ich komme nicht reicher zurück, ärmer — mit ſo heiligen Hoffnungen ging ich hinweg, fühlte ihr zartes Leben in meinem Schoß, und in dem trüben Winter an Theodors Krankenbett, mit dem tödlichſten Schmerz um Wilhelm im Herzen, hat ſie mein Leben erhalten. Und ich konnte das ihre nicht halten. —

Mittwoch

Liebſter Wilhelm, die Tage gehn wieder ſo dahin, und ich bin heute zum erſtenmal wieder aufgeſtanden. Kohlrauſch hat mich außerordentlich gut und einfach behandelt, ich habe nie ſo wenig gelitten. Aber wie einſam iſt mir mein Haus, wie verödet Paris! Sie iſt mir hinweggenommen, die das Licht und die Freude meines Lebens war, die mir wie ein Segen gegeben zu ſein ſchien. Ich würde ſogleich abgereiſt ſein, wenn meine und Theodors Geſundheit es verſtattete. Allein Kohlrauſch meint, ich müſſe mich durchaus ſehr ſchonen, und bei Theodor iſt nun das rechte Auge wieder ſchlimm, und ich fürchte ſehr, es nimmt denſelben Gang wie das linke, obgleich bei dieſem gewiß vom erſten Moment an nichts vernachläſſigt worden. Während er mit dem ſchlimmen Knie im Bett lag, fing die Entzündung an, und Kohlrauſch ließ ihn in meine Schlafſtube ſeit dem vorigen unglücklichen Donnerstag legen, und er kommt mir Tag und Nacht nicht einen Moment aus den Augen. Caroline iſt immer die alte. Beide Kinder haben den Tod des geliebten kleinen Mädchens tief empfunden. Ich habe wohl gleich daran gedacht, ſie mitzunehmen, um ſie neben ihrem ſchönen Bruder begraben zu laſſen. Die Koſten des Einbalſamierens hätte ich nicht geſcheut und einen großen Troſt darinnen gefunden, ſie nicht in dieſem fremden Boden zu laſſen, aber ich vermochte nicht meinen Widerwillen gegen das

Offnen des geliebten Körpers zu überwinden, und so habe ich sie 1804
denn ohne Widerspruch hier beerdigen lassen. Der Bruder von Mme. de la Tour hat uns erlaubt, sie auf seinem Gute Javelle, nahe bei Meudon, zu begraben. Alexander und Kohlrausch haben sie hinausbegleitet, und dort liegt sie unter einem hohen Akazienbaum.

113. Caroline an Humboldt

[Paris], 30. Oktober 1804

Ich nehme mit Zittern die Feder, mein Wilhelm, und doch kann ich und darf ich nicht länger gegen Dich schweigen. Ach, wie blutet mein Herz über den Kummer, den ich dem Deinen bereite! Wilhelm, mein teures Leben, wir haben aufs neue ein geliebtes Kind verloren, und der tiefste Schmerz des Lebens kann sich erneuern. Louise ist uns entrissen, und schon vorigen Montag, wo ich Dir schrieb, war sie nicht mehr im Licht dieser irdischen Sonne. Ach, ich vermochte nur nicht, es Dir zu schreiben und zu dem Schmerz um den Verlust des schönen Kindes noch die Unruhe für meine Gesundheit bei diesem gewaltsamen Aufhören des Stillens hinzuzufügen. Wenigstens kann ich Dich heute über meinen physischen Zustand beruhigen und Dir die heilige Versicherung geben, daß alles für mich getan worden ist und daß ich leidlich wohl bin.

Louise liegt im Grabe und hat ihren letzten Odemzug in meinen Armen und an meinem Munde verhaucht. Du weißt, wir hatten sie den 9. vacciniert. Sie war munter und wohl und blieb es die nächsten sechs Tage nach der Impfung. Den 15. und 16. war sie ein wenig blaß und unruhig. Den 17. sah sie angegriffener aus und schrie, nicht aus vollem Halse, sondern der Ton kam pfeifend aus der Brust. Kohlrausch ließ mich ins Bett legen und wollte, daß ich das Kind zu mir nehmen sollte, damit es in eine ganz gleiche

1804 Wärme käme. Wir hatten Mut und Hoffnung und hofften, die Blattern würden in der Nacht hervorkommen. Um drei Uhr des Nachts hörte Louiſe auf zu ſaugen, ich fand ſie übler ausſehend, rief Kohlrauſch in mein Zimmer. Das Kind ſchrie viel, und die Mühe des Atmens nahm mit jeder Sekunde zu. Ach Wilhelm, welche Stunden der Angſt! Kohlrauſch gab ihr zwei kleine Brechmittel, eins nach dem andern, ſie wirkten nicht. Kurz nach ſechs wurde ſie ruhig, ich legte ſie in meinen linken Arm, bot ihr die Bruſt, allein ſeit drei Uhr hatte ſie dieſe nicht mehr genommen, ſie ſchrie nicht mehr, das Atmen wurde ſchwächer und ſchwächer — um ſiebeneinhalb Uhr verſchied ſie ohne Zucken, ohne Röcheln — bloß um die Augen war ein krampfhafter Totenzug. So iſt ſie von uns gegangen und hat eine Öde um uns gelaſſen, eine Leere, vor der ich zurückſchaudere.

Wie hatte ich mich ganze Stunden, Tage lang an dem Gedanken ergötzt, ich würde ſie blühend zurückbringen, freundlich und mit holden Liebkoſungen würdeſt Du und Adelheid und Gabriele ſie empfangen und von dem himmliſchen Reiz ſich gerührt fühlen, der in ihren Augen lag. Aber die Augen ſind ſtarr, und das ganze liebliche Weſen kalt und hart wie Marmor! Ich bringe nichts als mein tief zerriſſenes Herz, das ſich herzlich an das Deine ſehnt. — Ach, ich weiß, was mir bleibt, und mein Leben wird Euch gehören — aber der tiefſte Schmerz um Wilhelm und Louiſen kann nicht entweichen.

So fern liegen die ſüßen Geſchöpfe auseinander, die doch ein Schoß getragen und eine Bruſt ernährt hat! Sind ſie zuſammen, und wird der Tod uns einſt alle wieder vereinen? Lebe wohl, Geliebter, ich breche hier ab, unvermögend, etwas mehr hinzuzufügen. Ich ſehne mich unausſprechlich nach Euch und kann nur etwas, was Ruhe ähnlich iſt, bei Euch wieder finden. O, fürchte nichts für meine Faſſung. Ich habe deren genug und finde mich im zerreißendſten Schmerz noch immer ſo beſonnen, daß ich mit Entſetzen oft denke,

das Schickſal hat mir noch viel aufbewahrt. Ich ſchließe Dich tauſend- 1804
mal an mein Herz. O, wäre ich ſtatt dieſes Briefes bei Dir und den Kindern, die ich an meine Bruſt ſchließe!

114. Caroline an Humboldt

[Paris], 4. November 1804

Ich denke Dich jetzt, mein geliebtes Leben, ſehr ernſtlich auf Deinen Rückzug in die Stadt bedacht, und auch ich denke ſehr auf meine Abreiſe. Ich trage die tiefſte Sehnſucht nach Dir und den Kindern im Herzen, und künftigen Dienstag ſchreibe ich Dir beſtimmt den Tag, wo wir abgehn. Man verſichert zwar, die Krönung ſei künftigen Monat, allein ich glaube, es kann es niemand wiſſen, und mein innerer Sinn ſtimmt auch wenig zu ſolchen Feſten. Mein Herz iſt unbeſchreiblich zerriſſen über den Verluſt meiner ſchönen Louiſe. Ich träume oft von ihr und von Wilhelm, ich ſehe ſie beide, — noch letztens dünkte es mich, ſpielten ſie zuſammen und waren wie umfloſſen von einem Meere von Glanz und Licht. Ach, ob ſie noch ſind, ob ſie fühlen, lieben und leiden, ob ſie ſich ſehnen nach dem Herzen, das ſie ſo unausſprechlich liebt und das Leben und den Tod mit ihnen empfunden hat, darüber verſinke ich in mir in ſtilles Sinnen. Ich weine viel, und meine Tränen löſen mir zuweilen die tiefen Schmerzen der zerriſſenen Bruſt. Aber manchmal auch nicht, und dann wird mir ſehr bang, und das klarſte Gefühl, was mir bleibt, iſt die Sehnſucht nach Dir.

Ich habe auf Louiſens erblaßtem Geſicht einen Abdruck nehmen laſſen und bringe ihn mit. Es iſt natürlich ähnlich, doch iſt der Reiz des Lebens hinweg, und alle Züge tragen die Spuren des furchtbaren Todes. Ja, furchtbar iſt er, weil er ſo unerklärlich iſt, und vor ihm verſinkt das Herz in alle Qualen peinlicher Zweifel.

1804 Wie ſehne ich mich nach Dir, nach unſerm ſtillen Geſpräch, nach unſren einſamen Abenden — hier habe ich niemand als Schlabrendorff, und mein tiefſtes Innere kann ich ihm doch nicht immer offenbaren. Er iſt nicht Vater geweſen, und ſo liebevoll ſein Sinn und ſein ganzes Weſen iſt, ſo kann er in dieſer Empfindung nicht ganz Empfindung ſein — er kennt ſie nicht ganz, und ach, man kennt nur das, was man ſelbſt erfahren hat. So iſt mein Leben reicher, unendlich reicher an innerem Gehalt ſeit den letzten zwei Jahren geworden, aber mich ergreift oft ein Schauder, wenn ich es ausdenke, wie ich es geworden bin. Kohlrauſch iſt unendlich lieb und ſehr zart mit mir, doch hebt ſeine raſche Jugend ihn meiſt über das durchaus Unausſprechbare in der Natur des Schmerzes hinweg. Alexanders liebevolle Äußerungen ſind mehr eine Demonſtration der Empfindung als ein tiefes Gefühl.

Alexander denkt ernſtlich auf ſein Kommen nach Rom und will dort viel arbeiten. Ich denke, wir geben ihm das obere Quartier; da er viel Chemiſches treiben will, wird die Nähe der Küche gut ſein. Wäre es nicht vielleicht gut, die kleine Küche nachſehen zu laſſen, damit er darinnen notdürftig ſein Weſen treiben könne? Die Nähe des Zimmers macht ſie ſehr bequem.

Lebe wohl, meine Seele. Ewig Dein.

115. Caroline an Humboldt

[Paris], 12. November 1804

Ich habe die ganze vorige Woche keine Briefe von Dir gehabt, mein geliebter Wilhelm, was mich ſehr ſchmerzt, denn ich weiß wohl, es liegt nur an der Unordnung der Poſten. Ich hoffe gewiß, in künftiger Woche abzureiſen, ich ſage, ich hoffe; folgendes iſt ſchuld daran, daß ich es nicht ganz genau beſtimmen

kann. Du weißt, daß ich mit Herrn Haſe in Unterhandlung ſtand 1804
und daß ich es für höchſt wahrſcheinlich hielt, daß er zu uns kommen würde. Alexander meinte es wie ich und Kohlrauſch. Er zögerte und zögerte von einem Tag zum andern, uns die letzte Entſcheidung zu geben; mir fing es an zu ahnden, daß er ſich nicht für das Annehmen der Stelle entſcheiden würde, und ſo war es. Durch ſeinen eignen Vorſchlag wandten ſich meine Pläne auf Sikler, derſelbe, dem Schweighäuſer*) ſchon vor eineinhalb Jahren den Antrag gemacht hatte, zu uns zu kommen, und nach dem ich mich vergebens bei meiner Ankunft allhier erkundigt hatte ... Ich hoffe, in einigen Tagen mit ihm in Richtigkeit zu kommen. Es iſt freilich fatal, daß das alles ſich ſo in den letzten Tagen vereinigt, allein was kann ich machen? Eine andre Unannehmlichkeit bei Sikler iſt die, daß er erſt im Mai ſeine jetzige Stelle verlaſſen und zu uns kommen kann; allein da ich den Winter kein kleines Kind habe, ſo kann und will ich mich gern regelmäßig mit Theodor und Caroline beſchäftigen, und ſo werden denn auch dieſe Monate hingehn. Du ſiehſt, dieſe Sache muß ich vollkommen ins reine haben, ehe ich gehn kann, allein ich hoffe, noch dieſe Woche damit fertig zu werden. Glaube auch nicht etwa, daß Sikler aus Not zu uns geht. Das iſt immer eine fatale Idee.

Mit meiner Geſundheit bin ich über meine Erwartung zufrieden. Ach, aber mein Herz! Wie ſehne ich mich an das Deine, mein Wilhelm, wie mein' ich, nur bei Dir mich ganz ausſprechen zu dürfen! Heimlich ſchaudert es mir auch, mein ſüßes, ſüßes Mädchen ſo allein, ſo ganz allein in der fremden Erde zu laſſen, ſie, die keinen Augenblick von ihrer warmen Mutterbruſt ſich entfernen konnte, ohne nicht wieder nach ihr zu verlangen, ſie liegt ſo fern, ſo einſam und allein!! Heiliger Gott, wozu bewahrt mich noch das Schickſal! Sie war der Engel meines Lebens, ſie ſchien mir ein durch wunderbare

*) Gottfried Schweighäuſer, Philolog und Archäolog, 1772—1844, lebte ſeit 1796 in Paris. Vgl. S. 196.

1804 Schickung gegebenes Kleinod, und ſie iſt dahin, ach, und war ſo ſchön, ſo lieb. Nachts ſuche ich ſie in meinem Bett, und das Erwachen und die völlige troſtloſe Gewißheit, daß ſie nicht mehr da iſt und nichts ſie mir zurückgeben kann, iſt fürchterlich. Dann befällt meine Bruſt die vereinte Angſt der Stunden, in denen ich ſie und Wilhelm habe verſcheiden ſehen, und ich verſinke in ein dumpfes Sinnen, ob ſie irgendwo vereint ſind, die ein Schoß trug, die eine Bruſt nährte. Ach Wilhelm, wenn ich nur erſt wieder weinen kann bei Dir und meine ſüßen, kleinen Mädchen im Arm habe. Küſſe ſie tauſend-, tauſendmal.

116. Caroline an Humboldt

Paris, 19. November 1804

Man hat hier einige beunruhigende Nachrichten über eine Krankheit in Livorno*) verbreitet, und ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr es uns ergriffen hat. Meine Phantaſie ging ſogar ſo weit, mir auszudenken, was ich mit den beiden Kindern, die ich bei mir habe, auf den Fall machen wollte, wenn es Tollkühnheit wäre, ſie mit nach Italien zu nehmen. Kohlrauſchens treuer Sinn iſt mir in unſern Geſprächen darüber wieder recht klar geworden, denn beim erſten Wort ſagte er gleich: „Es ſei wie es ſei, ich gehe nach Rom und ſtehe Humboldt und den Kindern bei.“ Ach, Gott wird ſo etwas nicht über mich verhängen; ich glaube, ich ginge zugrunde, wenn eine Gefahr der Art über Euch ſchwebte und ich ſie nicht mit Euch teilte.

Adieu, geliebtes Leben. Jetzt biſt Du wohl wieder in Rom, und künftigen Dienstag oder Mittwoch erfährſt Du wahrſcheinlich den Tod unſrer ſüßen, ſüßen Louiſe. Ach Gott, wär ich bei Dir!

*) Ausbruch des Gelben Fiebers.

117. Humboldt an Caroline

Rom, 21. November 1804 1804

Dies, liebe, teure Li, iſt die ſchlimmſte Zeit unſrer Trennung, und ich ſehne mich unglaublich nach Deiner Zurückkunft. Solange ich Dich in Paris glauben konnte, hatte ich doch einen ſicheren Ort, Dich mir zu denken; jetzt bin ich ſeit ſechzehn Tagen ohne alle Nachricht von Dir. Die franzöſiſche Poſt iſt, vermutlich weil ſie nicht durch Toskana kommen kann, ſeit ſo lange nicht angekommen. Der letzte Brief, den ich von Dir und Kohlrauſch habe, iſt vom 14. und 15. Oktober. Damals wollteſt Du in den erſten Tagen des November abreiſen, ſeitdem weiß ich nichts. Ich denke Dich mir jetzt ungefähr in Turin. Ich erwarte jetzt kaum entſcheidende Briefe über Deine Reiſe als durch die mailändiſche Poſt. Es iſt ſchon hier ordentlich kalt, wie wird es Dir und den Kleinen gehn? Doch verlaſſe ich mich auf Deine Konſtitution und auf Kohlrauſchs Sorgfalt. Auch die Kammerjungfer iſt mir ein großer Troſt. Ich habe geſtern Marino verlaſſen. Es ſind zwar gerade jetzt ſchöne Tage, ſchönere als vorher, aber auch kalte Tramontane, und das Haus war ſo ſchlecht, daß in zwei Stuben, in denen aber natürlich niemand ſchlief, keine Fenſterſcheiben, ſondern bloße Laden, recht echt ſpaniſch, waren. Der alte Baron*) hat mit eigener Hand zwei Papierfenſter gemacht. Die Kinder kommen heute. Ich konnte nicht mit ihnen gehn, weil ich einen Tag früher hier ſein mußte, ein wenig für ihren Empfang zu ſorgen. Aber ſie haben Vicenza, Wunſch und den alten Baron zur Aufſicht und ein himmliſches Wetter. Ach! der Peter und der kleine S. Carlo, wie Adelheid immer ſagte, da ſie noch Deutſch ſprach, werden Dich doch wieder freuen. Und die Kinder und ich will Dir ſuchen, liebes holdes Weſen, das Leben recht ſüß und leicht zu machen. Ich war vorgeſtern noch zum letztenmal auf dem Capucinum bei Albano, um unſer Kaſino in L'Ariccia zu

*) Vgl. S. 267.

1804 ſehen; ich wollte erſt nach L'Ariccia ſelbſt gehn, aber Adel ſagte: „No, no, dovete pranzare da me“, und ich konnte es der ſüßen Kleinen nicht abſchlagen. Sie iſt unbegreiflich vernünftig. Du weißt, daß ſie in Marino nie anders als auf meinen Armen einſchlief. Als ich neulich da war und ſie nahm, ſagte ſie: „A Roma non lo farò più, mi mettero subito al letto, a Roma avete voi da fare, qui niente“.

Ich habe von der ganzen Gegend Abſchied genommen. Sie iſt und bleibt einzig, ſie iſt mir ein unendlicher Troſt in meiner Einſamkeit geweſen und wird mir ewig tief in der Seele bleiben. Jetzt hier lebe ich nach Winterweiſe. Der Kamin blüht, die Teppiche werden morgen gelegt.

Ich habe nun heute nach Paris, Mailand und Bologna an Dich geſchrieben, und Gott weiß, welcher Brief Dir zukommen wird! Darum verzeih, liebe Li, wenn ich weniger ausführlich ſchreibe. Die Recke*) ſcheint ſich hier recht gut zu gefallen. Sie hat alle Abend Reinhart und Röſel**) bei ſich, und auch ich gehe oft hin. Amüſant iſt ſie nicht, das weiß Gott. Aber ſie iſt ſehr gut, und eine Stunde geht leicht hin. Sie freut ſich ſehr auf Dich und fragt immer, wann Du kommſt. Allein ich zweifle, daß Ihr Euch am Ende ſehr viel ſehen werdet. Weder Du noch ſie geht gern den Abend aus, und ohne Eure Stuben zu verlaſſen, kommt Ihr doch nicht zuſammen.

Die Livorner Epidemie ekelt mich an. Es geht nach den letzten Briefen (vom 16. aus Florenz) viel beſſer. Es ſterben nur noch zwölf täglich. Hier iſt nicht die mindeſte Gefahr. Aber Vorſicht!! Du mußt ſchlechterdings über Ancona gehn, und nimm ja auch dahin Geſundheitspäſſe oder wenigſtens Zertifikate, daß Du nicht Toskana berührt haſt. In Ancona biſt Du an Monſignor Vidoni, päpſtlichen Delegaten, empfohlen durch Conſalvi.

Adieu! Ewig Dein H.

*) Eliſe v. der Recke, geb. Gräfin Medem. — **) Landſchaftsmaler.

118. Humboldt an Caroline

[Rom], 24. November 1804 1804

Man iſt jetzt ſo ſtreng hier, liebe Li, daß man jemanden, der durch Toskana (wenn er auch Piſa und Livorno nicht berührt) hierherkommen wollte, nicht einmal mit Quarantäne von 40 und mehr Tagen durchläßt, und es wird davon ſchlechterdings keine Ausnahme gemacht. Ich bin zwar überzeugt, daß, wenn Du meinen Brief in Mailand gefunden haſt, Du über Ancona gehn wirſt. Weil es aber ganz fürchterlich wäre, wenn Du durch irgend einen Zufall nach Florenz gerieteſt und nun Monate da allein ſitzen müßteſt, ſo bin ich doch in Angſt und ergreife noch dieſen Weg, Dich dieſe Zeilen im Tor von Bologna finden zu laſſen, um Dir zu ſagen, daß Du ſchlechterdings über Ancona gehn und keinen Strohhalm von Toskana berühren mußt. Wäreſt Du auch nun nicht nach Mailand gekommen, hätteſt Du in Bologna Dich auch nicht an Zanoia erinnert, ſo muß Dir doch auf dieſe Weiſe der Brief zukommen. Mit dem Gelben Fieber, denn das iſt's doch, geht es beſſer, viel beſſer; die Kordons werden aber noch lange dauern.

Lebe herzlich wohl. Dein H.

119. Humboldt an Caroline

Rom, 27. November 1804

Bei Deinem veränderten Reiſeplan, liebe Li, den ich mit Deinem Briefe vom 12. erfahren habe, vermute ich mit Gewißheit, daß Du noch in Mailand ſein wirſt, wenn dieſe Zeilen dort ankommen. Der Tod der kleinen Louiſe hat mich tief geſchmerzt, und ich habe nicht einmal den Troſt gehabt, ihn durch Dich zu erfahren, ja, noch jetzt weiß ich nicht, woran und welchen Tag ſie geſtorben iſt. Stell Dir nur vor, wie es damit gegangen

1804 iſt. Seitdem um Toskana des Gelben Fiebers wegen ein Kordon gezogen iſt, kommen die franzöſiſchen Poſten höchſt unordentlich an. Ende voriger Woche war der letzte Brief, den ich von Dir hatte, der vom 21. Oktober. In dem ſteht noch nichts, nicht einmal von Krankheit der Kleinen. Sonntag früh ſaß ich ganz ruhig und las Däniſch mit Gierler, da ich es ſeit einiger Zeit gelernt habe. Ich bekam die Briefe der mailändiſchen Poſt und einen von Papa, und wie ich ihn öffne, ſehe ich eine Antwort Dunkers*) auf Deinen Brief, der die Todesnachricht erhalten hat. Dieſer Brief ſoll vom 22. geweſen ſein, oder wie Dunker ſchreibt vom 23. Iſt nun die arme Kleine ſo plötzlich geſtorben, oder haſt Du mir ihre Krankheit aus zärtlicher Sorgfalt verborgen gehalten? Noch ſchwebe ich hierüber in gleicher Ungewißheit, denn, ob ich gleich Deine beiden Briefe vom 5. und 12. habe, ſo fehlt ein früherer, in dem Du mir vermutlich alles umſtändlich ſchreibſt. Dieſe ganze Poſt iſt noch ausgeblieben und kommt vermutlich erſt Ende dieſer Woche. Doch weiß ich wenigſtens jetzt, daß Du leidlich wohl biſt. Ich fürchtete die gewaltſame Art, mit der Du haſt aufhören müſſen zu ſtillen.

Die Recke und andere ſehen einen Troſt darin, daß ich die arme Louiſe nie geſehen habe, und Du wirſt fühlen, daß gerade das den Schmerz bitterer macht. Ich habe kein Bild, auf dem ich im inneren Schrecken des Kummers ruhen könnte, keins, wo ſich meine Phantaſie mit der Deinigen begegnen könnte. Die wir immer und überall ſo eins geweſen ſind, ſo auf dieſelbe Weiſe empfunden und gedacht haben, wir müſſen hierin geſchieden ſein. Auch iſt es ein hartes Schickſal, daß ich keins der Kinder, die ich verlieren ſoll, kann ſterben ſehen. Ich habe nun mit allen ſo unzertrennlich gelebt, ſie ſind mir immer ſo nah geweſen, und in dem entſcheidenden Augenblick ſtellt ſich nun zum zweitenmal der Zufall zwiſchen mich

*) Vgl. S. 123.

und ſie. Deinen Schmerz, mein inniggeliebtes Leben, fühle ich 1804
innigſt. Der Kleinen frohes Gedeihen hätte Dir wieder Mut und Vertrauen zum Leben gegeben, nun iſt auch ſie wieder dahin, und an einem verſchiedenen Ort, in einer anderen Erde. Du haſt vielleicht nicht geglaubt, liebe, teure Li, daß ich dieſen Verluſt ſo tief fühlen würde, da ich mich eigentlich nie noch des Beſitzes erfreute; aber es iſt ſo, ich kann es nicht ableugnen. Meine ganze Empfindung dabei ſammelt ſich auf Dich, meine Einziggeliebte. O! wer wie ich Mutterſchmerzen und Mutterfreuden kennt, wer ſie in dem Weſen geſehen hat, das immer und ewig, wie Du, das größeſte und tiefſte bleibt, wem die Liebe den Sinn erſchloſſen hat, dieſe ſonſt eigentlich nie ganz erkannten Gefühle auch in ſich aufzunehmen, dem iſt der ſchrecklichſte Gedanke bei ſolchem Verluſt: das war nun alles fruchtlos, unwiederbringlich verloren. An die kalte Furchtbarkeit dieſes Gedankens grenzt für mich nichts in der Welt, und ſo fühle ich ſeit dem Moment, da mich die Nachricht ſo ſchauderhaft überraſchte, ewig und unaufhörlich Deinen Schmerz und Deinen Verluſt. Es iſt, als ginge das Schickſal abſichtlich ſo verborgene und geheimnisvolle Wege, um die Bruſt in Leid und Freude zu verſuchen, um das Leben zu einem Labyrinthe zu machen, in dem man alle Augenblicke die Gegenſtände um ſich her verliert, um ſeine Heimat nur in ſich ſelbſt zu finden. Es ſind unleugbar zwei verſchiedene Geſetze, welche die Welt beherrſchen, Leben und Tod und alle Erſcheinungen der Körperwelt ſchreiten kalt und unerbittlich ihren ewigen Gang fort; das Gefühl windet ſich durch ſie hindurch und bildet und ſtärkt ſich an ihnen und bleibt am Ende Sieger, weil es ſich immer unabhängig zu erhalten vermag. Das einzelne empfindende Weſen muß dem allgemeinen lebenſuchenden Prinzipe, von dem es doch nur ein einzelner abgeſprungener und heller erglommener Funke iſt, weichen, und daher der ewige unausweichbare Streit des Schickſals mit dem Menſchen, da er nur immer das Einzelne verfolgt, nur das Einzelne Freude

1804 und Leid in ſeinem Buſen weckt, und jenes immer das Einzelne im Allgemeinen begräbt. Aber zwei Dinge bleiben mir in dieſem Streit unumſtößlich gewiß. Der Geiſt, der Gewalt gehabt hat, ſich vom Ganzen loszureißen und ſich allein zu denken, der bleibt ewig und hört nicht mehr auf, ſelbſtändig zu ſein; und zwiſchen ihm und anderen ihm gleichen gibt es keine andere Nähe und Ferne als die innere Verwandtſchaft, das Anziehen des Geliebten und das Abſtoßen des Gleichgültigen, und auf dieſen Grund trägt meine Phantaſie mit ungeſtörter Sicherheit alle lieblichen Bilder wirklicher Wiedervereinigung auf. So kann auch ich, ſeit ich der kleinen Louiſe Tod weiß, ſie mir nicht von Wilhelm getrennt denken, er iſt ihr vorangegangen, er war ſo lieb und hübſch mit Adelheid, da er lebte, er iſt auch irgendwo mit ihr. Der Tod muß die Abgeſchiedenen, wie die Geburt die Lebenden, einander zuführen. Es iſt wenigſtens die eine mächtige Scheidewand geſunken, die harte Notwendigkeit der Trennung iſt gewichen, und die Phantaſie ſchweift in erlaubte Möglichkeiten, wenn auch das Gefühl ſie nicht und mit einem gewiſſen, nicht auszuſprechenden Bewußtſein der Wahrheit leitete. Wie oft habe ich das ſchon ehemals ſo lebendig gefühlt, wenn ich mir die Möglichkeit Deines Todes dachte. Es iſt ſchwer, an ein ſo eigentliches perſönliches Wiederſehen und Wiederzuſammenkommen zu glauben, aber für den, der wahrhaft liebt, iſt ſchon das dringendſte Bedürfnis geſtillt, ſchon ein unermeßlicher Troſt gewonnen, nur unter denſelben Bedingungen zu ſein oder nicht zu ſein als der Hingeſchiedene. Deine Sehnſucht nach mir hat mich unendlich gerührt. Ja, liebe Li, nur die, von denen das Leben ausgegangen iſt, können über den Tod ſich beſprechen. Kein Laut in Dir kann mir unverſtändlich, nichts, was ich empfinde, in Dir unerwidert ſein. Wie ich Dich immer gekannt habe, ſo habe ich Dich auch in Deinem Briefe wiedergefunden. Die Tiefe des Schmerzes, die eine ewige Klarheit erhält, und der ſelbſt Ruhe nicht fremd iſt, die Anſicht des Lebens, die das Leben mit dem Tode, die

Freiheit mit der Notwendigkeit verknüpft, die innere gewaltig bildende 1804
Kraft, die ſelbſt den zerreißendſten Schmerz zur Quelle eines höheren Lebens macht. Darum fürchte ich mich ſo gar nicht, mit Dir jede Wunde frei und dreiſt zu berühren, Dir und mir iſt die weichliche Schonung verhaßt, die den Schmerz zu entfernen ſucht, ſtatt daß ihn die Liebe mit Inbrunſt ergreift. Mir iſt nichts ſo ſchrecklich als das allmähliche Verlöſchen der Spuren eines ſolchen Unglücks; immer ſehe ich mit einem geheimen Schauder, ſo oft ich Wilhelms Grab beſuche, wie neues Gras darüber gewachſen iſt, und ich kenne nichts Größeres als die Verſe, mit denen Kaſſandra im Agamemnon von der Bühne tritt. Ich weiß nicht, ob Du Dich ihrer deutlich erinnerſt. Es heißt da:

O Menſchenſchickſal! — Was im Glücke hoch ſich türmt,
ſtürzt leicht ein Schatten nieder, und wo Elend weilt,
da tilgt verwiſchend ein feuchter Schwamm hinweg das Bild.
Vielmehr als jenes ſcheint dies mir jammernswert.

Ich ſehne mich unausſprechlich nach Dir, liebes, holdes Weſen. Wir werden uns gegenſeitig gegeneinander nach ſo langer Trennung einmal wieder ausſprechen, und ſelbſt im höchſten Schmerz werden uns liebliche Geſtalten umgeben. Der Tote iſt nie unglücklich, Wilhelm ſtarb fröhlich und ſchmerzlos. Es kümmert mich tief, von der kleinen Louiſe nichts zu wiſſen, ob ſie litt, ob ſie langſam ſtarb oder ſchnell hingehend. Wieviel werde ich Dich noch fragen, um durch irgend eine anſchauliche Vorſtellung das kleine Geſchöpf, das mir nun ewig ſo fremd bleibt, an mich zu knüpfen. Adeln habe ich nichts davon erzählt. Sie faßt noch nicht, daß man aufhört zu leben, wenn man ſtirbt. Auch Wilhelm iſt ihrem Gedächtnis entſchwunden, ſo oft ich auch mit Fleiß von ihm geſprochen habe.

Die Krankheit in Livorno ſcheint jetzt ungezweifelt das Gelbe Fieber. Es iſt mir freilich ſehr fatal, ein ſo ſchreckliches Übel ſo nah zu wiſſen. Allein ich kann Dir auch kaum raten, in Mailand zu bleiben und zu warten. Bis jetzt iſt hier kein Schatten von

1804 Gefahr. Aber die Kordons ſind ſehr ſtreng, ſind gegen ganz Toskana, und niemand kommt, auch nicht mit Quarantäne, durch. Du darfſt alſo nicht Toskana berühren.

Lebe jetzt innigſt wohl, liebe Li, umarme die Kinder und gedenke recht oft Deines Dich ewig liebenden H.

120. Caroline an Humboldt Paris, 12. Frimaire [3. Dezember]

Mein geliebteſter Wilhelm. Ich habe meine Abreiſe auf Donnerstag beſtimmt und treffe noch heute die letzten Anſtalten dazu. Mein nächſter Brief wird aus Lyon ſein, wohin wir im Velocifère zu gehen denken. Die Nachrichten wegen der Krankheit in Italien haben uns dieſer Tage wieder ſehr in Sorgen geſetzt, nicht ſowohl unſerer Gefahr wegen, als wegen des Gedankens, daß wir von Euch, Ihr Geliebten, abgeſchnitten ſein könnten, und in dieſer Hinſicht erfreuen wir uns der Kälte und hoffen, daß ſie günſtig ſein wird.

Geſtern war denn endlich die große Zeremonie. Wir ſind den ganzen Tag auf den Beinen geweſen, Kohlrauſch, Schlabrendorff und ich, und wir haben alles aufs beſte geſehn. Die Kinder waren bei der Leuchſenring*), die ganz nahe von dem Pont Neuf auf dem Quai wohnt, und von wo aus ſie den Zug und abends die wirklich ſchönen und reichen Erleuchtungen geſehen haben.

Freitag vormittag war ich beim Erzkanzler**) und wurde von ihm mit wirklich herzlicher Freundlichkeit aufgenommen. Sonnabend aß ich zu Mittag bei ihm, und er hat ſehr viele Äußerungen gehabt, die ich Dir mündlich ſagen werde, und die wenigſtens beweiſen, wie gut er es mit uns meint und wie ſehr er wünſchte, uns wieder

*) Vgl. Bd. I. — **) Dalberg.

um ſich zu vereinigen. Ich werde ihn vor Donnerstag wohl noch 1804
einmal ſehen. Seinen Neveu, den Grafen von der Leien, den ich ſeit 18 Jahren nicht wieder geſehen hatte, fand ich auch bei ihm, und wir erfreuten uns beide der Erinnerung unſrer Kinderjahre.

Die Sache mit Sikler iſt endlich feſt abgemacht. Im Mai kommt er zu uns, und ich habe ihm 300 Taler Gehalt, und wenn er Dir in Deinen Sekretärgeſchäften behilflich iſt, 400 Taler verſprochen und die Reiſekoſten.

Ach, mein Wilhelm, wie unausſprechlich ſehne ich mich nach Dir und den Kindern, und wie gern will ich alle Unbequemlichkeiten dieſer Winterreiſe erdulden, nur wieder mit Euch zu ſein, Ihr Geliebten.

Lebe wohl, mein einzig liebes Weſen. Ewig Dein.

121. Caroline an Humboldt

Paris, 10. Dezember 1804

Ich ſchreibe Dir, mein geliebtes Leben, in der traurigſten Stimmung von der Welt. Die Unmöglichkeit, in der wir ſind, fortzukommen, hat etwas unendlich Niederdrückendes, um ſo mehr, da alle unſre hieſigen Arrangements nur dahin beabſichtigt waren, früher aufzuhören, da nichts mehr paßt, nicht unſer Quartier, nicht unſre häuslichen Einrichtungen, mit einem Wort, da wir keine frohe Exiſtenz mehr in uns bei unſerm Hierbleiben haben. Von meiner Sehnſucht ſchweige ich, ſie iſt um ſo tiefer nach all dem, was ich hier gelitten habe, und um ſo brennender, je weniger ich von Euch höre und je mehr ich um Euch in Sorgen bin. Ich habe die letzte Woche keine Briefe von Dir gehabt, ich habe überhaupt noch jetzt keine Gewißheit, daß Du die Briefe erhalten haſt, die ich Dir kurze Zeit nach unſerm Einzug in dies Haus ſchrieb.

1804 Die Nachrichten von der Krankheit in Livorno und Florenz ſind, beſonders wenn man römiſche Polizei kennt, ſehr beunruhigend. Ich mag Dir nicht ſagen, wie traurige Gedanken mir manchmal durch die Seele gehn und wieviel trübe Stunden ich habe. Allerlei Menſchen, die im Salon ſind, verhindern mich, fortzufahren. Sobald ich im Wagen ſitze, ſchreibe ich Dir von der erſten Station.

Ewig Dein.

122. Caroline an Humboldt

Paris, 17. Dezember 1804

Endlich, mein geliebtes Leben, kann ich Dir denn doch den Tag unſrer Abreiſe beſtimmen. Unſre Plätze auf der Diligence ſind bis Lyon genommen und bezahlt. Wir gehn morgen über acht Tage, Dienstag, den 25., und ich habe nach Lyon ſchreiben laſſen, um dort den 1. Januar ſechs Plätze bis Mailand zu nehmen, denn ohne dieſe Vorſicht, fürchtete ich, würden wir dort wieder liegen bleiben, da wir ſo viele Plätze brauchen. Wir haben ſogar hier nur vier in dem Wagen und zwei im Kabriolett, um die ſich Kohlrauſch mit den beiden Mädchen vertragen und wechſeln will. Früher war es keine Möglichkeit fortzukommen, und hätten wir uns nicht entſchloſſen, uns mit vier im Wagen und zwei draußen zu begnügen, ſo hätten wir vom 25. Dezember an wieder mehr wie vierzehn Tage auf allen Diligence-Anſtalten warten müſſen. Die Abreiſe ſtand nicht mehr in unſerm freien Willen. Die Menge Menſchen hier iſt unglaublich, man muß ſie geſehen haben, um ſich einen Begriff davon zu machen, und das Abfließen dieſer Menſchenmaſſe iſt nun ebenſo ſchwierig, als das Zuſtrömen war. Zürne mir nicht, daß es ſo lang dauerte, es war beim Himmel nicht unſere Schuld.

Ich bin ſeit Freitag ſo glücklich geweſen, drei Briefe von Dir 1804
zu bekommen, und Alexander war ſo gütig, mir ſeinen Brief mit zu kommunizieren. Wie tief ſchmerzt es mich, daß Du auf eine indirekte Art den Tod unſrer ſüßen Louiſe erfahren haſt. Ach, freilich war ſie den 22. Oktober ſchon tot, allein ich wollte es Dir nicht ſchreiben, um Dir die Unruhe über meinen eigenen Zuſtand bei dem gewaltſamen Entwöhnen zu erſparen. Ich hoffe, daß Dir der Brief nicht verloren gegangen ſein ſoll, in dem ich Dir alle Umſtände ihrer kurzen Krankheit und ihres Hinſterbens geſchrieben habe. Über Wilhelm und Louiſen kann ich mit Alexander nicht reden, er verſteht kein Mutterherz. Ach, ſo fern werden ſie nun ewig auseinanderliegen, und die ein Schoß trug, wird nie dieſelbe Erde vereinen! Doch tönt mir eine Stimme des Troſtes in der Seele, und die Hoffnung, daß die Bande der Liebe ewig ſind und daß etwas iſt, was dem dunklen Schickſal des Lebens Bedeutung und Klarheit gibt. Ich ſehne mich in Deine Arme und werde mich da ausſprechen und ausweinen. Die Kinder ſind jetzt wohl, und Theodor hat nie eine beſſere Periode gehabt.

Ich danke Dir für Deine Nachrichten von der Krankheit. Wir werden uns hüten, Toskana zu berühren. Das Gelbe Fieber iſt immer etwas Fürchterliches, beſonders da die Erfahrung in Spanien zeigt, daß es wiederkommt. Der General Moreau hat es im Böhlſchen Hauſe auf dem Lande bei Cadix gehabt und iſt durchgekommen.

Lebe wohl, mein teures Herz. Ewig Dein.

1805 123. **Caroline an Humboldt** Lyon, 1. Januar 1805

Ich hoffe, mein geliebtes Leben, daß Alexander ſein Wort gehalten und Dir heut vor acht Tagen, wo wir von Paris abgereiſt ſind, geſchrieben hat. Es war mir in den letzten beiden Tagen ſchlechterdings unmöglich. Wir ſind endlich den 25. Dezember abgereiſt und vorgeſtern, den 30., hier angekommen. Unſre Reiſe iſt ohne unangenehme Zufälle abgelaufen, obgleich wir den letzten Tag den Wagen brachen und beinahe alle Nächte hindurch gefahren ſind, weil die Wege ſo ſchlecht waren, daß wir uns verſpäteten und alſo auf dieſe Weiſe die verlorene Zeit wieder einholen mußten.

Die beiden Kinder ſind wohl und vergnügt; ich bin, wie Du weißt, auf der Reiſe immer geſund; unſre beiden neuen Mädchen ſind willig und gut, Thereſe beſonders ſehr verſtändig und aufmerkſam, und Kohlrauſch ſehr heiter, Paris im Rücken und Rom vor ſich zu haben. Wir wollten eigentlich heute von hier wieder fort, und ich hatte ſechzehn Tage vor unſrer Abreiſe aus Paris an einen hieſigen Bankier ſchreiben laſſen, um uns unſre Plätze zu nehmen. Allein wir können ſolche erſt den 4. Januar bekommen und müſſen uns alſo gedulden, ſo unangenehm uns auch dieſe Verzögerung iſt. Zwei Italiener, die mit uns von Paris gekommen und geſtern weitergereiſt ſind, haben übernommen, uns Plätze in Turin zu nehmen, denn man vergibt ſie hier nur bis Turin, und ich hoffe, daß wir dort keinen Aufenthalt leiden ſollen. Die Affluenz vermindert ſich natürlicherweiſe, ſowie man ſich von Paris entfernt. Endlich ſind wir denn aus dieſem Zauberort, der uns wie mit Banden hielt. Alexander hat die letzte Nacht bei uns in unſerm Quartier geſchlafen und uns des Morgens ins Bureau der Diligence gebracht, wo auch Schlabrendorff uns erwartete. Schlabrendorff iſt noch immer in Paris, ſein Reiſewagen ſteht im Hof des Hotels

des deux Siciles, und er ſpricht davon wie von einer ausgemachten 1805
Sache, aber beinahe fange ich an zu zweifeln, und ich ſehe oft mit banger Ahndung ſeinetwegen in die Zukunft, denn er hat im Preußiſchen Feinde, und die wirkſamſten ſind ſeine nächſten Verwandten.

Ich habe unſre Pariſer Geſchäfte vor meiner Abreiſe in Rihouerts Hände gelegt, der auch Schlabrendorffs Geſchäftsträger iſt, und meine von Dir erhaltene Vollmacht auf ihn übertragen. Für meine Reiſe habe ich von Alexandern einiges Geld geliehen. In Rom werde ich Dir meine Rechnung vorlegen, und es ſoll mich wundern, ob Du mit meiner Ausgabe zufrieden biſt oder ob es Dir zu teuer ſcheint. Wahr iſt es, man gibt immer viel Geld aus und hat wenig dafür. Kohlrauſch habe ich eine Uhr von Bregnet gekauft, mich dünkte, es war ſchicklich, ihm ein Geſchenk zu machen, und es iſt ein ſehr ſolides und was er lebenslang haben wird. Sie koſtet tauſend Franken. Doch über Geldſachen mündlich. Wie tief iſt mein Herz mit andern Gedanken beſchäftigt, mit Deinem und meiner Kinder Wiederſehen. Wie innig verlangt es mich, wenigſtens in Mailand zu ſein, wo ich umſtändliche Nachricht von Euch, Ihr Geliebten, zu finden hoffe. Ach, wenn ich nur Louiſen an meiner Bruſt hätte und ſie Euch brächte! Aber das verfloſſene Jahr hat ihr Leben begonnen und geendet, und ihr ſterbend Bild iſt das einzige, was mir von ihr bleibt und was ich mit unſerm Wilhelm vereinigen kann. Die beiden andern Kinder wirſt Du, hoffe ich, ſehr zu ihrem Vorteil entwickelt finden, und mit liebevollem Dank werde ich Adelheid und Gabrielle aus Deinen treuen Armen zurückempfangen. Wir werden etwa ſechs ruhige Wochen zuſammen haben, die wollen wir auch recht ſtill und eingezogen für uns genießen. Dann kommt Alexander und bringt Gay-Luſſac*) mit. Alexander

*) Phyſiker und Chemiker.

1805 denkt nach Neapel zu gehn. Suche Dir doch einen Urlaub zu verſchaffen, mein liebſter Wilhelm, und ihn dahin zu begleiten. Ich werde indeſſen ſehr ſorgſam das Haus und die Kinder bewachen.

Man ſagt mir allgemein hier, daß der Übergang über den Cenis gar nicht ſo ſchwierig und im Sommer oft ſchlimmer ſei als im Winter, wo der Weg eben und gleich iſt. Die Kinder werde ich auf jeden Fall tragen laſſen, da es ſowohl die ſicherſte als die wärmſte Art iſt, hinüberzukommen.

Nun lebe wohl, mein geliebter Wilhelm, bald ſchließe ich Dich wieder an meine treue Bruſt.

124. Humboldt an Caroline

Rom, 5. Januar 1805

Der erſte Brief, den ich in dieſem Jahre von Dir bekommen, liebe Li, beſtimmt mir auch Deine Abweſenheit aus Paris, und diesmal auf eine Art, die mir Gewißheit verſpricht. O! ich wußte wohl, daß Du nicht ſchuld warſt, wenn Du länger zögern mußteſt.

Ja, einzig liebes, teures Weſen, komm, Dich in meinen Armen auszuſprechen und auszuweinen. Ich verſtehe Dich gewiß, kein Laut Deines Herzens iſt mir fremd, und im erſten Moment unſeres Wiederſehens wirſt Du in meinem Blick die unendliche Liebe wiederfinden, die ich immer gleich treu und gleich ſtark für Dich bewahrt habe. Auch ich, meine teure Seele, habe Deine Abweſenheit tief gefühlt. Wie man es auch anfangen mag, immer bleibt eine unausſprechliche Leere und Öde im Herzen, wenn ſich die Liebe nicht ausſprechen läßt. Meine Gedanken waren immer und ununterbrochen bei Dir, aber oft war es mir kaum möglich, die Heftigkeit der Sehnſucht ſtill zu ertragen. Wie ich mich auf Dich freue, kann ich Dir eigentlich nicht ſagen. Alles an Dir wird mir neu ſein, und

im Neuen werde ich mit unausſprechlichem Genuß das Alte wiederfinden, was mich nun ſchon ſo lange beglückt hat. Mache nur, daß Du bald hier biſt, wir wollen gewiß recht ſtill, recht für uns und allein und recht glücklich leben. Wenn ich mir dächte, daß Du nur um meinetwillen in dieſer Jahreszeit über die Alpen gingeſt, wäre es mir unerträglich, Dich ſo leiden zu wiſſen. Hier zwar iſt eine himmliſche Luft, mäßige Tramontana, heiterer Himmel und göttliche Farben am Horizont. Aber wie mag es dort ſein! Mich ſchaudert, wenn ich dran denke. Es iſt mir ein Troſt, daß Du auch um der lieben kleinen Mädchen willen kommſt, und die verdienen wirklich, daß Du wieder bei ihnen biſt. Sie werden Dir unendliche Freude machen. 1805

Hätte ich Dir noch können einen Brief zukommen laſſen, ſo hätte ich Dir den Rat gegeben und Dich recht inſtändigſt gebeten, einen Wagen in Paris zu kaufen und Poſt zu nehmen. Die Diligencen müſſen im Winter ſehr unangenehm ſein.

Adelheid und Gabriele ſpielen eben ſehr laut in der blauen Stube. Sie ſo zuſammen zu ſehen wird für Dich ganz neu ſein. Sie tanzen und ſingen zuſammen: „Le donne di Gaëta, che filano la seta“ und tauſend andere gleichartige Lieder. Du weißt ſchon aus meinen vorigen Briefen, daß Gabriele jetzt immer bei mir oder Wunſch iſt. Sie ißt bei Tiſch ſo vernünftig wie ein großes Kind, weint nie und ſpricht nur vor und nach dem Eſſen. Das Eſſen ſelbſt hält ſie ſehr heilig. Sie iſt faſt ausgelaſſener luſtig als Adel und ſpricht wie eine Atzel. Adel macht ſich jetzt häufig über das Deutſche luſtig und ſagt: „io dico ja! io dico nein!“ Über ihr Italieniſch wundert ſich jedermann.

Im Hauſe, liebe Li, findeſt Du die göttlichſten Änderungen. Ich freue mich wie ein Kind, Dir alles zu zeigen. Auch die Rechnungen vom ganzen Jahr ſind in Ordnung. Ach! Du allein fehlſt, und alles iſt doch nur gemacht im Gedanken, daß es Dich freuen oder Dir bequem ſein könnte.

1805 Schlegels Lage dauert mich. Ich habe eigentlich Liebe zu ihm und habe ſie immer gehabt. Über Wilhelm Schlegel und der Staël ihre Verliebtheit in ihn habe ich einen göttlichen Brief von Brinkmann, ſehr amüſant, aber voll bittrer Malice zugleich gegen Schlegel, die Staël und mich. Er möchte mich gern eiferſüchtig machen. Ich bin aber nie in die Staël verliebt geweſen, und es hätte meiner Menſchenkenntnis wenig Ehre gemacht, wenn ich es je hätte werden können. Wo ſie jetzt iſt und ob ſie kommt, weiß ich nicht.

Nun lebe wohl, liebes, teures Weſen. Dieſe Zeilen gehn nach Mailand. Möchteſt Du gleich nach ihnen und recht geſund und froh ankommen. Ruhe Dich doch aber ja da aus. Wie freue ich mich ſo unendlich darauf, Dich in meine Arme zu ſchließen!

Ewig Dein H.

125. Caroline an Humboldt

Turin, 8. Januar 1805

Wir ſind heute nachmittag glücklich in Turin angekommen, mein teurer, lieber Humboldt, und reiſen morgen um 10 Uhr nach Mailand ab. Man verſpricht mir, daß der Weg zwiſchen hier und Mailand ſehr gut und die Ströme ganz klein ſind, und daß wir übermorgen nachmittag in Mailand ſein werden. Dort werde ich nur ſo lange bleiben, als es nötig iſt, um einen uns anſtändigen Vetturin zu finden, der uns über Ancona zu Dir bringe.

Der Weg durch Savoyen gehört, was Gegend betrifft, zu den allerſchönſten, die ich je gemacht habe, und die Wege ſind leidlich. Aber gefährlich ſind ſie freilich. Die drei letzten Poſten vor dem Mont Cenis gehören zu den ſchrecklich-ſchönſten und gefährlichſten Wegen. Der Übergang über den Cenis wäre im Sommer nichts, wo man ihn zu Mauleſel oder zu Eſel oder in der Portechaiſe

machen kann, allein das Ramaſſieren*) iſt ſchlechterdings mit Ge- 1805
fahr verbunden, und zwar mit ſehr großer, da man nicht ſowohl und nicht allein von ſeinem Führer, ſondern auch von der Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit des Vor- und Hintermannes abhängt. Die Precipicien ſind auf der italieniſchen Seite fürchterlich. Wir ſind indes alle glücklich hinübergekommen. Uns blieb keine Wahl. Wir mußten uns ramaſſieren laſſen, weil das Glatteis ſo war, daß kein Träger tragen wollte. Die Geſchicklichkeit der Menſchen, die dies Ramaſſieren tun, iſt bewunderungswürdig. Ich werde Dir das alles mündlich erzählen. Für heute lebe wohl, mein Herz. Ich breche ab, weil ich ſehr müde bin und doch noch Alexander zwei Zeilen über die Paſſage geben will. Adieu, Liebſter.

126. Caroline an Humboldt

Mailand, 11. Januar 1805

Ich bin geſtern mittag glücklich hier angekommen, mein geliebter Wilhelm, und habe durch Deine Liebe und Sorgfalt einen der angenehmſten und ſüßeſten Abende verbracht, denn ich ließ mir ſogleich Deine Briefe holen, und obgleich der letzte nur bis zum 13. Dezember geht, ſo war es mir doch unausſprechlich ſüß, bis ſo weit gute und beruhigende Nachrichten von Dir und den Kindern zu haben. Der Himmel wird ja weiter helfen, und in Bologna hoffe ich neuere Nachrichten zu finden. Wir reiſen übermorgen, Sonntag, mit einem hieſigen Vetturin, haben uns einen Pranzo**) ausbedungen, zahlen über Ancona 38 Louisdor und kommen den 16. Tag wahrſcheinlich in Rom an, ſpäter gewiß nicht und vielleicht einen Tag oder zwei früher. Komme uns nicht entgegen, mein Herz, denn ganz genau, ſiehſt Du, kann ich es nicht beſtimmen, und

*) Hinabgleiten im Eisſchlitten. — **) Mittageſſen.

1805 ich fürchte auch, daß wir uns den erſten unausſprechlich ſüßen Genuß ſchmälern, wenn wir ihn nicht mit Ruhe genießen. Wie tief ſchmerzt es mich, daß Du ſo unordentlich Briefe von mir gehabt haſt und vielleicht jetzt noch nicht einmal weißt, woran Louiſe geſtorben iſt. Es iſt ein Kurier zwiſchen Turin und Mailand ermordet worden, und vielleicht iſt es gar der, der Dir die umſtändliche Nachricht ihres Todes brachte.

Ich habe die Staël hier gefunden, ſie iſt ſehr lieb gegen mich und reiſt morgen ab, kommt aber ſpäter wie ich an, weil ſie überall bleibt. An der erſten Dogane der italieniſchen Republik habe ich, mein liebſtes Leben, Deine Sorgfalt empfunden und die Ordre, mich mit meiner Bagage ungehudelt durchzulaſſen. Es war uns ein recht freundlich Zeichen Deiner Liebe. Adieu! Die lieben Kinder umarme ich tauſendmal. Gott, welche Freude, ſie und Dich aufs neue in die Arme zu ſchließen!

127. Humboldt an Caroline

Rom, 12. Januar 1805

Du biſt alſo wirklich unterwegs, liebe arme Li, in Kälte, ſchlechten Wegen, ſchmutzigen Wirtshäuſern, Du tuſt mir unendlich leid. Wenn Du aber hier biſt, will ich Dich dafür auch recht pflegen, und der Anblick der lieben kleinen Mädchen, die ſehr wohl ſind, ſoll Dich alles Ungemach der Reiſe vergeſſen machen. Alexander ſchreibt mir, daß Du am 25. Dezember abgereiſt biſt, auch Schlabrendorff hat dem Brief einige Zeilen zugefügt. Ich denke Dich mir jetzt in Mailand, und dann kann Dich dies Blatt in Bologna finden. Ich ſchreibe auch nach Fano poste restante und nach Ancona. In der Ungewißheit, welcher Brief Dich trifft, iſt es mir unmöglich, ordentlich zu ſchreiben. Meine Sehnſucht, Dich zu ſehen, iſt un-

beſchreiblich. Wenn ich den Tag Deiner Ankunft weiß und kann, 1805
ſo komme ich Dir vielleicht eine oder ein paar Poſten, allein oder mit den Kindern, entgegen. Umarme die Kinder.

Ewig, ewig Dein H.

128. Caroline an Humboldt

Modena, 18. Januar 1805, morgens 11 Uhr

Wir ſind ſoeben glücklich hier angekommen, liebſter Wilhelm, und ich gebe dieſe Zeilen hier auf die Poſt, weil ich ſie zu verſäumen fürchte, wenn ich Dir morgen von Bologna aus erſt ſchreibe. Wir haben 36 Stunden in einem elenden Wirtshauſe vor dem Faro verlieren müſſen, weil Montag ein ſo unbändiger Schnee und Regen gefallen war, daß der Strom vor Parma ſo angeſchwellt war, daß er die Schiffbrücke mitgenommen hatte. Als wir Dienstag nachmittag an den Fluß kamen, war keine Überfahrt, wir wollten in Parma ſchlafen und mußten ſtatt deſſen in einer Oſteria hart am Fluſſe bleiben, und zwar Dienstag nachmittag und Mittwoch den ganzen Tag. Mittwoch nachmittag fuhren einige Wagen, worinnen franzöſiſches Militär war, durch den Strom, da das Waſſer ſehr abgelaufen war, und durch dieſes Beiſpiel angefeuert, wagte unſer Vetturin geſtern morgen ein gleiches. Wir fuhren nebſt zwei anderen Vetturinwagen, die unſere Avantgarde bildeten, glücklich durch. Nun ſind dieſe Art Abenteuer nicht mehr zu befürchten. Morgen bleiben wir nur ſo lange in Bologna, als nötig iſt, um Päſſe und Geſundheitsſcheine viſieren zu laſſen und Deine Briefe abzuholen, und ſetzen womöglich nachmittags unſre Reiſe nach Ancona fort. Ich kann nicht genau den Tag unſerer Ankunft beſtimmen. Immer hoffe ich, daß der 28. der ſpäteſte Termin iſt. Ängſtige Dich nicht, wenn es auch einen Tag oder zwei länger dauern ſollte. Treffe ich die Poſt, ſo ſchreibe ich noch einmal.

1805 Lebe herzlich wohl. Ich umarme Dich und die geliebten Kinderchen. Kohlrauſch, Li und Theodor grüßen. Wir ſind alle wohl, obgleich es ſeit zwei Tagen ungeheuer kalt iſt. Adieu, bald ſind wir in Deinen Armen.

129. Humboldt an Caroline

Rom, 23. Januar 1805

Ich bin unendlich froh, liebe, teure Li, Dich nah zu wiſſen. Ich habe zwar keine Briefe, aber die Khevenhüller*) ſagt mir, daß Du in Mailand geweſen biſt und haſt am 13. abreiſen wollen. Ich war recht in Sorgen. Keine Zeile ſeit Alexanders Brief von Deiner Abreiſe. Du haſt ſicher geſchrieben. Aber die Poſten! In einer Woche kannſt Du hier ſein. Eine Woche ſcheint mir jetzt ſo lang. Aber 44 ſind hingegangen. Ich ſehne mich unbeſchreiblich nach Dir. Das Haus wird jetzt gereinigt, geſcheuert, Du findeſt alles in Pracht. Adel und Gabriele in blühender Geſundheit, Adel in ewigem Geſang, Gabriele in einer ſonderbar ſtillen Ausgelaſſenheit und Luſtigkeit, den Kandidaten dick und fett und mit allen Würden geſchmückt, das Haus noch einmal ſo groß, das Bad in der prächtigſten Ordnung, mich

„wie beim Scheiden Du mich verließeſt, in allem noch mir gleich,
die Freuden eines andern Weibs, des Waſſers Strom,
ſind wie des Schwertes Purpurwunden noch mir fremd.“

Lache immer, liebe Li, ich denke an nichts anderes, als an Deine Ankunft.

Die Staël liegt mir ſchwer auf dem Herzen. Jeden Augenblick muß ſie kommen. Wäre ſie doch früher oder viel ſpäter gereiſt. So gern ich ſie habe, iſt es eine ſehr widrige Störung.

Umarme die Kinder. Grüße Kohlrauſch. Ewig Dein H.

*) Vgl. S. 132.

130. Caroline an Humboldt

25. Januar 1805 1805

Der Kurier geht heute nacht hier durch, und ich ſchreibe Dir noch einmal, mein Lieber, um Dir zu ſagen, daß wir erſt Dienstag um das Ave Maria ankommen können. Wir ſchlafen morgen in Spoleto, Sonntag ich weiß nicht wo, Montag in Monteroſo, und von Monteroſo haben wir noch 25 Miglien bis Rom. Dieſe letzten Tage dauern mir ſehr lange, ich kann es nicht leugnen. Wir ſind alle wohl. Theodor hatte von einer rauchigten Stube ein etwas entzündetes Auge, es geht jetzt aber ſchon beſſer.

Dieſer Weg durch die Apenninen gehört zu den ſchönſten, die man überhaupt irgendwo machen kann, und es gereut mich nicht, ihn geſehen zu haben. Adieu, Geliebteſter. Die Kinder und Kohlrauſch grüßen, und wir ſehnen uns alle nach Euch.

Ewig Dein.

Nachwort

Um die Mittagsſtunde des 29. Januar konnten endlich die Getrennten ein glückliches Wiederſehen feiern. Humboldt war ſeiner Frau mit den beiden kleinen Mädchen zwei Stunden weit entgegengefahren.

Für die Wiedervereinten begann nun die ſchönſte Zeit ihres ganzen römiſchen Aufenthalts. Ende April kam auch Alexander nach Rom, und näher als je treten ſich jetzt „die beiden entgegengeſetzten Pole". Alexanders ſprühender Geiſt zauberte die Wunder der neuen Welt vor das geiſtige Auge ſeines Bruders; er durchlebte für ihn noch einmal ſeine Reiſen und brachte ihm auch aus ſprachwiſſenſchaftlichem Gebiet wertvolle Kunde. Wilhelm empfing dieſe Bereicherung ſeines Wiſſens, dieſe Erweiterung ſeines Geſichtskreiſes mit der ihm eigenen Größe und Tiefe. Wie eine erhabene Zwieſprache der beiden brüderlichen Genien erſcheint die Zueignung von Alexanders „Anſichten der Natur", der erſten ſich der Öffentlichkeit zeigenden Frucht ſeiner Reiſen, und ein Jahr ſpäter Wilhelms Erwiderung: das Gedicht „An Alexander v. Humboldt", in dem er den glücklich Heimgekehrten feiert und am Schluß für ſich nichts wünſcht, als ein ſtilles Leben „im Kreis der Lieb' und ein Grab an der Ceſtiuspyramide".

Dort ruhte ſeit dem November 1807 der im Januar 1806 geborene Sohn, Guſtav, an der Seite ſeines ſchönen Bruders,

und Humboldt glaubte ſich niemals wieder von dieſer teuren Stätte trennen zu können. Nichts zog ihn in die Heimat zurück: Schiller war nicht mehr. Humboldts ſehnende Gedanken nach dieſem reinen, hohen Geiſt, dem er ſich verwandt gefühlt wie keinem ſonſt, hatten kein irdiſches Ziel mehr.

Wohl war Humboldt mit jeder Faſer ſeines Weſens deutſch. Er liebte die Deutſchheit, deutſche Kultur und Sitte, er ſtellte die deutſche Sprache über alle anderen, aber eine Vaterlandsliebe in unſerem heutigen Sinne hatte er nicht, konnte er nicht haben. Die wurde auch in ihm erſt in jener ſchweren Zeit geboren, die erwuchs erſt mit ſeinem eigenen Ringen um Preußens Exiſtenz, Preußens Größe. Dennoch hatte er ſofort, als das Verhängnis über Preußen hereinbrach, die Pflicht empfunden, perſönlich für das Vaterland einzutreten und ſich im Herbſt 1806 ſeiner Regierung für eine Stellung, in der er nützlicher ſein könne als in der gegenwärtigen, zur Verfügung geſtellt. Mehrfach wiederholte er dieſes Anerbieten, ohne jedoch abberufen zu werden.

Längere Zeit ohne Gehalt, faſt ohne Zinſen ſeines Vermögens, ohne Zulage vom Vater Dacheröden, deſſen Güter der Krieg verwüſtete, ſah ſich Humboldt auch pekuniär in ſchwieriger Lage. Sein in Polen angelegtes Vermögen war ſchwer gefährdet. Wollte er es nicht ganz verlieren, ſo mußte er ſich eingehender darum kümmern, als dies aus der Entfernung möglich war.

Dazu kamen des alten Dacheröden dringende Bitten, ihn zu beſuchen, um noch wichtige Dispoſitionen zu treffen. Er hatte im Januar 1806 ſeinen einzigen Sohn verloren, und da dieſer kinderlos verſtorben war, entſtand in dem alten Herrn der Wunſch, den Namen Dacheröden in ſeinem Enkel fortleben zu ſehen. Auch erſchien es notwendig, Vorkehrungen zu treffen, daß bei ſeinem Tode der Tochter das Erbrecht auf die Güter, als Manneslehen, nicht beſtritten würde. So waren es ſchließlich perſönliche Gründe, die

Humboldt zur Heimreiſe veranlaßten. Er erbat im September 1807 vier bis ſechs Monate Urlaub, der ihm auch vom Mai 1808 an bewilligt wurde.

Das Jahr 1808 aber ſollte auch der ewigen Stadt große Umwälzungen bringen. In den erſten Februartagen ward Rom von franzöſiſchen Truppen beſetzt. Humboldt glaubte, daß ſich bis zum Herbſt das Schickſal des Kirchenſtaats vollenden würde und ſchob ſeine Abreiſe auf. Bei der fortdauernden und nicht abzuſehenden Ungewißheit der Verhältniſſe entſchloß er ſich dann doch, ſeinen Urlaub anzutreten. In Begleitung ſeines Sohnes Theodor reiſte er am 14. Oktober von Rom ab, in der Zuverſicht, früher oder ſpäter zurückzukehren. Hatte er doch mit ſeinen zwei geliebten Söhnen die ewige Sehnſucht nach der Stadt auf den ſieben Hügeln in den römiſchen Boden geſenkt. Er ſollte ihn nie wieder betreten.

Stammtafel*)

Carl Friedrich v. Dacheröden, Erbherr auf Burgörner, Siersleben, Auleben und Talebra, Kgl. Preuß. Kammerpräsident, geb. 22. April 1732, gest. 20. Nov. 1809 zu Erfurt — vermählt mit **Ernestine Friederike v. Hopfgarten**, gest. 1. Mai 1774

Alexander Georg Freiherr v. Humboldt, Erbherr auf Ringenwalde und Tegel, Kgl. Major und Kammerherr bei dem Kronprinzen, geb. 22. Sept. 1720 zu Zamentz, gest. 6. Januar 1779 zu Berlin — vermählt mit **Marie Elisabeth v. Colomb**, verwitwete v. Holwede, geb. Dezember 1741, gest. 14. Nov. 1796 zu Berlin

Ernst, Dombechant zu Naumburg, geb. 1765, vermählt 1798 mit Luise v. Carlsburg, gest. 1806, kinderlos

Caroline Friederike, geb. 23. Februar 1766 zu Minden, gest. 26. März 1829 zu Berlin — vermählt 29. Juni 1791 — **Wilhelm**, geb. zu Potsdam 22. Juni 1767, gest. 8. April 1835 zu Tegel

Alexander, geb. 14. Sept. 1769, gest. 6. Mai 1859 zu Berlin

Caroline, geb. zu Erfurt 16. Mai 1792, gest. zu Berlin 19. Jan. 1837, unvermählt

Wilhelm, geb. zu Jena 5. Mai 1794 gest. zu Ariccia 15. Aug. 1803

Theodor, Leut. a. D., Erbherr auf Ottmachau, geb. zu Jena 19. Januar 1797, gest. zu Berlin 26. Juli 1871, verm. 1818 mit Mathilde v. Heineken, geb. 1800, gest. 1831

Adelheid, geb. zu Paris 17. Mai 1800 gest. zu Berlin 14. Dezember 1856, verm. 24. April 1815 mit Generalleutnant v. Bedemann, geb. 29. Oktober 1785, gest. 17. Dezember 1859, kinderlos

Gabriele, geb. 28. Mai 1802, gest. 16. April 1887 zu Berlin, verm. 10. Januar 1821 mit Heinrich v. Bülow, Kgl. Preuß. Staatsminister, geb. 16. September 1791, gest. 6. Februar 1846

Louise, geb. 2. Juli 1804 zu Paris, gest. 18. Okt. 1804 daselbst

Gustav, geb. 7. Januar 1806 zu Rom, gest. 12. Nov. 1807 daselbst

Hermann, Erbherr auf Friedrichseck-Ottmachau, geb. zu Rom 23. April 1809, gest. zu Friedrichseck 29. Dezember 1870, verm. mit Priszilla, Freiin v. Reitzenstein, verw. v. d. Hagen-Stölln, gest. 1871

*) Vgl. auch die Stammtafel, die dem Werke Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild 1791—1887. (Elfte Auflage [23. bis 25. Tausend]. Berlin 1905, E. S. Mittler & Sohn) am Schlusse beigegeben ist.

Namenverzeichnis

Anaſtaſio, Lohnkutſcher 136, 138, 143, 164.
Anna-Amalia, Herzogin-Mutter von Sachſen-Weimar 21 f., 41.
Antonio, Koch 151, 163, 189, 230.
Archenholz, Hiſtoriker 20.
Auleben, Beſitzung des Präſidenten v. Dacheröden 18, 155 f., 167.

Barberini 198.
Berlin 54 ff., 113, 211.
Bernſtorff, Chr. G. Graf v., nachmals preußiſcher Miniſter des Auswärtigen 14.
Berthollet, Chemiker 265.
Beulwitz, Caroline v., geb. v. Lengefeld, ſpätere Frau v. Wolzogen 10, 26. Vgl. auch Wolzogen, Caroline v.
Beyme, Kabinettsrat 180, 264.
Bielefeld 42, 46.
Bilbao 101.
Blois 77 f.
Bokelmann, G. W., Kaufmann 74, 83 f., 90 ff., 98, 100, 105.
Bonaparte, Louis, Bruder Napoleons I. 98.
Bonaparte, Lucian, Bruder Napoleons I. 198.
Bonpland, Naturforſcher 231 f., 248, 266.
Bonſtetten, K. V. v., Schriftſteller 147.
Borgheſe, Prinzeſſin, Schweſter Napoleons I. 198 f.
Boßi, Schneiderin 137.
Böttiger, Hofrat, Philologe 223 f.
Brinkmann, G. v., nachmaliger ſchwediſcher Geſandter 14 f., 47, 49, 51, 54, 57, 70, 292.
Brown, Baron 267, 277.
Brun, Friederike, däniſche Schriftſtellerin 113 f., 157.
Burgörner, Beſitzung des Präſidenten v. Dacheröden 18, 113, 154 ff., 160, 167, 171, 174, 179, 189, 199.
Burgsdorff, Wilh. v. 27, 33 ff., 39, 41, 43 ff., 46 f., 55, 69, 72, 166, 244, 249, 256.

Canova, Bildhauer 198 f.
Carl Friedrich, Herzog von Weimar 154 f., 168.
Caroline Louiſe, Fürſtin von Rudolſtadt 140, 142.
Carrol, ſpaniſcher Landedelmann 90.
Caſſini 158.

Catanio, Graf 56.
Clavier 238.
Conſalvi, Kardinal 150, 158, 278.
Corai 238.
Cotta, Verlagsbuchhändler 20, 61, 168.
Cumbach, Dorf in Schwarzburg-Rudolſtadt 10 f.
Cumberland, Herzogin von 132, 166.

Dabrowski, General 150.
Dacheröden, Ernſt v. (Sternbild, Bild), Bruder Carolines v. Humboldt 41 ff., 44, 47, 49, 53 f., 57, 69, 145, 155 f., 167, 174 f., 299.
— Frau v., geb. v. Carlsburg 174 f.
— Kammerpräſident v. 18, 26 f., 44, 47, 49 f., 53 f., 57, 113, 139, 143 ff., 154 ff., 162, 167, 174 f., 280, 300.
Dalberg, badiſcher Geſandter in Paris 244.
— Fritz 184, 244.
— Koadjutor 19, 21, 27 f., 33, 160, 223, 258, 265, 284.
Delambre, Aſtronom 219, 250.
Deshoulières, Antoinette, franz. Dichterin 83.
Deſſault, Madame, ehmalige Gouvernante Carolines v. Dacheröden 33.
Dohna-Schlobitten, Graf Alexander 56.
Dresden 72 f.
Dunker, Sekretär des Kammerpräſidenten v. Dacheröden 123, 280.

Eberhard, Profeſſor der Philoſophie in Halle 45.
Emilie, 22 f., 26, 117 f., 121 f., 168.

Fabroni, Florentiner 128.
Fernow, C. L., Schriftſteller 152, 157, 176, 223.
Feſch, Kardinal 259.
Flaguni, italieniſcher Arzt 147.
Florenz, 126 ff.
Francesko 230.
Friedrich Wilhelm III., König 264 f.

Garofalo, Römerin 130.
Gay-Luſſac, Phyſiker und Chemiker 289.
Gentz, Fr. v., Publiziſt und Staatsmann 14 ff., 49, 54, 57, 70.
Gierler, Däne 280.
Goethe, Wolfg. v. 18, 21 ff., 25 f., 28 f., 34, 36 f., 39 f., 44, 47, 50 f., 53, 61, 68 ff., 113, 145, 153 f., 165, 168, 184, 209, 223 f., 261.
— Auguſt v., Sohn des Dichters 22.
Goltz, Frl. v. 166, 268, vgl. auch Wedel.
Gores, weimariſche Familie 40.
Govat 266.
Graß, Karl, Maler 211.
Gray, Graf 42.

Haeften 44, 50, 70, 72, 182 f.
Hagen-Möckern, Frau v. 47. 167.
Hardenberg, Fürſt v., Staatskanzler 56, 67, 227 f., 240, 248, 258, 264.
— Graf 248.
Haſe, Erzieher 275.
Haugwitz, Graf v., preußiſcher Miniſter 56 f., 67, 208, 212 f., 226 ff., 240.
Herz, Henriette 56.

Herz, Hofrat, Arzt 54, 66.
Hoffmann, Kurator der Univerſität Halle 45.
Holwede, Rittmeiſter v., Stiefbruder Wilhelms v. Humboldt 48, 52, 54, 66.
Humboldt, Adelheid v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 73, 103, 105, 115 f., 122, 124 f., 129, 136 f., 142, 147 ff., 151, 158 f., 161, 163 f., 166, 196 f., 201 f., 212, 214, 216, 222, 227, 236, 255, 267, 277 f., 283, 289, 291, 296.
— Alexander v. (Kies) 15, 27, 33, 34 f., 39, 41, 43 f., 46 f., 49, 51 f., 54, 68, 70, 72 f., 162 f., 177, 181 f., 194, 199 f., 212 f., 219 f., 225 f., 232 ff., 237 f., 243, 247—253, 255, 258, 260, 264, 267, 274 f., 287 ff., 294, 299.
— Caroline v., Gemahlin Wilhelm v. Humboldts, Leidender Zuſtand 25 f., 30, 32 f., 46.
Mutterliebe 11, 23 f., 44, 49, 53, 57.
Naturempfinden 11 f., 135.
Über Schillers Tell 185.
Vorbildliches Leben 133 f.
— Caroline v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt (Li) 1 f., 10 f., 13, 16 ff., 20, 22 ff., 34, 36, 49 f., 60, 66, 115 f., 122, 124 f., 137, 143, 154, 160, 167, 175, 207, 221, 237, 245, 257 f., 268, 270.
— Frau v., Mutter der Humboldtſchen Brüder 13 f., 24, 41, 52, 56.
— Gabriele v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 113, 115 ff., 122, 124 f., 129, 136 f., 148, 151, 158 f., 163 f., 196, 201 f., 214, 227, 255, 267, 289, 291, 296.
Humboldt, Guſtav v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt 298 ff.
— Louiſe, Mathilde, v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 207, 221, 237, 239 f., 243, 248, 255 f., 259, 269—273, 275 f., 279—283, 287, 294.
— Theodor v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt 25, 30, 34, 36, 44, 46, 49, 53, 57, 85, 105, 114 ff., 121—128, 130 f., 135, 138 f., 140 ff., 146, 150, 154, 158 ff., 161, 166 f., 172, 175 f., 178, 196, 207, 213, 221, 228, 237, 243, 244 f., 255 f., 258, 270, 287, 297, 300.
— Wilhelm v., Aufrichtigkeit 16.
Baskiſche Studien 73, 89 f., 93, 98 ff., 106, 108 f., 111, 165.
Bei Goethe 21 f., 28, 34, 36—40.
Eigenleben 4, 59, 63, 209, 260 ff.
Humor 188, 198, 201, 229 f.
Reiſe in Frankreich 75—84.
Reiſe in Spanien 85—103.
Toleranz 62.
Über Beziehungen zwiſchen Eltern und Kindern 104.
Über Beziehungen zwiſchen Mutter und Kind 58 f.
Über die Ehe 189 f.
Über Familienleben 30 f.
Über Fortleben nach dem Tode 66, 172, 177, 191, 263, 282.
Über Meer und Gebirge 85 f.
Über Schiller und Goethe 261.
Über ſeinen Bruder Alexander 182 f., 231 ff., 252 f.
Über Träume 186 f.
Über Vorausbeſtimmung 245 f.
Zukunftspläne 172 f.

Humboldt, Wilhelm v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt 18 f., 23, 50 f., 105, 114—124, 127, 129 ff., 138 f., 146, 157 f., 170 f., 174, 177 f., 193, 195 f., 202 ff., 215, 217 f., 220 ff., 225 f., 241 ff., 245, 254 f., 258, 276, 282 f., 287.

Imhoff, Amalie v., Schriftstellerin 34, 38 ff., 44, 68 f., 153.
Infanzonen 97.
Jefferson, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika 212.
Jena 18, 25, 33, 49, 52, 68, 71.
Josephine, Kaiserin von Frankreich 250.

Kanonikus 198, 200 f., 234 ff.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 21 f., 39, 44.
Keller, Bildhauer 117, 119 f., 157, 158.
— preußischer Gesandter in Wien 46, 248.
Khevenhüller, österreichischer Gesandter beim päpstlichen Stuhl 132, 147, 150, 169, 296.
Klein, Professor in Halle 20, 45.
Knebel, Karl Ludwig v., Schriftsteller 40.
Koadjutor s. Dalberg.
Kohlrausch, Arzt 114 f., 118 f., 121—127, 130 f., 135 f., 139 ff., 147 ff., 155 f., 159 f., 161 f., 168, 172, 178, 181, 183 f., 193 ff., 199, 213, 216, 221, 225, 227, 237, 241, 243, 249, 252 f., 270 f., 274 ff., 284, 286, 289, 296 f.
Körners, Eltern des Dichters Theodor Körner 72 f.
Kotulinsky, General 161.
Kunth, Erzieher Wilhelms und Alexanders v. Humboldt 14, 36, 44, 48, 51 f., 54 ff., 60, 166, 182, 244, 256, 267.

Laeser 41.
Lamberti, französische Emigrantenfamilie 27 ff.
Laplace, Astronom 265 f.
L'Ariccia 114 f., 214 f., 226.
Leien, Graf v. der 285.
Lengefeld, Frau v., Oberhofmeisterin 10, 28, 140, 144.
Leona, Donna 100.
Leuchsenring 284.
Loden, Professor der Anatomie in Jena 19, 70.
Lucchesini, preußischer Gesandter in Wien, dann in Paris 46, 250.
Ludwig, Herzog von Parma, später König von Toskana 93.
Ludwig I., König von Bayern 150.
Luise, Königin von Preußen 236.
Lupi, italienischer Arzt 147 f.
Lusis 132.

Madeweis, Polizeirat in Halle 45.
Mafford, Kupferstecher 266.
Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland 154, 168.
Marino bei Rom 197, 199 ff., 205 f., 217 f., 234 f.
Mariuccia 115, 125, 129.
Meckel, Arzt 46.
Mecklenburg, Prinz von 116 ff., 223, 236.
Melzi, Vizepräsident der italienischen Republik 153.
Mendelssohn, Moses (?) 249.

Merck, Joh. Heinr., Schriftſteller 37.
Meyer, Joh. Heinr., Hofrat 21 f., 24.
Moltke, däniſcher Finanzminiſter 126, 131 f., 145, 147, 169 f.
Moritz, Karl Philipp, Schriftſteller 37.

Necker, franzöſiſcher Miniſter 152 f.

Paris 73, 113, 181, 185, 188, 192 f., 216, 219 f., 250 f., 254, 284, 286.
— Krönung Napoleons I. 251, 254, 259 f., 284.
Pautti 198.
Peñafloridо, Graf 92.
Pius VII., Papſt 114, 150, 158.
Pobeheim, Bankier 156, 163, 168 f.
Pommard 225.

Rahel, Levin 44, 48, 51, 53, 55, 60, 67.
Recke, Eliſe, Freiin v. d. 278, 280.
Rehberg 244, 256 f.
Rehfues, Schriftſteller 176, 180.
Reinhart, Joh. Chr., Maler 211, 215, 222, 264, 278.
Riemer, Philologe, Hauslehrer 120, 154.
Rihouert, Anwalt (?) 289.
Rochefoucauld, Herzog von 81.
Rodde, Mad. 207.
Rom 114—126, 138, 166, 194, 200, 205, 214 f., 217 f., 222, 254, 278.
Röſel, Landſchaftsmaler 278.
Roſenſtiel Bankier 68, 70.
Rudolſtadt 11 f., 140.

Sartoris 132, 147.
Schellersheim, Geheimrat 126, 128 f.
Schick, Gottlieb, Maler 131, 161, 170.
Schiller, Carl v., älteſter Sohn des Dichters 23.
— Charlotte v., geb. v. Lengefeld (Lolo) 17 ff., 23, 47, 144, 151, 160, 167, 175, 219, 241.
— Fr. v. 17 ff., 23, 25, 33, 37 f., 47, 49, 51, 53, 61, 68 f., 71, 113, 144 f., 151, 160, 167, 184 ff., 208 f., 219, 224, 240 f., 261, 300.
Schinkel, Karl Friedrich, Architekt 211.
Schlabrendorff, Graf Guſtav v. 74, 111, 192 ff., 204 f., 207 f., 228, 250, 274, 284, 288 f., 294.
— Gräfin 213, 243, 266.
Schlegel, Auguſt Wilhelm v. 25, 153, 292.
— Friedrich v. 292.
Schönberger, Maler 264.
Schötz, Schriftſteller 154.
Schuberts 169.
Schweighäuſer, Gottfried, Philologe und Archäologe 196, 275.
Sikler, Erzieher 275, 285.
Silber, Kupferſtecher 266.
Souza, de, portugieſiſcher Geſandter in Paris 250.
Sprengel, Profeſſor der Geſchichte und Völkerkunde in Halle 45.
Staël, Frau v. 152 f., 176 f., 253, 292, 294, 296.
Stark, Hofrat, Arzt in Jena 54, 144, 168, 219.
Steffens, Philoſoph 248.
Stein, Frau von 23, 40.
Steinmeyer, Architekt 211.
Stockman, Jäger des Präſidenten von Dacheröden 28.

Taſſoni, Florentiner 128.
Tegel 12, 14, 18, 24, 44, 52, 54, 56 f., 113.
Thorwaldſen, Bildhauer 126.
Tieck, Friedrich, Bildhauer 154.
— Ludwig, Dichter und Shakeſpeare-Überſetzer 67.
Tomati, Graf 113, 198.

Uhden, preußiſcher Geſandter am päpſtlichen Stuhl 113, 167 f., 180, 211 f.
Unger, Verlagsbuchhändler 51.

Valentine von Mailand 78.
Vanderbourg 207.
Vaughan, Buchhändler 212 f.
Veit, David, Arzt und Literat 55.
Verneguis 158.
Veſuv 251 f.
Vicenza 129, 137, 148, 197, 227, 230, 277.
Vidoni, päpſtlicher Delegat 278.
Vieweg, Verlagsbuchhändler 51, 61.
Villers 207.
Villochin 238.
Visconti, Archäologe 181.
Voigt, Geh. Rat 27 f.
Volney, Schriftſteller 248.

Wartensleben, Gouverneur, Graf von 144.
Wedel, Frau v., geb. v. Goltz 166.
Weimar 21, 23, 26, 34 ff., 39, 44, 113, 151, 154.
Wolf, Profeſſor der Philologie in Halle 17 f., 24 ff., 36, 41, 45, 113, 160, 223 f.
Woltmann, Profeſſor der Geſchichte in Jena 20.
Wolzogen, Adolf v., Sohn Wilhelms und Caroline v. Wolzogen 26, 36, 167.
— Caroline v. 26, 28, 40, 44, 47, 49, 142, 144 f., 152, 156, 159 f., 167 f., 208, 219. Vgl. auch Beulwitz.
— Wilhelm v., 26, 28, 155 f., 167 f.
Wunſch, junger Mediziner 147 f., 151, 161, 187 ff., 197 f., 203, 230, 235, 267, 277, 296.

Zoëga, däniſcher Generalkonſul 126, 151, 179 f., 214, 267.

Buch- und Kunſtdruckerei F. E. Haag in Melle i. H.